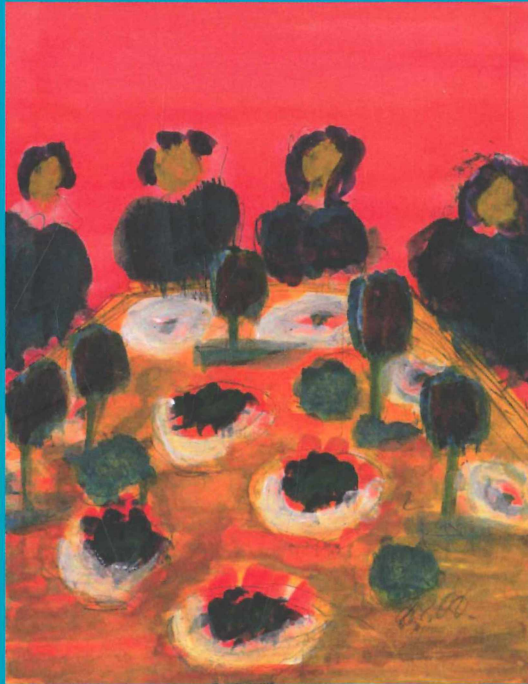


Über den Tellerrand



Redaktion: Inge Meta Hülbusch und Käthe Protze

Notizbuch **75** der **KASSELER SCHULE**

Hg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel 2007

Über den Tellerrand

Redaktion: Inge Meta Hülbusch und Käthe Protze

Notizbuch 75 der Kasseler Schule

1. Auflage: 1 – 250, August 2007

Hrsg.: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation (gemeinnütziger Verein).

Titel/Umschlag: Inge Meta Hülbusch unter Verwendung eines Bildes von Karl Heinrich Hülbusch 2007 Umschlagrückseite: Doris Damyanovic 2006.

Photo im Vorwort: Katharina Hülbusch-Lemckau

Druck: Druckerei G. Wollenhaupt GmbH, Unter dem Felsenkeller 30, 37247 Großalmerode.

Vereinsadressen: c/o Helmut Böse-Vetter, Elfbuchenstraße 16, 34119 Kassel

c/o Karl Heinrich Hülbusch, Adolphsdorfer Straße 15 A, 28879 Grasberg

Bestellungen an: AG Freiraum und Vegetation, bestell@freiraumundvegetation.de

Oder: c/o BSL, Helmut Böse-Vetter, Elfbuchenstraße 16, 34119 Kassel, Tel: 0561-775309

c/o Karl Heinrich Hülbusch, Adolphsdorfer Straße 15 A, 28879 Grasberg

Vereinskonto: Kasseler Sparkasse (BLZ: 520 503 53) Konto Nr.: 059475.

Internet: www.freiraumundvegetation.de

© Alle Rechte bei den Autoren

Notizbuch 75 – Über den Tellerrand

	Inhalt	Seite
Käthe Protze	Über den Tellerrand	5
Inge Meta Hülbusch	Reihungen – Aha! Oder (Heile?) Welt im (Herrschafts-) Raster	7
Helmut Böse-Vetter, Christine Anna Vetter	Haus ohne Garten	14
Heike Schneider	Spielplätze in Bremen Freiräume für Kinder oder gärtnerische Beschäftigungsprojekte?	22
Heidbert Bäuerle, Karl Heinrich Hülbusch, Harald Mang	Freiraumplanung Liegnitzplatz Gekürzter und redigierter Auszug aus `Freiraumplanung Liegnitzplatz`/ Büro Collage Nord. -1993	29
Heidbert Bäuerle, Karl Heinrich Hülbusch	Freiraumplanung `Brommyplatz` in Bremen Redigierter Auszug aus „Städtebauliches – Freiraumplanerisches Rahmenkonzept `Brommyplatz` (Büro Collage – Nord / H. Bäuerle 1991)	37
Friederike Freitag	Schulhofumgestaltung in Eigeninitiative	44
Birgit Klose	Ein Schulwegeplan für Bremen – Horn-Lehe	51
Käthe Protze	Lebendige Orte sind sichere Orte Zum Zusammenhang von Gebrauchsfähigkeit und Sicherheit von Freiräumen	66
Katrin Bekeszus	Zur Erweiterungsfähigkeit Findorff'scher Moorhufenkolonien im Teufelsmoor	79
Dorothea Franken	La vie en grandes pompes	80
Käthe Protze	Rolle ohne Amt Warum Familienarbeit gleich und doch ganz anders ist als Berufsarbeit	94
Dorothea Franken	La pastorale	96

Katharina Gugerell, Sonja Petrovics	Wirtschaften im Rahmen - Weinbau in Spitz und im Spitzer Graben in der Wachau	104
Gerda Schneider	Die Handlungsfreiräume auf Hofwirtschaften in ländlichen Räumen werden durch die symbolische Ordnung der Mutter strukturiert	115
Ingrid Scharmann	Visuelles Denken in der Kunst unterstützt eine weibliche symbolische Ordnung	132
Dagmar Kuhle	Als der Himmel oben war	144
Katrin Bekeszus	Erfahrungen einer Assel	148
Manfred Jürs	Wie viel Heimat braucht der Mensch? - ein psychologischer Essay -	149
	AutorInnen	170

Über den Tellerrand

"Das bekommen wir doch gebacken", so Meta, als es konkret wurde mit dem Notizbuch. Seit drei Jahren ist es im Gespräch, doch jedes Werk braucht letztenendes einen Termin. Und diesen Termin gibt es – glücklicherweise – diesen Sommer. Und auch wenn es keine Festschrift werden sollte, der 70. Geburtstag von Meta war zwingender Anlass, endlich in die Pötte zu kommen.

Das bekommen wir also gebacken. Und so begannen wir, Zutaten zusammen zu tragen und zu rühren. Da gibt es doch den schönen Text von dem, na Du weißt schon, dem jungen Mann von der Lesum, der Text den Katrin mal mitgebracht hat. Der würde da gut reinpassen, die Eine. Und von uns Frauen, aus unserem Kränzchen, da haben wir mal einen Grund, unsere Geschichten aufzuschreiben, die Andere. Da fällt mir ein, was machen denn eigentlich die in Wien. Die könnten wir auch noch fragen. Ich habe schöne Collagen von einer Freundin aus Frankreich, die müssen unbedingt hinein.

Wie es beim Zusammentragen dann oftmals ist, so gibt es von den einen Zutaten genug im Schrank, von anderen nur ein wenig, aber dafür was Feines, von den Nächsten sind nur noch Krümel da und der Laden hat schon geschlossen. Doch zu jedem Gebackenen gehören die geübten Improvisationen, die im Rühren neue Ideen für Ergänzungen entstehen lassen. Und zum Zusammentragen, die Freude daran, dass in manchem Vorratsschrank noch schöne Zutaten lagern, ganz hinten, wo sonst nur der Putzlappen beim Frühjahrsputz hinreicht. Oder dass eine zielstrebige Suche, die eine oder andere dazu bringt, lang gehütete Schätze, wenn auch schweren Herzens – "da muss ich eigentlich noch einmal drübergehen, das ist noch nicht so richtig rund" – in die Schüssel zu legen.

Beim Suchen, Sammeln und Rühren dann – weißt Du noch, als Du das erste Mal in Wien warst. Damals Januar 1987. Als Lilli Licka und Uschi Kose vom Frauenreferat der Boku Dich eingeladen hatten. "Frauenplanung – Planungs-frauen" hieß die Veranstaltung. Wir waren so neugierig, was uns die erfahrenen Landschaftsplanerinnen, an der Uni gab es ja kaum Frauen in der Lehre (das hat sich bis heute ja dann doch geändert), aus ihrer Praxis erzählen würden. Damals hatten wir Frauen (und auch einige Männer) uns über runde und eckige Entwürfe die Köpfe heiß geredet. 'Innenhaus und Außenhaus' und die 'Produktion der Reproduktion', was haben wir gestaunt, wie praktisch und lebensnah Planung sein kann.

Inzwischen arbeiten wir – hier wie da – gerne mit dem Grundgedanken. Verfeinert mit unterschiedlichen Zutaten, ergänzt um neue Gegenstände und Erfahrungen. Je nach Anlass mehr ins Süße oder ins Herzhafte gewendet. Und wenn wir manchmal feststellen, dass die Zusammenstellung in der Art nicht so richtig schmeckt, dann wird die Meinung der Kolleginnen (und auch der Kol-

legen) befragt und werden gemeinsam neue Schritte überlegt. So sitzen wir dann zusammen, neugierig auf die jeweilige Zusammenstellung, freudig am Ausprobieren, nicht selten auch empört – das kann so doch gar nicht schmecken.

Vor allem Meta stöbert gerne in neuen Kochbüchern, erzählt mit Köchinnen und Köchen, die sie 'zufällig getroffen hat' und sammelt spannende Vorschläge, Kombinationen und Mischungen. Und oftmals findet sie Gebackenes, das uns bekannt erscheint, obwohl es offensichtlich aus anderen Küchen stammt. Dann ist es oft auch die Art und Weise der Zubereitung, die uns dazu verleitet, die neuen Ideen zu unserer Sammlung hinzuzufügen. Denn die Reihenfolge ist nicht zu vernachlässigen – auch wenn es dazu unterschiedliche Philosophien gibt. Und dann die Dauer des Rührens. Davon können Leichtigkeit und Saftigkeit abhängen. Das braucht Aufmerksamkeit, Sorgfalt und auch Gefühl.

Die größte Gefahr aber lauert im Ofen. Zu große Hitze, zu niedrige Temperatur – zu schnell oder zu langsam gebacken, zu früh oder zu spät hervorgeholt. Alle Sorgfalt der Zubereitung ist vergebens, wird hier der richtige Grad verpasst, oder vor lauter Geschichten erzählen, Erinnerungen auffrischen, Weltfragen klären und Kaffee Aufgießen der Moment vergessen, in dem das Werk aus dem Ofen kommen sollte.

Nachdem wir also unsere Zutaten aus den verschiedenen Vorratsschränken zusammengetragen hatten, neugierig betastet, vorsichtig gewendet, sorgfältig gerührt und aufmerksam abgefüllt – dass kein Tropfen verloren geht. Da war der Ofen längst vorgeheizt. Da fehlte nur noch die kurze Notiz zur diesmaligen Zusammenstellung. Doch die ist hiermit auch eingetragen.

Nun ist der Kaffee gekocht, die Servietten sind gebügelt, das Werk ist frisch, aber abgekühlt (wir wollen keine Bauchschmerzen riskieren), der Tisch ist gedeckt.

Und wenn wir denn schon alle beisammen sind, können wir erst auch ein Ständchen anstimmen. Zum Anlass.

"Zum Geburtstag viel Glück, zum Geburtstag viel Glück, zum Geburtstag, liebe Meta, zum Geburtstag viel Glück"

Jetzt können wir uns setzen.

Und dann, bevor eine(r) auf die Idee kommt, noch eine Rede zu halten, einen raschen Blick über den Tellerrand – und Guten Appetit.



Reihungen – Aha! oder (Heile?) Welt im (Herrschafts-) Raster

„Kassel wird Weltstadt“, so tönte es überall nach der „Übernahme“ Hessens durch die Preußen, 1866. Kassel wurde Sommerresidenz der Kaiserin (Wilhelmshöhe). Das Hohenzollernviertel, heute der sog. Vordere Westen, bot Logis für den „Unterbau“, die Höflinge und Bediensteten. 1974, als wir von Bremen in den Kasseler Westen zogen, machte uns ein Nachbar (Berufsschullehrer mit Gesellenprüfung) auf die kleinen feinen Unterschiede der BewohnerInnen der Goethestraße (früher Kaiserstraße) aufmerksam: „Als ich mich als Lehrling nach getaner Arbeit von der Auftraggeberin in der Goethestraße – Sie kennen ja die große Villa – verabschiedete, sagte ich höflich: „Ich bin fertig, gnädige Frau“ und wurde angefahren: „Will Er wohl gefälligst Exzellenz zu mir sagen....?!“

– So geschehen um das Jahr 1955.

Mit dieser „Exzellenz“ im Ohr lernte ich Kassel kennen, lief ich die Straßen tags und auch bei Nacht ab (wir Frauen diskutierten damals viel über „Stadtstreicherinnen“ und „die Nacht gehört mir“).

Wie fühlte ich mich in dieser Stadt „beim Versuch, eine Stadt zu lieben“, wie ich es 1981 in einem Aufsatz für die Deutsche Bauzeitung nannte? Die „Lakaienarchitektur“ war mir vertraut. Hatte mein Schulort Bremen (gründerzeitliche Reihenhäuser – Stadt mit dem Aushängeschild „Freiheit – buten un binnen“) nur die sozialdemokratischen Spuren des „roten“ Bremen hinterlassen, z.B. die Neue Vahr, entworfen als Hochhaustrabant u.a. von Ernst May, der in den Zwanziger Jahren mit Leberecht Migge die Reihenhäuser des „Neuen Frankfurt“ geplant hatte?

Aufgewachsen war ich in einer „Gründerzeit - Kaffeemühle“, ähnlich einer sog. „Oldenburger Hundehütte“ Aufgewachsen war ich zugleich in einem barocken Siedlungsgebiet, mit schnurgeraden Straßen und dicht gepflanzten Alleen, meist Birken, mit Kanälen und (damals noch) fast einheitlichem Baustil, mit Ausnahme eben der Häuser von Gewerbetreibenden und „Kaufhäusern“, wovon meine Familie eins hatte. Das ist ein Teufelsmoor, wie es in der Worpsweder Malerei kaum auftaucht.

Die Baumreihe hieß für mich als Kind: in heißen Sommern (nach-) mittags auf dem Heimweg von der Schule von Schatten zu Schatten zu fahren, im Winter mit dem Fahrrad im Dunkeln bei Windstärke 11 – 12 den rechten Winkel der Abbiegung nicht zu schaffen und in den Kanal zu „fliegen“ – der „baro-

cke“ rechte Winkel ist Angebot und Herausforderung. Wer behauptet eigentlich, dass im Barock alles rund und üppig ist?

Als ich als Oberstufenschülerin Paris auf einer Klassenfahrt kennen lernte, waren mir Plätze / Innenhöfe wie die „Place des Vosges“ (Henri IV, im Marais) und der Palais Royal sofort vertraut – es „reichte“ sich: die Arkaden, die Bäume, die wassergebundenen Decken, die mich an die Sommerwege unserer Dorfstraßen erinnerten(Die Maler taten`s natürlich auch, ich war ja schließlich auch in Worpswede zur Schule gegangen).



Place des Vosges 1955

Und die Wohnbedingungen – damals wie heute, 50 Jahre später, nur für Wohlhabende erträglich – interessierten mich mit 18 Jahren nicht. Studieren wollte ich in Paris ja nicht, also musste ich mir auch keine Unterkunft suchen. 7 Jahre später, als ich in Versailles an der École Nationale Sup. als „Stagiaire“ arbeitete, im „Potager du Roi“ (Louis XIV), wohnte ich dann sehr angenehm in einem palaisähnlichen Studentinnenwohnheim mit Blick in einen Park, der allerdings nicht häufig genutzt wurde, weil es ja so schrecklich viel überall zu entdecken gab, von echtem Champagner (wir verdienten sogar etwas, waren ja „gelernte“ Gärtnerinnen) bis zum Souterrain-Jazz-Keller in Paris. Auch das war mir aus Worpswede und meinem Studienort Hannover vertraut – kurz danach ging eine ganze Generation auf die Straße („Ich bin ein Elefant, Madame“).

Inge Rohdenburg, Studentin der Landespflege an der 4. Fakultät der Technischen Hochschule Hannover, wohnhaft in Hannover – Linden in der Nähe des Lindener Marktes in einem Gründerzeit – Bau in der Belétage, die zur Hälfte von einer Arztpraxis belegt war und die man nur durch ein zerbombtes Treppenhaus erreichte, in dem sich die Tauben wohlfühlten. Soviel ich weiß, waren wir vier „Kommilitoninnen“ die erste Frauen – Wohngemeinschaft (mit z.T. gemeinsamer Kasse) zumindest aus unserer Fakultät. Wir waren auch das erste Semester, in dem sich alle Studierenden (27) duzten.

Der damalige Leiter der Herrenhäuser Gärten in Hannover, K.H. Meyer, war bei uns Honorar – Professor für Freilandpflanzenkunde. Wir lernten viel bei ihm, ich vor allem im Großen Garten der Sophie von Hannover: Was ist eine Reihung? Eine Allee? Wie funktioniert die große Allee in Herrenhausen? Wie kann sie erhalten, wie kann sie erneuert werden? Wie pflanze ich Linden und Eichen? Was ist eine Wasserkunst? Wie gehe ich überhaupt mit Wasser um?

Im Sommer gab es (und gibt es noch) „Son et Lumière“, wie es damals in Frankreich hieß, in Hannover natürlich mit „hausgemachter“ Musik von Händel (Wassermusik, Feuerwerksmusik, komponiert für das englisch – hannöversche Königshaus). Und im Heckentheater gab es Shakespeare – der Park, bei tagsüber freiem Eintritt, war quasi mein „Außenhaus“, war mir vertraut.

Was uns damals nicht beschäftigte, war die Frage, ob die Herrenhäuser Gärten historisch „echt“ restauriert worden waren (so heute die Diskussion in Hannover). Wir waren stolz, dass es sie noch (oder wieder) gab; wir waren die jungen Erwachsenen, die alle als Kinder Angst vor Tieffliegern hatten und Bombennächte (z.T. auch Flucht) und ausgebrannte Ruinen kannten.

Den „niedersächsischen Genitiv“ – „Dem Landesvater sein treues Volk“ – kannte ich aus meiner Heimat, auf Schützenfesten wurde nicht nur grün – weiß geflaggt, sondern es war auch oft die gelb – weiße Welfenfahne zu sehen – und ab und zu gab es gelb – weiße Welfenspeise zum Nachtisch. Schließlich hatte ja das Königshaus den Siedlern die Obstbäume aus Herrenhausen geschenkt (Rabenstein, P. 1982:72).

Was ich damit sagen will: mein subjektiver Zugang zu den Phänomenen der Stadtgestalt war geprägt durch das, was mir vertraut war. Gereist war ich, waren meine Eltern ja kaum.

Schon nach dem dritten Semester, immer noch in der mehr oder weniger intensiven Beschäftigung mit dem Erlernen der naturwissenschaftlichen Grundlagen lt. Prüfungsordnung, spürte ich Versagensängste und Leere in mir: ich, die ich darauf gewartet hatte, dass

„die Welt hebt an zu singen,
triffst du nur das Zauberwort...“
(J. v. Eichendorff).

Was ist eigentlich (hängen-) geblieben?

Antrittsvorlesung des neuen Rektors der TH über „Die Schnecke im Salat“ Bodenkunde – Prof. Schachtschabel beim Kolloquium: „Sind Sie eigentlich auch so aufgeregt, wenn Sie mal heiraten?“ – beim Abfragen des Zitronensäure-Zyklus. (Ich frage mich heute noch, was das und wozu das zu wissen gut ist). „Erklären Sie mir doch bitte den Generationswechsel von Kleeseide, Fräulein Rohdenburg Sie haben doch im Botanischen Garten in Bremen gearbeitet, das müssten Sie doch wissen “ (in Botanik/Vordiplom).

Das interessierte mich doch alles gar nicht. Hätte ich doch weiter in Tübingen Philologie studiert, vielleicht hätte ich ja noch Geographie dazunehmen können, oder „Volkskunde“

(Der Begriff Ethnologie war mir damals nicht vertraut, auch ahnte ich nicht, dass „Kulturwissenschaft“ eine Existenzgrundlage hätte sein können). Dann hätte sich mir sicher ein Zugang zur Welt geöffnet – und mir wäre meine Welt bewusst geworden.

Was hatte denn Herrenhausen mit der Kleeseide zu tun? Und was die makabren Ausführungen unseres Physikprofessors Glubrecht über den Schutz vor radioaktiver Strahlung („Buch / Aktentasche an den Kopf!!“) ?

Also, nichts wie weg

Und da die Vegetationskundler mich nicht kartieren lassen wollten, „weil es für Frauen doch zu gefährlich wäre“..., also ab nach Frankreich, wo ich immer schon mal arbeiten wollte, ich konnte doch Französisch: „L' État, c'est moi!“

Ich habe mir den Gemüsegarten Ludwigs XIV im Oktober 2005 wieder angesehen, er ist, wie viele historische Gärten, in die Fänge der Gartendenkmalpflege geraten, die aber für derartige Objekte, die in der Öffentlichkeit wenig bekannt sind, kein Geld (und kein Gespür) hat.

Das, was z.B. bei den sog. „Wiepking – Gärten“ auf dem Gartenbau – Gelände der heutigen TU Hannover Patina zugelassen hat („die sind alt, sind unter Wiepking-Jürgensmann und Lendholt entstanden, sind „politisch“ nicht vorzeigbar, aber schön wir wissen nicht, wie wir damit umgehen sollen/können“) hat in Versailles bei der Hochschule, die heute nicht mehr „Horticulture“, sondern „Paysage“ lehrt, das Gegenteil bewirkt, der Potager ist nackt.

Aber er ist auf jeden Fall noch da – mit seinen Reihen, seinen Obstspalieren, seinen Äpfeln und Birnen. Obst und Gemüse werden nicht nur produziert, sondern auch verkauft, wie früher. Aber das Dichte, das Bunte fehlte, es roch nicht mehr nach „Gartenleben“, die Rosen fehlten, die vielen Schlinger, es duftete nicht mehr, obwohl die Sonne schien. Und es lag soviel Obst unter den Spalieren....

In Versailles lernte ich damals Birnen („Williams“) zu ernten, zu sortieren und zu verpacken, lernte ich aber auch zu okulieren und die Anzügligkeiten eines

gerade aus den Kolonien „heimgekehrten“ Gartenmeisters abzuwehren, der immer noch glaubte, „Hula – Hupp – Mädchen“ vor sich zu haben.

Und überall hallte das Echo von Schießübungen der Offiziersschule St. Cyr, heute wie damals. De la Quintinyes „Reihungen“ vor dem Hintergrund (inter-)nationaler Konflikte, damals OAS (Algerien – „Krise“), heute Angst vor (Islam-)Terror. Wie damals waren die Tore bei der Orangerie verschlossen, der kurze Weg vom Versailler Schlosspark zum Küchengarten (Potager) war dicht. Das gilt allerdings jetzt auch für das Gebäude der Gartenbauer in Hannover, es ging nur mit Genehmigung der Pfortners in die Wiepking – Gärten („ich habe hier studiert und möchte den jungen Kolleginnen die Gärten zeigen..“), die Wach- und Schließgesellschaft fuhr Streife auf dem Hochschulgelände. Oder geht es da eventuell um den Schutz der Genforschung? In der „Züchtung“ wurde in den 60er Jahren schon mit Isotopen gearbeitet, es gab schon einen Forschungs – Reaktor, der absolut nicht ungefährlich war. Ein späterer Leiter des jetzt stillgelegten Atomkraftwerkes Würgassen hat fast zur gleichen Zeit wie ich u.a. auch beim Atomphysiker Glubrecht Prüfungen gemacht.

Zurück zum Studium in Hannover:

Da wollte ich also flüchten – und sie hatte mich eingeholt – die Gegenwart. Diese Gegenwart hieß aber nicht nur Politik, nicht nur Stadt, sondern auf einmal war das, was in meiner Kindheit und Jugend „zwischen den Reihen“ war, wieder präsent: das bunte Neben- und Durcheinander eines Nutzgartens in einem festen Rahmen, so wie ich den „Potager“ der 60er Jahre noch immer in mir sehe, wie auch den „Schmiedegarten“, den Küchengarten des Untergutes in Lenthe bei Hannover – und so viele andere. Diese Gegenwart hieß danach aber auch: welchen Platz hat ein alter Garten in einer Stadt, in einem Dorf? Wie ist es, war es mit der Öffentlichkeit? Hat Herrschaft / Besitz eine Verpflichtung zur Öffnung? Wie ist die Plattform, der Zugang? Was ist mit dem Herrschaftsanspruch z.B. der Großen Allee in Hannover vom Königsworther Platz nach Herrenhausen – wie geht es mir da? Oder hätten an ihr Reihenhäuser errichtet werden können, z.B. in den Zwanziger Jahren? Nein, natürlich nicht: Stadtvillen wie in Dessau, Kavaliershäuser..... Lakaienarchitektur....

Bei einem sog. „Stegreif-Entwurf“ für eine Ortsrand – Neubausiedlung im süd-hannöverschen Deistervorland habe ich das Entsetzen von W. Landzettel (Ländliches Siedlungswesen) ausgelöst, als ich Straßen „einfach so“ über den Hügel führte, ohne point-de-vue, mehr so wie auf ein „A – Ha“ zurückführend, so, wie es mir vertraut war: da blinkte kein Licht am Ende der Straße (die oft ein Sandweg war). Da, wo man abbiegen musste, war ein Graben.

Vergleicht man den Grundriss von etwa 1750 der Hugenottenstadt Offenbach (Stubenvoll 1990: 174) mit dem unserer Teufelsmoor – Kolonien (ab 1752), so fällt sofort ins Auge, dass die Ausfallstraßen und die Straßen zum Wasser (Main) ein A –Ha vermitteln. Stimmt es vielleicht doch, dass in Frankreich die

Reformierten, die Hugenotten die katholische Herrschaftsdarstellung unterwanderten, wie neuerdings in Potsdam am Beispiel hugenottischer Gartenkünstler diskutiert wird?

Oder geht es einfach nur um Nutzungsqualität, Gebrauchswert?

Was mir jetzt in Paris auffiel: der Garten im Palais Royal unterscheidet sich gar nicht so sehr vom (neuen) Brommy - Platz in Bremen, er ist nur viel größer – und hat zwei „Kuschelecken“, die durch die Dominanz des Polizeigebäudes am Brommyplatz nicht einzurichten waren.

Und jetzt weiß ich auch, warum mich die Goetheanlage und der Stadthallengarten und der Huttenplatz mit seinen „Tempelchen“ in Kassel so angezogen haben. So etwas kannte ich ja aus Frankreich: Der Huttenplatz mit seinen Treppen war für mich ein „Palais de Chaillot“ (ohne Eiffelturm), die Diakonissenstraße in der Abendsonne gelb wie die Straßen in Versailles, der Stadthallengarten zum Boulespielen geeignet, die Goetheanlage ein „Square“ wie viele Pariser Parks.

Josef Beuys mit seinem documenta – Geschenk an die Stadt Kassel (7000 Eichen doc. 1982) steht durchaus in der Tradition der Reihung. Diese „soziale Plastik“, wie Beuys ein derartiges Kunstwerk nannte (ähnlich wie Kleists „allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“) hat die Zutaten einer Stübbenschen (d.h. hier preußischen) Allee, wie wir sie heute (wie lange?) noch in den (z.T. durch den Krieg nicht zerstörten) Gründerzeitvierteln der ehemals ostpreußischen, heute russischen Städte Königsberg (Kaliningrad) und Insterburg (Tschernjachowsk) finden: wassergebundene Decke, Kleinpflaster, dicht gereihete großkronige Bäume – vertraut, nur fehlt dort die Basaltstele.

Solch ein subjektives Stadtbild ist geprägt durch die Herkunft und die jeweiligen „Wechselfälle des Lebens“ und ist nicht generalisierbar als „Gebrauchswert für Jedermann“ (jede Frau).

Als Großmutter bin ich nicht mehr junge Mutter von Kleinkindern, bin nicht mehr ausschließlich auf „Stadtzeichen in Sockelhöhe“ fixiert, darf wieder „Stadtstreicherin“ sein.

So „verzaubert“ die eigene Biografie einen Ort, in dem man leben muss oder will – zur Not gibt's das Obst und Gemüse auf dem Markt oder in der „nährhaften Landschaft“, dem „Schlaraffenland umzu“

A – Ha, schon gesehen, déjà vu.

Literatur

- BÄUERLE, H. (1991): Städtebaulich – freiraumplanerisches Rahmenkonzept „Brommyplatz“
Vf.Mskr. Bremen
- BÖSE – VETTER, H. & HÜLBUSCH, I.M. (Red. – 1991“) Worpsswede und umzu. Notizbuch
25 der Kasseler Schule. Kassel.
- GROENER, F. & R.-M. KANDLER (Hrsg. – 1987): 7000 Eichen. Joseph Beuys. Köln.
- HÜLBUSCH, I.M. (1977): Chronik des Kasseler Westens. Mskr. Kassel.
- HÜLBUSCH, I.M. & LÄSKER – BAUER, U. (1978): Verfügbarkeit der Freiflächen im Kasseler
Westen. Unter besonderer Berücksichtigung der Goetheanlage. Arb.Ber. H. 10 des FB
Stadt- und Landschaftsplanung Gh Kassel. Kassel.
- HÜLBUSCH, I.M. (1978): Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schrif-
tenreihe der OE Architektur/Stadtplanung/Landschaftsplanung 01 – H. 33, Gh Kassel.
Kassel.
- HÜLBUSCH, I.M. (1981): Lakaienarchitektur – oder: Gedanken beim Versuch, eine Stadt zu
lieben. Deutsche Bauzeitung 115(6): 20 -21. Stuttgart.
- HÜLBUSCH; K.H. (1981): Aber eine schöne Landschaft! Bilder von der hessischen Mär-
chenstraße. Deutsche Bauzeitung 115 (6) 38-39. Stuttgart.
- „Ich bin ein Elefant, Madame“ (1968): Film von Peter Zadek. Bremen.
- KLOSE, B. & WEGMANN – KLOSE, A. (1990): Nahrhafte Landschaften. Dipl.Arb. am FB SL
GH Kassel. Kassel.
- MACHATSCHEK, M. (1999): Nahrhafte Landschaft. Wien. Köln. Weimar.
prächtiger und reizvoller denn jemals....(2007): 70 Jahre Erneuerung des Großen Gar-
tens.“ Vortragsreihe. Faltblatt, Hannover.
- RABENSTEIN, P. (1982): Jan von Moor. Fischerhude.
- STEINHÄUSER, U. (1990/93): Planen für die Wechselfälle des Lebens. In: NB 16 der Kasse-
ler Schule. Kassel.
- STUBENVOLL, W. (1990): Die deutschen Hugenottenstädte. Frankfurt a.M.
- STÜBBEN, J. (1924): Der Städtebau. 3. Auflage, Handbuch der Architektur IV. Teil, 9. Halb-
band. Leipzig.
- WHEELER, W. (1998): Le Potager du Roi. Fruits et légumes du château de Versailles. Paris.
Photo: Inge Meta Hülbusch

Haus ohne Garten

Inge Meta Hülbusch zum 70. Geburtstag mit den besten Wünschen gewidmet

„Die Dinge dürfen nicht wie gemalt sein,
sonst halten sie im Leben nicht“

Ernst Bloch

Vor längerer Zeit verfolgte ich eine Rundfunksendung in der es –wenn ich mich richtig erinnere- um den Alltag und die Situation von geistig behinderten Menschen ging. Der Moderator fragte in der Gesprächsrunde einen jungen Mann, wo er denn wohne? „Ich wohne in einem Haus“ antwortete er etwas verhalten. Die anderen Teilnehmer und Zuhörer reagierten hörbar mit gequälter Heiterkeit, wegen der offenbar banalen und deshalb peinlichen Antwort. Darauf fügte der junge Mann mit fester Stimme hinzu: „ja, in einem Haus, nicht in einer Wohnung.“ Woraufhin schlagartig betretene Stille im Publikum eintrat. Es ist nämlich nicht so, dass alle in Häusern wohnen, auch wenn das so allgemein unbedacht dahergesagt wird. Es ist ein Unterschied ob ich ein Haus oder eine Wohnung habe. Letztlich weiß das natürlich jeder und trotzdem sind wir sprachlich ungenau und diffus. Wir haben auf diese Unterscheidung in der AG Freiraum und Vegetation immer insistiert, indem wir stimmige Begriffe für die Unterscheidung gesucht und manchmal auch - mit der Brechstange - gefunden haben.

„Wohnen“ ist solch ein Begriff, der mit der Wohnung verbunden ist und den wir nicht mit dem Haus verbinden wollten. Deshalb nahmen wir dafür die Bezeichnung „hausen“ Dass das „Hausen“ heute nur noch in seiner negativen Bedeutung gebräuchlich ist, als „nicht richtig wohnen können“ hat uns dabei eher bestätigt. Wir bezogen uns dabei auch auf einen Hinweis von Janos Zimmermann, daß im ursprünglichen Wortsinn ‚bauen‘ ‚wohnen‘ bedeutete. „Wo nicht gebaut wird im weitesten Sinne wird nicht gewohnt“ Wo nicht gebaut, verändert werden kann, individuelle Spuren hinterlassen werden, kann nicht ‚gehaust‘ werden.

Das ‚Wohnen‘ beschränkt alles auf die Wohnung und stellt dabei das „Füße-hochlegen“ noch in den Vordergrund. Aber auch dort, wo „nur gewohnt“ wird, muß der Alltag, den es ja auch noch gibt, selbst wenn er die Form einer Mikrowelle annimmt, irgendwie stattfinden.

In den 70er Jahren entstanden die freiraumplanerischen Arbeiten und Thesen aus der Kritik am Geschoßwohnungsbau der 60er/70er Jahre. Die grünen

Wiesen müssten doch für die Bewohner verfügbar gemacht werden, mit Gartenparzellen, Vorplätzen an den Haustüren, Schuppen usw.

Verfügbar machen, das heißt, ich muss Bedingungen haben, die es mir ermöglichen etwas für mich zu tun, aber auch es zu lassen. Es geht um Entscheidungsmöglichkeiten und den individuellen, familiären Gebrauchswert des Hauses, zu dem das Außenhaus gehört.

„Doch dazu bedarf es der Bedingungen, die materiell geeignet sind, besetzt zu werden und abgesprochene, vereinbarte Verfügungen zuzulassen – spontane nicht abzuwehren. Wenn dies von den alltäglichen Notwendigkeiten ausgeht, statt diese zu verleugnen, zu ignorieren, kommt dabei die Forderung nach einer Organisation heraus, die bei allen Dispositionen als Möglichkeit interpretierbar und so in der Lage ist, Fehldispositionen zu verwandeln – also Bedingungen neu zu interpretieren bzw. zu besetzen.“ (Hülbusch, I.M. 1978: 9)

In den Reihenhaussiedlungen die 1920er Jahre schien uns eine Alternative oder zumindest Perspektive zu bestehen, wie man auch anders bauen könnte. Und zwar Häuser, nicht Wohnungen. Das „Außenhaus“ wie es begrifflich von Inge Meta Hülbusch geprägt wurde, geht tatsächlich vom „Haus“ aus.

Und häusliche Verhältnisse heißt: Haus und Hof, also häuslicher Freiraum mit Vorne und Hinten, als zwei sozialen Seiten mit unterschiedlichen Verhaltens- und Gebrauchsmöglichkeiten, Benachbarungen und Zugängen.



Merkwürdige Reihenhäuser 2005

Am Rande der alltäglichen Wege wird immer irgendwo irgendetwas gebaut. Nachdem man einige Wochen immer wieder einen beiläufigen Blick auf die Baustelle geworfen hat ahnt man, was es werden soll. Hier entstehen Reihenhäuser. Na bitte, geht doch! Weil man an einem Ende der Reihe hinter die Häuser gucken kann, sieht man bereits die Schokoladenseite entstehen, mit viel Glas und Terrassen, die einen seitlichen kleinen Blechschuppen zu den Nachbarhäusern bekommen. Auch vorne gibt es solch eine farblich abgestimmte Blechgarage vor den Haustüren. Die Gärten kommen zum Schluß dran, es ist ja noch Baustelle. Irgendwann sind die Häuser dann fertig und werden bezogen. Rasen wird hinter den Terrassen angesät. Es wird grün. Aber keine Gärten hinter den Häusern. Naja, denke ich, ist ja noch nicht ganz fertig, wird schon noch werden.

Ein Jahr vergeht und so langsam dämmert es mir: das wird nichts mehr. Das ist fertig und bleibt so. Ein grüner Schlauch, in den man wie auf ein freies Schußfeld blicken kann. Wie kann das denn gehen? Eine Reihe Einfamilienhäuser mit Platz hinter dem Haus, der sich unter einer grünen Decke versteckt. Das sieht ja aus wie im Mietwohnungsbau der frühen 1960er Jahre mit zwei- bis dreigeschossigen Zeilenbauten.

Seit gut zwei Jahren beobachte ich, was passiert. Zuerst einmal passiert gar nichts. An den verschiedenen Schnitthöhen des Rasens erkennt man, dass die jeweilige Fläche hinter jedem Haus von den jeweiligen Bewohnern gemäht wird. Das ergibt ein schön gestreiftes Bild. Die Terrassenkanten werden mit Topfpflanzen eingerahmt, die sich nach und nach zu einer stattlichen Menge ansammelt, die tagsüber kleine Ausflüge in die Rasenfläche unternimmt. Im Schutz der Töpfe setzt sich dann einige Zeit später bereits der ein oder andere Zwergstrauch im Rasen fest. So tastet sich die gärtnerische Versammlung in kleinen Schritten über die Terrasse hinaus auf den Rasen vor und

strebt der hinteren Grenze entgegen. Dort grenzen die älteren Grundstücke mit einem Zaun und dichter Hecke an. Hier findet der Rasenstreifen hinter den Häusern sein Ende und offenbar auch eine Art rettendes Ufer. Mit dem Rücken zur Grenze und Blick zum Haus steht hier eine erste Bank. Eine Schaukel und ein Zelt werden aufgeschlagen. Junge Gehölze kommen den Terrassenpflanzen entgegen. Von diesem hinteren Rand aus beginnt in einer Gegenbewegung die Eroberung der Rasenfläche.

Du meine Güte, was für eine komplizierte quälnerische Veranstaltung um einen eigenen Garten zu bekommen, den es doch offenbar nicht geben darf.

Wie ist denn sonst zu erklären, dass es keine festen seitlichen Grenzen zwischen den Nachbarn gibt. Beim Einfamilienhausgrundstück wäre das doch das Selbstverständlichste von der Welt. Das ist es doch, was alle wollen: ein eigenes Haus mit Hof oder Garten. Und jetzt diese Verrenkungen und verblühten Aktionen, die alle nicht nötig wären, wenn es klare Grenzen und Zuständigkei-

ten gäbe. So aber bewegen sich alle, als wenn sie etwas Unerlaubtes machten.

Was ich geschildert habe, ist nicht die Nutzung eines Gartens, sondern der Versuch die Voraussetzungen für einen Garten überhaupt erst herzustellen. Und dies über Umwege, die nicht einmal sicher zum Ziel führen.

Auf dem Plakat einer Bundesgartenschau hieß es einmal: „Der Tisch ist gedeckt, wir dekorieren nur“ Was ist aber jetzt, wenn der Tisch leer ist, ja wenn es nicht einmal mehr einen Tisch gibt? Dann wird trotzdem dekoriert um einen gefühlten Tisch wenigstens zu ahnen und von Zeiten zu träumen als es noch etwas zu essen gab. So ähnlich kommt es mir bei diesem Beispiel vor. Vor Jahren habe ich einmal in Florida etwas Ähnliches gesehen.

Aber dort in den Suburbs stehen die manchmal 20m langen Bungalows mindestens 50m voneinander entfernt. Hinten gibt es ein Holzdeck und eine Veranda („florida-room“). Der Rest ist wie hin gegossen, mit Bananenstauden und Kiefern durchsetzte Flußlandschaft. Zäune gibt es nicht, dafür hat jeder eine Flinte im Schrank.

Aber zurück zu unseren Reihenhäusern. Weil die Nachbargrenzen fehlen, muß ich den einzigen geschützten Platz am Haus, die Terrasse, mit Topfblumen absichern und seitlich etwas verlängern. Dies muß ich möglichst flächig machen, damit die Absicht nicht so auffällt und der „Raum“ weiter fließen kann. Dann versuche ich mit Möbeln die Ecken des Territoriums unauffällig und nur zeitweise andeutungsweise zu markieren. Wer kleine Kinder hat darf eine Schaukel hinter das Haus stellen, hat aber auch die liebe Mühe und Not damit, den Kindern ihre Grenzen und soziales Verhalten beizubringen. Wo es kein eindeutiges Terrain gibt mit Grenzen, die Rückzug, Nähe und Distanz möglich machen, können sich auch Erwachsene kaum entspannt begegnen. Erklären Sie das mal einem Kind. „Kann ich rüberkommen?“ Wozu fragen, wenn die Bahn frei ist.

Mir fällt eine Parole aus der Zeit um 1980 ein, die Günther Grzimek auf einen Buchtitel schrieb: „Die Besitzergreifung des Rasens“ So mühselig kann das aussehen. Die Aufforderung war natürlich an die „anonymen Wohnblocks“ und nicht fürs Einfamilienhaus adressiert. Denn da gibt es ein Grundstück, mit klaren Grenzen und Nachbarn, denen man draußen nähertreten oder aus dem Weg gehen kann, und ansonsten macht jeder was er für richtig hält oder wozu er lustig ist. Und die Nachbarn machen das auch oder etwas ganz anderes oder auch gar nichts. Worüber sich einige aufregen, den anderen ist es egal.

Einen Freiraum haben bedeutet doch, Entscheidungsspielräume zu besitzen. Die Orte müssen so hergestellt sein, dass ich als Bewohner mit Nähe und Distanz umgehen kann damit alle Platz haben. Die Frage ist doch: wie kann ich mit Nachbarn nebeneinander wohnen, mit denen mich zunächst nichts verbindet, die ich vielleicht nicht ausstehen kann, und zwar so, daß jeder seinen Freiraum hat und behält.

Wie konnte das passieren, dass der Traum vom „Haus mit Garten“ auch ohne Garten geht. Dass dies in der Realität nicht recht funktioniert, zeigt unser kleines Beispiel. Alle versuchen irgendwie mit dieser Fläche hinter den Häusern umzugehen und die fehlenden Grenzen zu imitieren.

Die Phänomene sind uns von den Zeilenbauten des Mietwohnungsbaus bekannt. Die gleichen Versuche mit Bepflanzung den Balkon im Erdgeschoß zu schützen und Distanz herzustellen. Jede zufällige günstige Gelegenheit sich draußen ‚anzulehnen‘ wird genutzt, um im Gemeinschaftsrasen ein Stück für sich zu erobern. Das alles gehörte bisher in die Pathologie des Mietwohnungsbaus. Das gleiche nun auch im Einfamilienhaus?

Inge Meta Hülbusch schrieb 1978:

„Der Bewohner einer ‚Grüne-Wiesen-Siedlung‘ hat keine Veranlassung sich als Villenbesitzer zu fühlen und zu verhalten.“ (Hülbusch, I.M. 1978: 11)

Was aber veranlasst Einfamilienhausbesitzer sich auf ein Mietwohnen mit Terrasse reduzieren zu lassen. Da stimmt doch etwas mit dem Statusobjekt nicht.¹

Ein Blick in aktuelle Bildbände wie „Reihenhäuser und Doppelhäuser“ klärt auf: es geht um's Gefühl und Renommee. Alle, die nicht das gleiche Wohngefühl haben, sind altmodische Kleingeister. Wer will das schon sein. Es gehört mittlerweile eine Menge Selbstvertrauen und Mut dazu zu sagen: Ich will einen Garten und dazu gehört ein Zaun, damit ich mich bewegen kann, und dies erst recht wenn die Fläche relativ klein ist und die Nachbarn Wand an Wand wohnen. Anderen begegnen kann ich doch nur mit Sicherheit, wenn ich mich auch zurückziehen kann und Distanz möglich ist.

Ich weiß nicht, was es mit Freiheit zu tun hat, wenn ich nicht einfach so in den Garten gehen kann, sondern nur in der Deckung verharre und selbst da noch Schutzvorkehrungen gegen erzwungene Nähe schaffen muß.

Das alles kennen wir vom Mietwohnungsbau und den Versuchen der Erdgeschossbewohner „ein Bein auf die Erde zu kriegen“, wenn sie Ihren Balkon umpflanzen, etwas verstohlen neben der Haustür gärtnern oder einen Stuhl an einen zufällig in der Nähe stehenden Baum stellen.

Auch hier war von Anfang an von Sonne, Luft, Großzügigkeit und etwas perfide auch von ‚Kommunikation‘ die Rede, um Phantasien zu beflügeln, die nirgends landen können. Und nun die gleiche Symptomatik beim Einfamilienhaus. Es ist zu vermuten, dass hier wie dort der gleiche Erreger dahintersteckt: Er heißt „Das-habt-ihr-doch-nicht-nötig“

Am Rande sei bemerkt, dass es sich bei den beschriebenen 6 Reihenhäusern um die besondere Konstruktion eines „Eigentumsähnlichen Dauerwohnrechtes“ Die Häuser gehören den Eigentümern voll und ganz. Das Grundstück, oder besser die Grundstücke gehören einer Genossenschaft. Das erklärt einiges. Die Leute haben quasi eine Eigentumswohnung in Gestalt eines Hauses gekauft. Ein Zwitter zwischen Mietverhältnis und Hausbesitz.

Aber hören wir die Botschaft für zeitgemäße Reihenhäuser (Kottje, J., 2004):

„Rückseitig schließt eine Obstwiese an die Grundstücke an, erweitert die privaten Freizeiteile und sorgt für gefühlsmäßige Großzügigkeit.“ (S.102)

„Um die Gartenfläche nicht unnötig zu verkleinern und die Qualität des Ausblicks ins Grüne zu nutzen, wurden die Gartenterrassen auf das Dach verlegt, (...)“ (S.118)

Die Grundrisse sprechen die gleiche Sprache. Wohnzimmer mit Terrasse, das war einmal. Von Zimmern kann keine Rede mehr sein. „Als durchgehender Raum konzipiert, von beiden Seiten belichtet, vermittelt er ein Gefühl von Großzügigkeit und Freiheit.“ (S.54)

Wohlgemerkt alle –fast alle- Beispiele in diesem Buch beschreiben Reihenhäuser heutiger Prägung ohne Gärten. Wenn von „Garten“ die Rede ist, dann wird darunter bestenfalls der befestigte Platz an der „Wohnhalle“ verstanden, der in eine freie Fläche hinter den Häusern fließend übergeht.

Freiheit, Großzügigkeit, Kommunikation sind die Schlüsselworte dieser Mogelpackung, bei der nicht einmal mehr ‚Privatheit‘ in der eigenen Wohnung möglich ist, weil auch hier die Abgegrenztheit von Zimmern der verglasten Freizügigkeit einer Großraumvitrine gewichen ist.

Gerade dem Reihnhaus wurde immer schon der Stempel der Beengtheit, des „Sich-in-die-Töpfe-Guckens“, eines langweiligen Schematismus und beschränkter Verhältnisse aufgedrückt, die den Bewohnern gewisse biedermeierliche Charakterzüge und verstaubte Unbeweglichkeit andichtete.

Wer will schon als kleinkariert gelten. Dabei bedeutete bieder ursprünglich: „brauchbar, nützlich“ und bezogen auf Personen: „tüchtig, brav, wacker“ (Duden – Herkunftswörterbuch). Das klingt natürlich nicht nach Freiheit und Abenteuer. Deshalb wird aus der soliden praktischen Reihung von „Haus und Hof“ ein Kreuzfahrtschiff mit großzügigen Kabinen. Über die einzelnen Häuser beim Reihnhaus hat man schon immer gerne im Namen des Städtebaus hinwegzutäuschen versucht. Das beschränkte sich aber in erster Linie auf die Fassadenabwicklung, die vor allem in England zu schlossartigen Ansichten komponiert wurden, bei denen man nicht bemerken sollte, dass unter jedem zweiten oder dritten Fenster eine Haustür ist. So soll alles größer wirken als es ist. Viele kleine schmale Gärten und Höfe hinter jedem Haus, das ist doch sehr monoton und eingeschränkt. Komm, laßt uns alles zusammenlegen, das ist dann zwar gar nicht mehr zu gebrauchen, aber es sieht so großzügig aus.

Würden Sie das auch mit ihrem Geld machen? Alle Nachbarn schmeißen ihr Geld zusammen auf ein Konto, damit jeder sich beim Blick auf den Kontostand einbilden kann er wäre reicher. Na, das würde Gelegenheit zur Kommunikation geben!

Zur Erinnerung:

„Die Wohnung ist ein Arbeitsplatz, der nur mit Hof und Garten materiell vollständig ist. (...) Eine simple Differenzierung der Arbeitsplätze und Orte der häuslichen Produktion ist Voraussetzung für die einsehbaren Rechte und Pflichten. Und man muß auch einfach etwas machen können, erproben können. (Hülbusch, I.M.H. 1978: 10) (...) Wie sonst sollte man hinaus kommen, Kontakte und Konflikte eingehen und auch Hilfe, Ergänzung, Information einholen können?“ (...) Das Außenhaus –Vorgarten, Eingang (Haustür), Hof und Garten sind solche ergänzenden Orte und gleichzeitig verknüpfende Orte zwischen privater Verfügung und öffentlichem Kontakt: kontrolliert zwar, eingeschränkt – aber verfügbar.“ (Hülbusch, I.M., 1978: 7)

Dazu muß ich das einzelne Haus ernst nehmen und das Prinzip der Aneinanderreihung verstehen. Wenn ich mit diesen Sätzen im Kopf in den Bildbänden der Bausparkassen und Musterbüchern zeitgenössischer Architektur blättere dann sind das zwei –auch sprachlich- völlig verschiedene Welten.

Bei Gesprächen mit Bauherren sind praktische Überlegungen zum Grundriß, zum Material, zu Dimensionen etc. ein sperriges Unterfangen. Das wird gerne mitgenommen, aber erwartet wird ein Luftschloß, eine zündende, großzügige Formel fürs Wohngefühl. Dafür wird im Zweifelsfall sogar auf ein Zimmer oder einen Abstellraum verzichtet. „Einen Hof brauchen wir nicht. Wissen Sie, wenn wir nach Hause kommen, wollen wir uns nicht auch noch viel um den Garten kümmern müssen. Wir wollen nur nett auf der Terrasse sitzen und ein bisschen die Aussicht genießen. Das Kaminholz könnte man ja in die Garage legen.“

Wir nähern uns jetzt einem so genannten „Totschlagargument“: Die Leute brauchen ja gar keinen Garten oder Hof mehr. Ebenso wenig wie Keller oder Dachboden. Ein Garten ist zwecklos, dient nur noch dazu, die Nachbarschaft außer Sichtweite zu halten. Am besten ist es dann, wenn sich niemand mehr raustraumt. Moderne Architekten sehen das so und fortschrittliche Bauherren folgen Ihnen.

Ein Haus kann offenbar auch ohne Hof und Garten gedacht werden.

Aber nur gedacht werden! In der Wirklichkeit funktioniert es offenbar doch nicht. Wir müssen davon ausgehen, dass Leute, die sich so etwas leisten, eine Wahl getroffen haben. Sie haben etwas gewählt, was mit bestimmten Vorstellungen von Status oder ‚Lifestyle‘ zu tun hat. Gleichzeitig steht ihnen dabei ihr eigener Alltag im Wege. Sie befinden sich in dem Dilemma, ein Bild aufrechtzuerhalten, wie sie –auch von sich selber- gerne gesehen werden wollen, und dem, was der Alltag erfordert und mit sich bringt.

In dem Selbstbild des sozialen Prestiges dürfen Grenzen und Zäune nicht vorkommen, aber im täglichen Leben hält das keiner aus und durch. ‚Durch die Hintertür‘ kommt –ohne daß sich die Leute dies bewußt machen- das reale Leben wieder zum Vorschein. Es ist letztlich doch stärker, aber es muß sich in seiner Vergegenständlichung klein machen, damit der Schein –sowohl nach Innen wie nach Außen- gewahrt bleiben kann. Das ist die Anpassungsleistung

moderner Bauherren. Unser Beispiel zeigt das Zerrbild dieser ambivalenten Situation.

Als ich vor kurzem wieder an den „Reihenhäusern“ vorbeikomme, bleibe ich stehen und denke: Die mögen das so sehen, aber real machen die Leute doch etwas anderes. So langsam wächst der grüne Schokoriegel in Streifen an den imaginären Nachbargrenzen zu. Was hier veranstaltet wird ist nur vordergründig Spielerei. Die machen das doch, um auszuprobieren ob etwas geht. Vielleicht traut sich ja doch Irgendjemand irgendwann einen Zaun zu ziehen, jemand, der auf die ganze Großartigkeit pfeift.

Und erst jetzt sehe ich es. Etwas versteckt, am Ende neben dem letzten Haus, wo seitlich noch drei Meter Platz und ein Zaun ist, wo die anderen es nicht sehen, da steht doch tatsächlich ein kleines Gewächshaus, wurde ein Zelt aufgeschlagen, ein Stapel Holz ist zwischengelagert, Gummistiefel stehen daneben. Natürlich: am Ende gibt es einen Zaun, da ist die Hauptstrasse, da endet auch die „Großzügigkeit“ Wird also doch gebraucht! aber nur weil es hier geht. Es könnte so einfach sein, auch bei den anderen.

Literatur

- Hülbusch, Inge Meta, 1978, Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Heft 33 der Schriftenreihe 01 der OE Architektur – Stadtplanung – Landschaftsplanung, Gesamthochschule Kassel. Kassel
- Grzimek, Günther und Stephan, Rainer, 1983, Die Besitzergreifung des Rasens. Folgerungen aus dem Modell Süd-Isar. Grünplanung heute. Callwey-Verlag München.
- Kottje, Johannes, 2004, Reihenhäuser Doppelhäuser. Mit Architekten kostengünstig und hochwertig bauen. DVA- München.
- Zimmermann, Janos, 1978 Wohnverhalten und Wohnumwelt. Schriftenreihe 04.044. Bundesministerium für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau. Bonn- Bad Godesberg.

Photo: Helmut Böse-Vetter

Spielplätze in Bremen

Freiräume für Kinder oder gärtnerische Beschäftigungsprojekte?

In Bremen wie auch andernorts wird die Planung, Pflege und Instandhaltung von Spielplätzen in den letzten Jahren zunehmend von Beschäftigungsträgern² geleistet. Bei den Beschäftigten dieser Betriebe handelt es sich um Langzeitarbeitslose, zumeist 'Ungelernte'. Diese werden für die anstehende Arbeit im Betrieb wie auch zur besseren Vermittelbarkeit auf den ersten Arbeitsmarkt in sog. Qualifizierungsmaßnahmen (im Folgenden, wie auch intern 'Quali' genannt) angeleitet.

Gärtnerische Qualifizierungen biete ich seit mehr als sieben Jahren verschiedenen Beschäftigungsträgern im Lande Bremen an. Dafür übernehme ich in der Regel einen aktuell anstehenden Auftrag im Bereich gärtnerischer Pflege oder Spielplatzbau, bereite ihn mit den TeilnehmerInnen theoretisch vor und leite sie bei der praktischen Ausführung an. Die Vorbereitungen für einen Grünpflegelehrgang auf dem Spielplatz in der Gohgräfenstraße in Bremen brachten mich zu einem Vergleich mit einem weiteren, im gleichen Stadtteil liegenden Spielplatz - dem Liegnitzplatz. Dieser Pflegeauftrag steht für viele ähnliche Beispiele 'kommunaler Pflegefälle' auf Bremer Spielplätzen, die von Beschäftigungsbetrieben abgeleistet werden.

Häufig sind es Spielplätze, deren Erstplanung und -ausstattung auf die 60er Jahre zurückgeht. Für Erneuerungen waren hier in den letzten Jahrzehnten meist keine Gelder vorhanden, so dass sich die Erstvegetation 'gut' entwickeln konnte. Viele Gehölzpflanzungen, oft mit Berberitzen, Bodendeckern und Rosen, mittlerweile durchmischt mit vielen Spontangehölzen, machen auf diesen

Diese Beschäftigungsträger, zumeist Vereine, gründeten sich seit den 80er Jahren auf der Basis staatlicher Beschäftigungspolitik und deren Finanzierung. Mit dem Ziel, langzeitarbeitslose Menschen auf den (ersten) Arbeitsmarkt zu vermitteln, entstand dieser finanziell geförderte, sog. zweite Arbeitsmarkt. Für maximal ein Jahr erhalten Arbeitslose hier einen Arbeitsvertrag. Ihre 'Beschäftigung' während dieser Zeit besteht überwiegend in der Ausführung von kommunalen Arbeitsaufträgen. Das sind z.B. Pflege, Instandhaltung aber auch Planung und Neubau von städtischen Spielplätzen, die gärtnerische Pflege von städtischen Grünflächen oder auch die Herstellung von Spielmobiliar für Kindertagesstätten. Dafür werden entsprechende Werkstätten und Arbeitsgruppen bereitgehalten: Zimmerer-, Tischler-, Maler- und Schlosserwerkstätten sowie Arbeitsgruppen im Bereich des Garten- und Landschaftsbaus. Neben der Ableistung realer Aufträge bei denen die Beschäftigten wieder mit einem Arbeitsalltag konfrontiert werden, erhalten sie sozialpädagogische Unterstützung (Beratung, Bewerbungstraining usw.) und berufliche Qualifizierungen (z.B. Gabelstapler- oder Motorsägenschein, gärtnerische Grundkurse). Zurzeit werden viele dieser Menschen als sog. Injobber bezeichnet. Die BAGIS (Arbeitsgemeinschaft für Integration und Soziales der Stadt Bremen) wählt entsprechende 'Arbeitslose' aus und verpflichtet sie zur Aufnahme dieser Arbeit; Andernfalls erhalten sie Kürzungen ihrer Unterhaltsleistungen. Zu ihren Sozialleistungen erhalten die Beschäftigten während ihrer Anstellung zusätzlich einen Euro für jede geleistete Stunde.

Plätzen oft bis zu 50% Flächenanteil aus. Aber auch die in den 90er Jahren überformten Plätze bieten aufgrund der damals beginnenden und bis heute reichenden Modewelle von 'naturnahen' Gestaltungen jede Menge gärtnerischen Handlungsbedarf. Von Hügeln und Wällen mit und ohne Bepflanzung, Kräuterbeeten, Totholzhecken oder Barfußpfaden gibt es jede Menge gärtnerische Herausforderungen, die zum Gegenstand meiner Qualis werden. Da die Haltbarkeitsdaten dieser speziellen Gestaltungen meist schnell abgelaufen sind (Zerstörung oder Verbrachung), drängt sich während der Pflegearbeiten oder notdürftigen Reparaturen oft die Frage auf. "Was soll das eigentlich alles? Wer hat sich diesen Unsinn ausgedacht?" Hundekot, sind neben Scherben und Müll manchmal die wesentlichen Nutzungsspuren, die uns empfangen. Und am Beispiel des Spielplatzes in der Gohgräfenstraße in Bremen drängte sich während der Pflege die Frage besonders auf: "Wieso sollen wir hier einen Spielplatz in Ordnung bringen, auf dem keine (kaum) Kinder spielen?"

Wo sind denn hier die Kinder? – Spielplatz Gohgräfenstraße

Schon bei dem ersten Vorgespräch im Sommer 2004 (es war nachmittags halb vier und gutes Wetter) mit der Sozialarbeiterin des Beschäftigungsträgers, trafen wir während des einstündigen Gespräches keine Kinder. Auch der gesamte Eindruck des Platzes ließ mit Ausnahme des kleinen Bolzplatzes (abgetretene Grasnarbe im Torbereich) nicht vermuten, dass hier sonst was los ist. Für die Sozialarbeiterin ein klarer Aufruf, dass hier nicht nur eine Pflege ansteht, sondern unbedingt was 'Neues' her muss, damit der Platz wieder 'attraktiv' wird. Sie würde sich bemühen Gelder aufzutreiben und ich sollte hier ein richtig gutes Projekt starten!

Die Euphorie dieser engagierten Sozialarbeiterin ist mir nicht fremd, wenn es um Planungen für Kinder geht. Doch meine Erfahrungen in der Vergangenheit zeigen, dass das mit den Geldern ein schwieriges Thema ist. Mit viel Engagement Einzelner wird dann schon mal ein Mini-Budget aufgetrieben, mit dem dann meist kleine Erneuerungen, z. B. ein neues Spielgerät, angeschafft werden. Doch neues Spielinventar ändert nichts an der falschen Erstplanung mit der bestehenden Grundausstattung!

Da es mein erster Auftrag bei diesem Träger war, wollte ich nicht gleich abwinken und die Frau desillusionieren und versprach ihr, darüber nachzudenken. Dies tat ich dann kurze Zeit später, gemeinsam mit meiner Kollegin Meta Hülbusch. Auch an diesem Tag, nachmittags, trafen wir erstmal keine Kinder. Das große ca. 15m lange, mit Mosaiksteinen verzierte Beton-Krokodil, welches den Bolzplatz von einem wassergebundenen Platz mit zwei Bänken, einer Tischtennisplatte und vier, neu gepflanzten Platanen trennte, ließ erkennen, dass bereits eine Überformung in den letzten Jahren einhergegangen

war. Während wir das 'Verpackungsgrün' an Rändern und auf Wällen etwas genauer betrachteten, mussten wir gut darauf achten im hohen Gras nicht die vielen 'Tretminen' (Hundekot) zu übersehen.

Dann kamen endlich zwei Kinder in Begleitung ihres Vaters. Sie wollten bolzen. Doch zuvor, ausgerüstet mit Plastiktüte und Schaufel entsorgte der Vater erstmal einige Hundekothaufen, leere Flaschen und auch Scherben, die am Rand des Platzes lagen.

"Das mache ich immer so" berichtete er. "Sonst kann man hier ja seine Kinder nicht guten Gewissens spielen lassen."

Da er direkt am Platz wohnt und mit seinen beiden Jungs diese hausnahe Fläche öfters nutzt, hat er sich an diese vorbereitende Handlung schon gewöhnt.

"Da kann man ja eh nichts machen – die Hundehalter sind da stur und da der Platz ja meist nicht von Kindern bespielt wird, machen die eh was sie wollen. Auf der Bank hinterm Busch sitzen oft Jugendliche, die trinken da ihr Bier. Ist ja auch nicht weiter schlimm, wenn sie anschließend nicht auch gern ihre Flaschen zerschlagen würden."

Wälle und Abgrünungen sind Aneignungsbarrieren

Der in etwa dreiseitige Platz ist zu 70% an seinen Rändern mit bepflanzten Wällen abgegrenzt.

Ein ca. 4-5 m hoher, bepflanzter Wall grenzt das Quartier wie auch diesen Spielplatz zur viel befahrenen Hafenrandstraße (Stapelfeld-/ Werftstraße) ab. Diese Randlage zur Straße lässt vermuten, dass es sich hier um eine Restfläche handelt; ein Stück, was beim Straßenbau übrig blieb. Das dahinter liegende ehemalige Werftgelände ist heute z. B. mit dem Space Park gebaut – ein zurzeit noch leerer 'Konsumpalast', für den mehrere Jahre lang Investoren gesucht wurden. Im Zuge dieses Vorhabens, wurde auch dieser angrenzende Stadtteil mit viel Geld 'aufgemotzt' (aber die gewünschte Veredelung blieb bis jetzt aus).



Foto 1: Bolzplatz mit Wällen und Eingrünung Foto 2: Betonkrokodil trennt Platz in zwei Hälften



Foto 3: kein Ort für kleine Kinder: Sandspielbereich ist zugewachsen Foto 4: ‚Unsichtbar‘: der Spielplatz vom Quartier ausgesehen

Wie der bepflanzte Wall zur Hafenanrandstraße für eine komplette Abtrennung von Hauptverkehrsstraße und Wohnquartier sorgt, erzielen die 1,50m hohen Wälle entlang der quartiersorientierten Seiten des Spielplatzes das gleiche Resultat. Die Wälle mit zusätzlicher Abgrünung trennen die Freiflächen vom Wohnquartier und den dort lebenden Menschen und Kindern. Weder die kleinen Durchlässe im Wall, noch das Schild mit der Aufschrift „Spielen erwünscht“ verhindern die Barrierewirkungen dieser Randausstattungen.

Die Einsehbarkeit des Platzes vom Quartier aus und insgesamt die Möglichkeit für das ‘Sehen und Gesehen’ werden ist jedoch eine wesentliche Voraussetzung für den sicheren Gebrauch eines öffentlichen Platzes. Stattdessen ist der ohnehin schon am Rand des Quartiers gelegene Platz durch sein Verparkungsgrün komplett vom Quartier isoliert.



Foto 5: „Spielen erwünscht“!

Auch die Erzählungen des Vaters zeigen, dass Gehölzinseln und Abgrünungen oft zu Orten für diejenigen werden, die etwas zu verbergen haben (z.B. unbeobachtet die Hunde kacken lassen) oder auch für Spanner (denn auch die werden dort ja nicht gesehen). An diesen Orten spielen dann auch keine Kinder mehr oder die Verantwortlichen lassen sie da nicht mehr spielen.

Neben der Unbrauchbarkeit und Verwaisung des Platzes drängt sich hier erst Recht die Frage nach dem Sinn des aufwendigen, gärtnerischen Pflegeaufwands auf.

Da die Verbesserungsvorschläge an meiner Auftraggeberin noch ausstanden, suchte ich im Rahmen des Kurses nach guten Vorbildern im Quartier.

Liegnitzplatz – Platz für Kinder

Luftlinie 300m weiter: Vom Rand des Quartiers hinein in die Mitte - ein weiterer Spielplatz. Oktober, nachmittags 16:00 Uhr; Hier sind viele Kinder anzutreffen in der Alterstufe von 3 - 13, kaum Erwachsene.

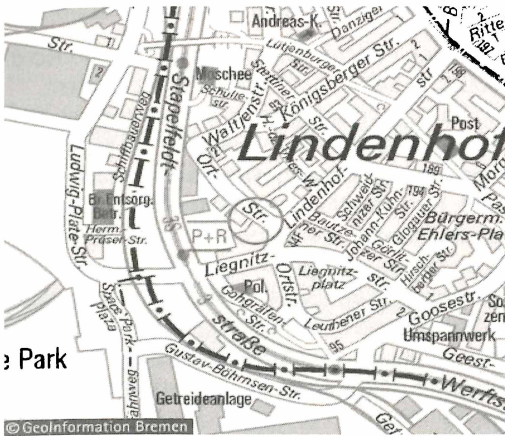


Abb.1: Ausschnitt Stadtplan von Bremen:

Lage Liegnitzplatz und Spielplatz Gohgräfenstraße/ Ecke Leuthener Straße

Von der Flächengröße her unterscheiden sich die beiden Plätze kaum voneinander. Jedoch ist dieser umgeben von angrenzender Bebauung (Bremer Reihenhäuser). Der Zugang wie auch die Übersicht von außen werden nicht durch Ein-, Abgrünungen oder Wälle versperrt. Als Abgrenzung dieses Platzes steht ein, auch für die Kinder überschaubarer Zaun! Aufgeastete Linden bilden eine durchschaubare Grenze am äußeren Rand des Platzes und auf dem Baumstreifen zwischen Straße und Gehweg. Gehwege unterschiedlicher Ausstattungen umgeben den gesamten Platzbereich.

Auffällig ist hier die Schlichtheit bezüglich der Ausstattungen (auch im Vergleich zu vielen anderen Spielplätzen, die ich kenne). Kreisschaukel, Sandspielbereich mit Wipptieren für die Kleinen, ein Bauwagen, Basketballtore, viele Bänke an den Rändern. Ein Platz, (im Vergleich zur üppigen Ausstattung der Gohgräfenstraße), der Platz lässt und von den Kids mit 'ihren' Spielen und Anlässen genutzt und besetzt werden kann.



Foto 6: Einer der Eingänge zum Platz



Foto 7: Randsituationen des Platzes

Meine Recherche zu den Planern dieses Platzes führte mich zu Collage Nord. H. Bäuerle, H. Mang und K. H. Hülbusch haben 1993 diesen Platz geplant. Das Konzept zur Freiraumplanung des Liegnitzplatzes folgt im Anschluss hier im Notizbuch; daher belasse ich es bei diesem kurzen Aufriss. Und an dieser Stelle sei meinen Kollegen ein Kompliment gemacht, was die Brauchbarkeit wie auch den Pflegeaufwand betrifft: Hier brauchen sich weder Stadtgärtner noch Beschäftigte des zweiten Arbeitsmarktes die Frage nach dem Sinn ihrer Arbeit stellen. Pflege und Wartungsarbeiten reduzieren sich hier auf die Müllentsorgung, gelegentlichem Sandaustausch der Sandbereiche, Ausbesserung der wassergebundenen Wegedecke, Kontrolle und Wartung der wenigen Spielgeräte und dem Aufasten der Linden. Ein gutes Beispiel für die Herstellung brauchbarer öffentlicher Spiel-/Freiräume bei gleichzeitiger Einsparung von kommunalen Geldern für die Pflege.

Der Vergleich dieser beiden Plätze macht deutlich, welche Zustände entstehen können, wenn nicht geplant sondern gestaltet wird. Die räumliche Gegebenheit des Liegnitzplatzes kann so nicht auf die Situation in der Gohgräfenstraße übertragen werden. Aber wenn das Prinzip angemessen übersetzt wird, kann eine vergleichbare Qualität (Beispiele und Vorbilder sind trotz aller 'Grünverplanung' noch zu finden) hergestellt werden.

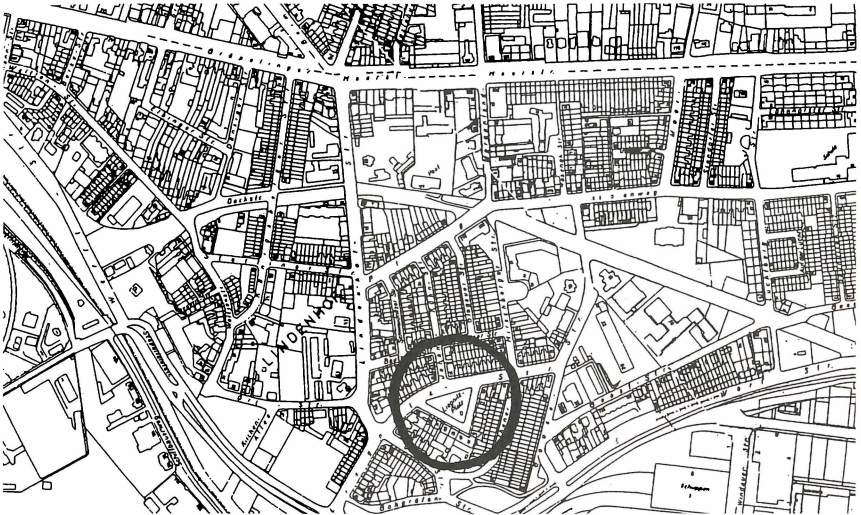
Literatur:

- Collage Nord / Bäuerle, H (1991): Städtebauliches – freiraumplanerisches Rahmenkonzept "Brommyplatz", Vvf. Mskr., Bremen (s. auch folgende Texte in diesem Band)
- Collage Nord / Bäuerle, H., Mang, H. u. Hülbusch, K.H. (1993): Liegnitzplatz im Sanierungsgebiet Gröpelingen. Vvf. Mskr., Bremen (s. auch folgende Texte in diesem Band)
- Collage Nord / Bäuerle, H. u. Theiling, C. (1996): Plätze in Bremen – Platz haben und Platz lassen. Notizbuch 44 der Kasseler Schule S. 1 – 134. Kassel

Photos: Heike Schneider

Freiraumplanung Liegnitzplatz

Gekürzter und redigierter Auszug aus `Freiraumplanung Liegnitzplatz`/
Büro Collage Nord, Bremen -1993.



Liegnitzplatz in Bremen-Gröpelingen

Als Quartiersplatz besaß er historisch eine äußerst sparsame Ausstattung und war für vielerlei Anlässe und für die am Platz wohnenden Leute jederzeit zugänglich und nutzbar. Der Platz ist heute hinter Gründickicht verschwunden und wird als `Kinderspielplatz` vorgehalten. Ursprünglich bestand der Platz aus einer einsehbaren und nutzbaren Rasenfläche, mit Bäumen umpflanzt und einem rundum verlaufenden Gehweg, der zur Straße hin in eine wassergebundene Decke überging und von einem umlaufenden Hochbord begrenzt wurde.

Z. Zt. ist der Platz nur über drei Tore zugänglich. Strauchwerk, vor allem mit stacheligen Berberitzen, sowie Baustahlmatten sorgen für eine hermetische Abriegelung bzw. Quartieraussperrung. Die Abschottung des Spielplatzes verhindert spielenden Kindern die Einsehbarkeit in die umgebenden Straßen. Für die Quartiersbewohner bedeutet dies, dass die hier ehemals selbstverständlichen informellen Kontakte, Verabredungen usw. – sozusagen im Vorübergehen – nicht mehr stattfinden können. Ca. 40% der Fläche sind weggegrünt und

dienen vornehmlich der absichtlichen und unabsichtlichen Abfalldeponie. Die von der Abpflanzung eingerahmte innere Fläche besteht zu etwa 20% aus Beton (zementiertes Betonpflaster und Betonmauern) und zu 40% aus einer verunreinigten (Hundekot) Sandfläche mit irgendwelchen Spielgeräten. In einem `vandalsicheren` Betoncontainer sind weitere Spielgeräte aufbewahrt. Nach Herstellungsart und Vegetation ist dieses gartenarchitektonische Wunderwerk etwa Mitte bis Ende der sechziger Jahre inszeniert worden. Die Kosten der aktuellen Veränderung sind dieser `Gestaltung`, die ja leichtfertig einen gealterten Vorzustand zerstört hat, als Folgelast zuzurechnen. Der Liegnitzplatz ist das typische Beispiel für eine grünplanerische `Altlast`

Die planerische Bearbeitung dieser `Altlast` hat zwei Wege zur Auswahl:

Einmal den Nachvollzug der historischen, chronologischen Veränderungen, die befragt werden müssen und zwar nicht als Form (im Sinne historizistischer Reproduktion), sondern hinsichtlich des Gebrauches und der daraus resultierenden praktischen Veränderungen;

Der zweite Weg besteht in der Formulierung von Vorbildern, Beispielen und Erfahrungen, nach denen ein Platz in dieser spezifischen Situation zu planen und so herzustellen ist, dass die Investition alt werden kann – im Gebrauch wie in der Ausstattung – und nicht nach relativ kurzer Zeit (25 Jahre) erneuert werden muss.

Zustand und Interpretation

Mit welcher Begründung auch immer: die Grünplanung hat die unerfindliche Marotte, immer die Mitte einer Fläche zu besetzen und den Rand, von der Mitte her betrachtet, weg-zu-grünen. Nur mit der vagen Vorstellung von `idyllischen Orten` kann diese `Gestaltung` entworfen worden sein, die einen `Platz` durch einen neuen, inneren Rand vom Gebäuderand und seinen Nutzungen ausgrenzt. Gleichzeitig wird damit der Rand mit Gebäuden als Anlass für einen Platz und der Vorderseite des Platzes, die sowohl die Öffentlichkeit wie die soziale Sicherheit und Kontrolle darstellt, in eine Rückseite verwandelt. Die Straße und die Häuser um den Platz, sozusagen der Anlass für den Platz, werden zu Abfall (s. Schwarze, B. 1991). Damit werden aber auch alle Absichten und Vorzüge eines Platzes ausgeräumt:

Übersichtlichkeit,

Orientierung

sichere Annäherung von den Rändern,

soziale Besetzung durch die NutzerInnen/BewohnerInnen der direkt benachbarten Häuser/Gebäude,

viel Platz/Freiraum, also insgesamt betracht-, begeht-, bespielbar,

eine unpräzise und unspezialisierte Ausstattung, die verschiedene Gebräuche und Nutzen zulässt,

eine Architektur, die mit wenigen Mitteln, wie Fußboden, Dach und offener durchlässiger Markierung der Grenzen zwischen Platz und Straße arbeitet,

materielle Ausstattungen, die verschiedenen Absichten und Anlässen dienen können und gleichzeitig eine einfache Erhaltungs- und Sauberkeitspflege garantieren.

(Bauerle, H. u. Theiling, C. 1997)

Wenn wir die Flächenausstattung und Nutzung des Liegnitzplatzes einmal schematisch (prinzipiell) skizzieren, finden wir kein einziges dieser Kriterien für einen `Platz` wieder. In der Mitte des Platzes mit nur drei Zugängen ist eine überdimensionierte Sandkiste ausgebreitet. Diese einseitige Ausrichtung auf eine Einwege-Spieltätigkeit reduziert den Platz auf `Mutter und Kleinkind`, die gleichzeitig versteckt und isoliert werden (vgl., im Gegensatz dazu, die Weser beim Café Sand). Ein Zaun riegelt diese Sandfläche hermetisch ab und ist außer zur `Kontrolle` der Kinder – einen Kindergarten kopierend – insbesondere wohl zum Schutz der Gestrüpppflanzung installiert worden.

Diese Verpackung oder „Tara-Grün“ (Böse, H. 1981) zeichnet die verschwommenen Vorwände des `Entwurfs` deutlich auf. Die `Vorwald-Vegetation` erfordert einen immensen Pflegeaufwand, der nicht reicht, um die Tendenz zum Müllplatz zu verhindern. Die Herkunft dieser Weggrünung aus dem Straßenbegleitgrün, das in den 60er Jahren Mode wurde, ist unübersehbar (s. Grundler, H. und Lührs, H. 1984/1992). Was dort den Funktionalismus der Verkehrsplanung dekorieren sollte und in der Verkehrsberuhigung als Zerstörung der Straße fortgesetzt wurde, hat hier und an anderen Orten (s. Bauerle, H. u. Hülbusch, K.H. 1991) auch die Plätze zerstört. Passend dazu wird der entwertete Bürgersteig um den Platz herum zum Parken genutzt. Um dieses zu erleichtern, wurde zwischen Straße und Bürgersteig ein Teerstreifen gegen die Bordsteinkante geklebt, so dass die Fahrbahn unnötig breit wurde. Und das bei einer Straße, die ausschließlich von Anwohnern genutzt wird.

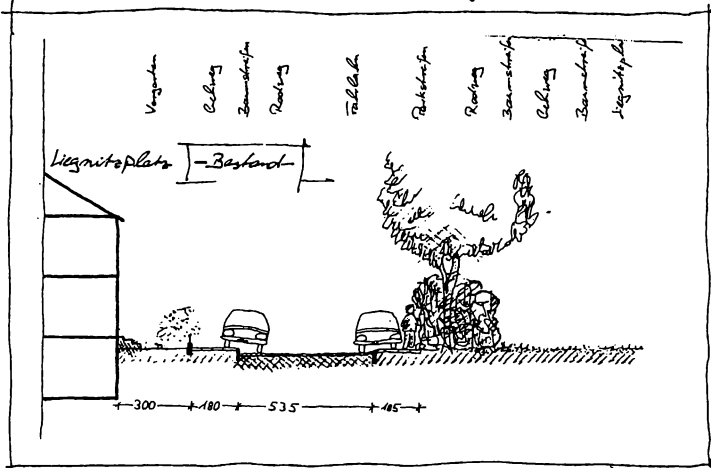
Dann folgt mit der Straße, auf der zu den Häusern geparkt wird, der Bürgersteig von 1,80 m Breite, 3 m tiefen Vorgärten und die Häuser, die einseitig sozusagen vom Gegenüber ausgesperrt sind. Die Zonierungen am `Liegnitzplatz` sind also extrem widersprüchlich und sollten wohl den Platz „ausgrenzen“ Die `Gestaltung` in den 60er Jahren hat also hermetische Grenzen in den öffentlichen Freiraum gestellt und so Orte voneinander getrennt, die keiner Trennung bedurften, aus dem Platz eine Art Hinterhof gemacht. Dabei ist zu berücksichtigen, dass die Seite zur Liegnitzstraße, die eine Orientierung ins Quartier haben könnte, ebenso verschlossen wurde wie die Nachbarschaft und Nähe zum Liegnitzplatz (s. Harenburg, B. et al. 1989b:60ff.).

Prognosen zur Planung:

Wie die Historiographie zum Liegnitzplatz erkennen lässt, ist der aktuelle Zustand gegen die geschichtliche Erfahrung, mit sicher großen Versprechungen installiert worden und an der grünplanerischen Ideologie der Trabantenstädte und der einseitigen (asozialen) Funktionszuweisung ausgerichtet. So rigide wie damals die Geschichte und die bestehenden Vereinbarungen ausgeräumt wurden, so prinzipiell ist das Produkt dieser Projektion, was sich nicht bewährt hat, wieder auszuräumen. Das heißt, die alte Erfahrung/Kenntnis hat nach über 20 Jahren verloren. Da die Grünplanung nichts investiert hat, was altern und übernommen werden kann, wird der neue Platz ganz `neu` sein. Historische Vorzustände sollen demnach nicht restauriert werden, weil wir begründet die Vorbilder ergänzen und erweitern, davon lernen, ohne sie imitieren zu müssen.

Vom Rand her.

Querschnittprofil Strassenwinkel Liegnitzplatz - Südseite



Der Entwurf aus den Sechzigern hat den Platz isoliert und den Rand zum Abfall reduziert.

Wenn wir einen `Platz` planen, müssen wir von seiner Bestimmung durch die Nutzungen der Ränder ausgehen. Das Vorbild und Beispiel dazu finden wir – auch wenn das zu variieren ist – an einseitig bebauten Stadträndern mit einer gegenüberliegenden Promenade (z.B. Wiesbaden: am Kurpark, Bremen: am

Osterdeich oder am Brommyplatz, Kassel: an der Schönen Aussicht; Dorfplatz in Bücken bei Hoya, Anger in den Siedlungen des Wendlandes, Promenade in Bad Ems an der Lahn etc.). Wir weisen mit diesen Beispielen darauf hin, dass die Bebauung an einem Platz in einer privilegierten Lage ist, die auch entsprechend genutzt werden kann, wenn diese Privilegierung auch für andere Leute zugänglich bleibt. Für die direkten Anwohner ist sie dann gettoisiert, und indirekte Nachbarn werden neidvoll ausgesperrt.

Deshalb skizzieren wir das Prinzip der Planung von der Nachbarschaft, dem Rand her, damit der Platz den Anwohnern sicher ist und Besucher nicht ausgesperrt werden. Der Plan wird von den praktischen und sichereren Nutzungen der Anwohner ausgehen, weil nur dann ein erweiterter Gebrauch möglich wird. Der Platz muss also von den Anwohnern nutz- und besetzbar sein – sozusagen vom Rand her – und trotzdem Gäste selbstverständlich aufnehmen können. Damit erhält die innere Seite des Platzes eine besondere Bedeutung. Dort, wo in einer Straße die gegenüberliegende Häuserreihe ist, muss am Liegnitzplatz eine zweite Seite über der Straße für die bebaute Seite entstehen: `auch das gehört zu uns` - zumindest ein zweiter Bürgersteig `für den wir zuständig sind` und der, wie der direkte Bürgersteig, öffentlich ist und `Fremden` (i.w.S.) zugänglich bleibt.

Im Falle des Liegnitzplatzes müsste die Zonierung des Randes, in der der Platz den Sonderfall einer `Fläche` darstellt, wie folgt aussehen:

Haus, Vorgarten, Bürgersteig, Straße mit einseitigem Parkstreifen (da das Profil zu eng ist – besser wären beidseitig angeordnete Parkstreifen), wassergebundene Decke mit Baumreihen innen und außen, der Platz – eben hier mit wassergebundener und vegetationsfähiger Decke. Da hier das Straßenprofil für einen zweiten Parkstreifen zu eng ist, wird der Platzrand eindeutig durch den, vom Asphalt wieder freigelegten Bordstein (Hochbord) und einer am Bordstein entlang dicht gepflanzter Baumreihe begrenzt. Die Baumabstände müssen unter 5 m liegen, damit nicht zwischen den Bäumen geparkt wird. Da für die Plätze in so dichter Bebauung seit Jahren das Problem `Hundeklo` besteht, muss überlegt werden, ob nicht ein Anlehnzaun mit Klapptüren deutlich machen kann (soll), dass Hunde unerwünscht sind. Ein Zaun in Anlehnhöhe (ca. 1,10 m) mit vielen Zugängen bildet zudem eine praktische Gelegenheit für eine Distanz – drinnen und draußen, Beobachtung und Teilnahme. Obwohl dieser Zaun an Vorgartenzäune erinnert, muss er so ausgeführt sein, dass auf beiden Seiten des Zaunes `öffentlicher Freiraum` ist. An der Liegnitzstraße muss dieses Prinzip verändert werden, damit die offenere (anonyme) Situation auch abgelesen werden kann und die größere Anforderung der linearen Wege deutlich wird. Bei Beibehaltung der alten Platzbegrenzung mit Hochbord und Herstellung einer nach innen liegenden zweiten erforderlichen Platzgrenze (Hundeklo) entsteht ein breiter Bürgersteig mit wassergebundener Decke, der an beiden Seiten (äußerer und innerer Rand) von Baumreihen (Baumdach) eingefasst ist. Diese Randausbildung bietet genügend Platz, so dass sich hier auch Radfahrer konfliktfrei verhalten können.

Vom Platz her gelangt man über die hier auf 3,50 m breite Liegnitzstraße zur anderen Straßenseite, die auch hier mit Hochbord und Baumreihe begrenzt ist. Der Bürgersteig entlang den Vorgärten ist 2 m breit und mit Betonplatten befestigt. Ihm folgt eine ca. 3 m breite wassergebundene Decke, die bis zum Bordstein reicht. Diese Straßenseite ist von einem durchgehenden Parkstreifen (auf der Straße) begleitet. Die ursprünglich vorhandene Baumreihe mit Schwedischer Mehlbeere ist bis auf einige wenige Exemplare verschwunden. Aus diesem Grunde ist es nicht problematisch, wenn nun die Baumreihe zum Bord hin gepflanzt wird und somit eine eindeutig lesbare Grenze zwischen Bürgersteig und Straße bzw. zum Parkstreifen entstehen wird. Auch hier können die 3 m breiten wassergebundene Decken problemlos von Radfahrern mitgenutzt werden.



Liegnitzplatz nach der Umsetzung der neuen Planung

Der innere Platz

Bei mehr Platz werden immer üppig spezifische und einseitige Ausstattungen gefordert, die nachgewiesenermaßen – siehe die Sandkiste – wenig Gebrauch und mehr Aussperrung zur Folge haben. Die einzige und i.d.R. etablierte Forderung ist der ausgestattete Kinderspielplatz, der in Bremen allgemein mit überdimensionierten Sandkisten – gefolgt wurde. Es gibt viel mehr Platz, wenn ihn das Taragrün nicht mehr wegnimmt. Trotzdem sollte die Spezialisierung sehr vorsichtig gehandhabt werden. Von den Rändern her ist der Platz von doppelten Baumreihen (Linde) und zum inneren hin vom Anlehnzaun mit vielen Durchlässen `zoniert` Der Zaun als Grenze innerhalb des öffentlichen Freiraums hat nicht die Aufgabe eines Vorgartenzauns. Wir stellen uns daher einen einfachen Metallzaun, ohne den für Bremer Vorgärten typischen Mauersockel vor.

Der gesamte Platz wird mit einer wassergebundenen Decke aus Sandstein-Quarzit in zweischichtigem Aufbau hergestellt. Sie ermöglicht vielfältige Nutzungen nebeneinander oder nacheinander auch an wechselnden Stellen des Platzes. Der Platz ist so ohne Spezialisierungen für die Anforderungen an einen Quartiersplatz ausgestattet. Die einfache Ausstattung soll Nutzungen bewusst Offenhalten für einen permanent gleichen, vorübergehenden oder in größeren Abständen wechselnden Gebrauch. Zu den Anforderungen der Anpassungsfähigkeit an ändernde Nutzungen gehört auch eine entsprechende Pflege. Die Alterungsfähigkeit der Ausstattung ist durch die Wahl der Vegetation, Bäume und entsprechend dem Gebrauch eine 'natürlich sich einstellende' spontane Vegetation erfüllt. In diesem Zusammenhang bedeutet Pflege nicht den Erhalt des Neuzustandes der Vegetation gegen den Gebrauch des Platzes.

D.h., die Pflege soll die Nutzungsspuren erhalten und damit die Gebrauchsfähigkeit des Platzes sicherstellen. Da der Gebrauch notwendig ist, um die spontane „Vegetation“ zu stabilisieren – die sich, anders als Blumenrabatten, Ziergehölzpflanzungen etc., den Nutzungen anpasst, ist eigentlich keine zusätzliche Pflege erforderlich.

Je nach Intensität der Nutzung unterstützen folgende Pflegemaßnahmen den Gebrauch:

Freihalten des Platzes von Müll.

Einmal im Jahr, am besten im Frühjahr vor Beginn der Vegetationsperiode: Abräumen der abgestorbenen Pflanzenteile.

In den ersten fünf Jahren Aufasten der Bäume auf rund 8,50 Meter Kronenansatz.

Ausbessern der wassergebundenen Decke, je nach Gebrauch und Nutzungsintensität alle drei bis fünf Jahre.

Der Liegnitzplatz ist – im Vergleich zum Brommyplatz, bei dem noch ältere Substanz und Gerüst übernommen werden konnte – eine Neuplanung. Bei einer solchen fordert die Herstellungspflege mehr Aufmerksamkeit und Geduld. Diese ist, warum auch immer und völlig überraschend, erbracht worden – was u.a. in Beobachtung und Bericht von Heike Schneider nachgewiesen wird.

Literaturverzeichnis

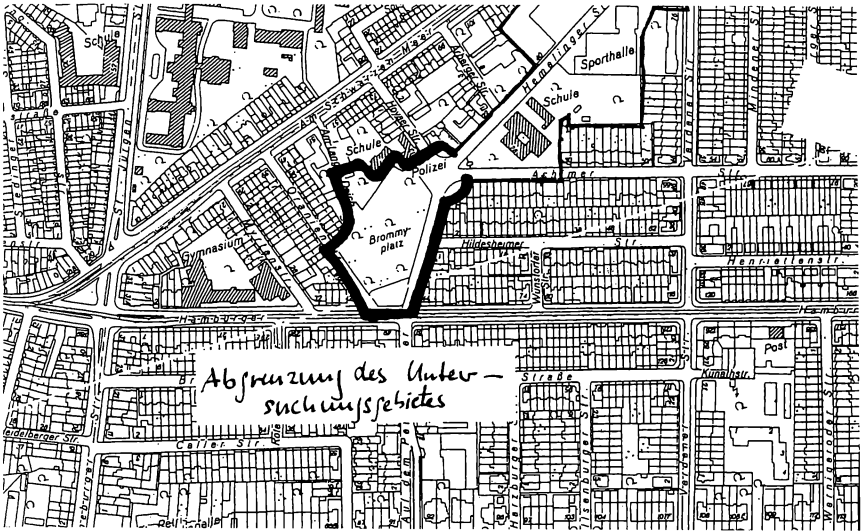
- Böse, H., (1981): Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Diplomarbeit. Arbeitsberichte des Fachbereichs Stadtplanung und Landschaftsplanung der GhKassel.
- Bäuerle, H. u. Theiling, C. (1997): Plätze in Bremen – Platz haben und Platz lassen. Notizbuch Kasseler Schule 44. Kassel: AG Freiraum und Vegetation.
- Bäuerle, H., Hülbusch, K.H. (1991): Städtebauliches-freiraumplanerisches Rahmenkonzept Brommyplatz. Bremen.

- Grundler, H., Lührs, H. (1992): Der Landschaftsplan für die Stadt. In: Notizbuch 24 der Kasseler Schule. Kassel: AG Freiraum und Vegetation.
- Harenburg, B. et al. (1991): Freiraumplanerische Untersuchung eines bewährten Vorbildes am Beispiel eines dysfunktionalen Freiraumes. In: Notizbuch Kasseler Schule. Kassel: AG Freiraum und Vegetation.
- Hetzer, H. (1966): Kinderspiel im Freien. München.
- Schwarze, B. (1991): Der ideale Wettbewerbsentwurf präsentiert Grünplanung. In: Notizbuch 22 der Kasseler Schule. Kassel: AG Freiraum und Vegetation.

Photos und Handskizzen: Heidbert Bäuerle

Freiraumplanung `Brommyplatz` in Bremen

Redigierter Auszug aus „Städtebauliches – Freiraumplanerisches Rahmenkonzept `Brommyplatz` (Büro Collage – Nord / H. Bäuerle, 1991)



Der Brommyplatz in Bremen – östliche Vorstadt

Vor 20 Jahren noch war der Brommyplatz zu den umgebenden Fußwegen offen. Eine minimale `feste` Wegeerschließung wurde ergänzt über funktions-tüchtige und sinnvolle – unauffällige – Trampelpfade. An der Westseite zur Oranienstraße wurde gebolzt. Dort fehlte die Vegetation. Bäume dienten als Torpfosten. Also – ein Platz, der zu und für verschiedene Anlässe genutzt wurde. 1973 oder 1974 startete der Ortsbeirat unterstützt vom Gartenamt eine Pflanzaktion mit Gehölzen längs der Gehwege, um den Brommyplatz `abzu-schirmen` Da bei so gut gemeinten Aktionen oft (immer) die Gebrauchs- und Nutzungsspuren übersehen werden, war der Erfolg nicht überwältigend. Die Bewohnerinnen und Bewohner bahnten sich die gewohnten Wege, so dass nach wenigen Jahren die Pflanzung wieder sehr schütter war. Ungeachtet dieser Nutzungen wurde dann eine neue Pflanzung – dichter und breiter – angelegt und zum Schutz mit Zäunen versehen. Da schon die erste Aktion die

Gewohnheiten irritierte, lässt die jetzt offenbar dauerhaft durchgesetzte Situation mit einer unübersichtlichen Gehölzabpflanzung des Brommyplatzes gegen das Quartier eher auf den vollständigen Verlust der ehemals bekannten Gewohnheiten schließen als auf eine bessere Qualität.

Frage: Wem gehört der Platz?

Offizielle, inoffizielle Aktionen und Absichten beginnen dann hinter `vorgehaltener Abpflanzung` für die ehemals selbstverständlichen und auch informell verabredeten Nutzungen neue Programme und Ausstattungen zu erfinden. Der Bolzplatz und die Trampelpfade wurden gefräst und eingesät, die Gebrauchsspuren verwischt. Manche Wege werden aufwendig befestigt. Irgendwann wird ein neuer Spielplatz gebaut. Es werden `ökologische Maßnahmen` ergänzend durchgeführt. Eine der letzten Initiativen haben Eltern im berechtigten Interesse mit einer Einzäunung gegen Hunde durchgeführt. Und so wurde dann aus einem Platz für viele, aus einem gemeinen Freiraum, ein Zankapfel für die verschiedensten Interessen, deren jede offenbar den gleichen Stellenwert einnimmt und die Zuweisung spezifischer Rechte einfordert.

Statt Parzellierung und formaler Zuweisungen wollen wir gegen diese Inszenierung von Interessenswidersprüchen einen Vorschlag machen, der an die alte Qualität anknüpft – nicht sie nur nachahmt – und von einigen Prioritäten ausgeht, die neu sind.

Ein Zaun um den Brommyplatz

Der Absicht der Elterninitiative, einen nicht von Hundekot verunreinigten Platz zu sichern, können wir gut folgen. Das gilt aber für alle BewohnerInnen, die keine Hunde haben. Und umgekehrt verwehren die HundebesitzerInnen, die ihre Hunde hier ausführen, allen anderen BewohnerInnen den verschiedenartigen Gebrauch. Wir haben hier ein Beispiel dafür, wie eine einzige `Nutzung` alle anderen beeinträchtigt oder gar verdrängt. Wir schließen uns der Elterninitiative an und gehen davon aus, dass in einem so dicht besiedelten Quartier mit so wenig öffentlichem Freiraum – gegen die Planungen von R.A. Schröder (1862) – keine Fläche einseitig vereinnahmt werden darf. Das ist eine Begründung für einen `Zaun mit vielen Schlupflöchern` um den ganzen Brommyplatz. Damit soll klar erkennbar gemacht werden, dass Hunde hier nicht geduldet sind. Die Anregung der Elterninitiative, der wir aus eigener Erfahrung folgen können, sind weitere Gründe anzufügen: Für den Brommyplatz als Quartiers-/ Nachbarschaftsort gilt die simple Regel: je mehr Leute einen Freiraum nutzen, desto einfacher und unspezialisierter muss die Ausstattung sein.

Ein öffentlicher Freiraum/Platz darf, wie auch immer begründet, nicht gegen das Quartier abgepflanzt werden. Eine überschlägige Rechnung ergibt z.B., dass diese wohlgemeinte Maßnahme (s.o.) bei ca. 5000 qm Gesamtfläche durch die Randbepflanzung um ein Viertel geschmälert wird. H. Böse (1981) hat solche Strauchbordüren mal sinnfällig als `Taragrün` / Verpackungsgrün ironisiert. Aber nicht nur die Fläche wird vergeudet.

Wenn ich an einem öffentlichen Platz vorbeikomme, will ich leicht und unauffällig sehen können, ob ich dort gerade jemanden – auch ohne Verabredung – treffen kann. Damit dies möglich wird, sollte der Zaun zum Gehweg sowohl in der Höhe von ca. 1,00 m wie in der materiellen Ausführung an die bewährten Vorbilder der Bremer Vorgartenzäune anknüpfen:



Da wir dieses Mittel Zaun, das für den Vorgarten die notwendig durchsichtige Grenze bedeutet, in einer anderen Situation und mit anderem Zweck einsetzen, bestärken wir die Information: `öffentlicher Freiraum` bzw. reduzieren jegliche Interpretation `privater Vorgarten`. Der Zaun wird im Gegensatz zum Vorgarten ohne Schwelle bzw. Sockel gebaut, so dass Drinnen und Draußen ohne `morphologische Grenze` durchlässig sind.

Diese Art der Grenzziehung erreicht, dass die Absicht deutlich lesbar wird und Ein- und Aussichten erhalten bzw. wiederhergestellt werden. Mit vielen (Schwing) Türen versehen, die alle wichtigen Zugänge offen halten, ist die Wahl des Weges trotz Zaun nicht eingeschränkt.

Neben der Erkennbarkeit wird die Sicherheit der Nutzungen hergestellt. In diesem Zusammenhang wird auf die Erfordernis einer Beleuchtung, beispielsweise

se an der Hauptwege-Kreuzung, hingewiesen. Die Laterne war angeblich zu teuer und wurde dann auf Anregung des Boule-Vereins 10 Jahre später aufgestellt - das hätte man gleich und für alle haben können.

Veränderung der Größe (im Vorhandenen)

Die wichtigste Flächenänderung ist zunächst einmal die Ersetzung der üppigen Sträucher-Randbepflanzung (z. Zt. ca. 1/4 der Gesamtfläche) durch genannten Zaun, wobei in der Randabpflanzung aufgewachsene Bäume, wie z.B. Ahorn, Eiche, etc. erhalten werden.

Ein weiterer für die Größe der gebrauchsfähigen Fläche und für die Übersichtlichkeit/Sicherheit wichtiger Vorschlag besteht darin, die ohnehin fragmentarischen Strauchpflanzungen- mit Ausnahme aufwachsender Jungbäume- im Brommyplatz zu roden. Zur Erneuerung zukünftig wegfallender Altbäume sind vielerorts Jungbäume nachzupflanzen. Das ist ein Stück Arbeit, das mit Kenntnis nur vor Ort (nicht auf dem Plan) bestimmt und durchgeführt werden kann.

Veränderung durch `neue` Flächen

Der Rand zur Hamburger Straße ist diffus ausgebildet. Die hinein gequetschten Schrägparkplätze gefährden nicht nur den vorhandenen Altbaumbestand (durch ständiges Überfahren der Wurzelhäuse), sondern machen die Situation zusätzlich unübersichtlich. Vor allem diese Parkierung wurde von den Initiativen heftig diskutiert: Zum einen kennen alle Viertel-BewohnerInnen die Stellplatzproblematik, zum anderen ist es ein Trugschluss anzunehmen, durch die Verringerung des Stellplatzangebotes den Kfz-Verkehr vermindern zu wollen. Eher wird dadurch der Parkplatz-Suchverkehr gefördert.

Das Gewurstel zwischen militanten Parkplatz – Freunden und Feinden lassen wir weg.

Doch: ein bisschen Verkehr.

Beim Versuch, den Verkehr `unsichtbar` zu machen, wird er wie begrünte Mülltannen besonders auffällig und `verbraucht` noch Verpackungs-Fläche. Deshalb erscheint die Änderung des Parkens an der Ostseite des Platzes (Hemelinger Str. zwischen Hamburger- und Hoyaer Str.) harmlos. Hier schlagen wir vor, den jetzigen Parkstreifen, ebenfalls aus den 70er Jahren, aufzuheben und die Autos auf die Straße zu stellen, die mit ca. 4,75 m Breite auch dann noch problemlos in zwei Richtungen zu befahren ist. Der Parkstreifen wird hochgehoben zum Fußweg, das Mahonienbeet wird durch eine wasser-

gebundene Decke ersetzt. Vor die Fußweg begleitende Baumreihe wird der 'Zaun mit Schlupflöchern' gesetzt.

(vgl. die beigefügten Skizzen).



STÄDTEBAULICHES - FREIRAUMPLANERISCHES RAHMENKONZEPT "BRONNYPLATZ"

 **COLLAGE NORD**
Planungs- und Freiraum-
LANDSCHAFTS- UND STADTPLANUNG
H. BAUERLE, DIPL.-ING.

CELLER STRASSE 46 28205 BREMEN
TELEFON (04 21) 44 50 05

tig ist. Auch die Übersichtlichkeit stärkt die Sicherheit (nicht nur) für die kleineren Kinder.

Die `Spiel- und Streifräume` der älteren Kinder (s. Martha Muchow) bzw. die `dysfunktionalen Freiräume` (s. B. BETTELHEIN, I.M. u. K.H. Hülbusch, G. HEINEMANN u. C. POMMERENING), die in den 60er und 70er Jahren mit Abenteuerspielplätzen mal gärtnerisch, mal pädagogisch imitiert werden sollten, sind nicht am Brommyplatz, sondern bei den `dysfunktionalen Freiräumen` der Schule zu beobachten.



Literaturverzeichnis

- Bettelheim, B. 1983: Liebe allein genügt nicht. Stuttgart.
- Böse, H. 1981 Die Aneignung von städtischen Freiräumen. Arbeitsbereich FB Stadt- u. Landschaftsplanung. GH Kassel Heft 22. Kassel.
- Heinemann, G. u. Pommerening, C. 1989/1994 – Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume. Notizbuch der Kasseler Schule 12. Kassel.
- Hülbusch, I.M. u. Hülbusch, K.H. 1972-73/1990 – Freiraum an Schulen. Notizbuch der Kasseler Schule 19. Kassel.
- Lucks, Th. 1989 Die `kreative Zerstörung` der Straße – zum Beispiel Bremen – Notizbuch der Kasseler Schule 27 Kassel.
- Schröder, R.A. 1852 (Plan für die östlichen Vorstädte Bremens – s. Schwarz, K. 1976 u. Lucks, Th. 1989)

Photos und Handskizzen: Heidbert Bäuerle

Schulhofumgestaltung in Eigeninitiative

Mut zur aktiven Verbesserung des Lebensraumes Schulhof!

Auch in Zeiten knapper öffentlicher Finanzmittel ist es möglich einen Schulhof zeitgemäß und kinderfreundlich umzugestalten. Im Folgenden wird aus Sicht der Planerin berichtet, wie der Schulhof der Grundschule Vogelbeck-Salzderhelden in der Stadt Einbeck umgeplant und umgebaut wurde. Von den ersten Planungen über die Beantragung und Genehmigung der Fördermittel bis zur Fertigstellung des Projektes dauerte es 14 Monate.

Anlass der Planung der Schulhofumgestaltung

Die Grundschule Vogelbeck- Salzderhelden hat einen Standort in Salzderhelden (1. und 2. Schuljahr) und einen in Vogelbeck (3. und 4. Schuljahr). Nachdem der Vogelbecker Schulhof einschließlich eines angrenzenden Kindergartenfreigeländes mit Unterstützung der Stadtverwaltung in Zusammenarbeit mit Eltern und Lehrern in den Jahren 2003 bis 2004 umgeplant und umgebaut wurde, kam im Umfeld der Salzderheldener Grundschule gleichermaßen der Wunsch zu einer Umgestaltung auf.

Ausschlaggebend war hierbei sicherlich auch, dass die positiven Erfahrungen aus der Vogelbecker Projekt in der Elternschaft fruchteten und einige dabei Beteiligte ihre Erfahrung in das Salzderheldener Vorhaben einbringen konnten und wollten. Allerdings stand hier keine von der Stadt getragene professionelle Planungsunterstützung bereit.

Als „zugezogene“ Mutter eines Erstklässlers und Elternsprecherin wurde die Autorin in ihrer Eigenschaft als Landschaftsarchitektin von den Initiatoren aus Schulelternbeirat, Förderverein und der Schulleitung um fachliche Unterstützung gebeten.

Ist-Zustand

Der vorgefundene Schulhof war gekennzeichnet durch eine fast ganztägig vollständig in der Sonne liegende Asphaltfläche und einem kleineren Sandspielbereich mit nur einem Klettergerüst und wenigen nahezu zerstörten Nadelgehölzen. Es gab keine Rückzugsräume und wenige Spielmöglichkeiten,

weswegen die Schulleitung schon Sandspielzeug und Spielfahrzeuge für die Pausen- und Betreuungszeiten angeschafft hatte.

Das Aggressionspotential war nach Aussage der Lehrkräfte, die in beiden Schulstandorten Pausenaufsicht führen, bei den 1. und 2.-Klässlern insbesondere im Vergleich zur Vogelbecker Schule recht hoch. Auf solch einer trostlosen Asphaltfläche ist nicht viel möglich außer wild zu toben, schubsen und zu schlagen. Wer die anderen überstimmt, kommt zur Geltung. Die anderen leiden oder wehren sich. Nach dem positiven Beispiel des Vogelbecker Schulhofes und seiner Wirkung auf das Verhalten der Kinder, wollten dies die Schulleiterin, die Lehrer und Betreuerinnen nicht länger hinnehmen. Der Schulhof ist einer der wichtigsten Lernorte während der Schulzeit. Die Pausen sollen der Erholung und Entspannung dienen. Der Bewegungsdrang, der sich während des Unterrichts angestaut hat muss sich in den Pausen ausleben lassen. Spielen heißt leben, leben heißt bewegen, Lernen ohne Bewegen geht nicht.



Foto: Schulhof Grundschule Salzderhelden vor dem Umbau

Wünsche / Planungsvorstellungen

Die Wünsche von Kindern, Eltern, Lehrern und Betreuern gingen daher überwiegend in die gleiche Richtung. Sie strebten einen naturnahen Erlebnisschulhof an. Durch entsprechende Literatur zum Thema Schulhofumgestaltung hatten sie sich vorab informiert. Vorweg kam als dringlichste Verbesserung der

Wunsch nach großen, möglichst bald Schatten spendenden Bäumen auf. Kreative Spielmöglichkeiten, bei denen immer wieder Neues selbst ausprobiert werden kann, waren ein großes Anliegen. Dies spiegelte sich auch in dem Wunsch nach einer Wasserbaustelle und einem größeren Sandbereich wieder. Alle waren sich einig, unterschiedliche Klettermöglichkeiten schaffen zu wollen, ohne einen konventionellen Gerätepark anzulegen. Zusätzlich sollten ruhige Bereiche mit unterschiedlichen Qualitäten entstehen.

Planungsphase

Die Planerin hatte die Aufgabe, diese Wünsche in einem Planungskonzept zusammenzuführen und zeichnerisch darzustellen (Vorentwurfsplan). In dieser Phase mussten allerdings auch teilweise unrealistische oder zu kostspielige Vorstellungen verworfen oder stark modifiziert werden. Aus verschiedenen Vorentwurfsvarianten wurde nach gemeinsamer Diskussion ein Entwurfsplan erarbeitet, in dem die vielen Wünsche weitgehend berücksichtigt werden konnten. Darin wird der Schulhof zunächst in verschiedene Nutzungsräume gegliedert. Auf diese Weise lassen sich Nutzungskonflikte vermeiden und Pausenunfälle auf dem Schulhof reduzieren.

Am äußersten Ende des Schulhofes ist eine dem Gelände angepasste leicht erhöhte Holzspielstelle mit einem Spielhäuschen vorgesehen. Zum angrenzenden Nachbargrundstück reduziert ein Sichtschutzzaun Nutzungskonflikte. Auf dem asphaltierten zentralen Platzbereich mussten Parkplätze für gemeindliche Zwecke in den Abendstunden erhalten werden. Während der Schulpausen kann diese Fläche als kleines Fußballfeld mit einer seitlichen Tribüne und zwei Kleinspieltoren genutzt werden. Mit einer Hecke hiervon abgegrenzt schließt eine Fläche an, die noch mit den Kindern entwickelt werden soll. Daneben liegt die großzügig erweiterte Sandspielfläche mit dem vorhandenen Klettergerät. Eine Steinkletterburg trennt den Sandspielbereich von der befahrbaren Asphaltfläche. Die Steinkletterburg hat einen Durchgang zur Wasserbaustelle, so dass Wasser in Eimern zur Sandspielfläche transportiert werden kann. Die Wasserbaustelle wird mit Trinkwasser gespeist und nur bei entsprechendem Wetter in den Pausen in Betrieb genommen.

Ein Großteil des Schulhofes ist mit schnell wachsenden Platanen bepflanzt, die einen lichten Schatten werfen werden. Für die gewünschten Ruhebereiche ist um einen Baum eine Rundbank geplant, sowie an verschiedenen Plätzen noch drei Bänke. Soviel wie möglich sollte mit den Kindern zusammen gebaut werden. Im Rahmen der zu beachtenden Vorschriften und bautechnischen Vorgaben sollten alle auch gestalterisch mitwirken.

Dieser Entwurfsplan und eine dazu aufgestellte Kostenschätzung (rd. 30.000 €) wurden mit dem Ortsrat, der Schulaufsichtsbehörde, den zuständigen Stellen bei der Stadtverwaltung und der Feuerwehr abgestimmt.

Sicherstellung der Finanzierung

Der Schulelternsprecher und der Vorsitzende des Fördervereins kümmerten sich maßgeblich und engagiert um die Finanzierung des Projekts. Auf der Grundlage der eingereichten Pläne und der Kostenschätzung konnten Fördermittel in Höhe von 12.500 € beschafft werden. Die Stadt Einbeck, die Ortsräte im Schuleinzugsgebiet, ortsansässige Unternehmen und Banken gaben weitere Gelder in Höhe von 10.000 €. Die Schule selbst konnte 4.000 € beisteuern. Insgesamt hatten die Initiatoren 26.500 € von den benötigten 30.000 € für die Baukosten zur Verfügung.

Das Planungshonorar beträgt bei dieser Bausumme nach der Honorarordnung für Architekten rd. 25 % der Bausumme, wobei von diesem Gesamthonorars wiederum rd. 35 % für die Erstellung des Vorentwurfs und Entwurfs anzusetzen sind. Ein Entwurf mit dazu gehöriger Kostenschätzung ist eine gute und hilfreiche Voraussetzung für die Beantragung von Fördermitteln.

Für die Bauphase wurden der Schule von ortsansässigen Firmen Baumaterialien zum Teil kostenlos oder zu Selbstkostenpreisen geliefert. Der städtische Bauhof der Stadt Einbeck unterstützte das Projekt durch kostenlose Arbeitseinsätze. Bänke wurden zum Materialpreis von einem örtlichen Jugendhilfeprojekt ‚Arbeit und Lernen‘ nach Vorgaben gebaut und geliefert. Durch diese insgesamt breit verankerte freundliche Unterstützung konnten die Baukosten reduziert werden.

Bauphase

Nachdem die Finanzierung sichergestellt war, konnte mit der Organisation der Ausführung begonnen werden. Im Anschluss an die von der Landschaftsarchitektin erstellte Ausführungsplanung mit Detailplänen wurden die Arbeiten an eine Firma vergeben und die Arbeitseinsätze zeitlich aufeinander abgestimmt.

Einige der Arbeiten auf der Baustelle mussten an eine Baufirma vergeben werden. Ausgeschriebene Asphaltaufrucharbeiten wurden von der Baufirma mit schwerem Gerät durchgeführt, ebenso das Setzen von Randsteinen. Für eine Kletterlandschaft aus schweren Natursteinen wurde ein Bagger nebst Fahrer auf Stundenlohnarbeiten beansprucht.

Die einzelnen Arbeitseinsätze mussten in Zusammenarbeit des Schulleiters und der Landschaftsarchitektin immer gut vorbereitet werden. Nach Festlegung der jeweiligen Arbeiten für den Arbeitseinsatz wurden die Materialien, die nötigen Maschinen und Handwerkzeuge, die benötigte Gruppengröße der Helfer und die Verpflegung organisiert. Mit Fotos wurden die Arbeiten ständig dokumentiert.

Der städtische Bauhof betoniert gegen Ende der Arbeiten zwei kleinere Fußballtore und ein Karussell ein. Aus haftungsrechtlichen Gründen ist es besser, wenn diese Arbeiten hierfür ausgebildete Fachleute ausführen, das heißt nicht in Elternarbeit geleistet werden.

Alle weiteren Aufgaben konnten kostenneutral in Eigenarbeit erledigt werden. Eltern und Lehrer bereiteten den Untergrund, schaufelten Kies und halfen beim Setzen von Steine. Ein ortsansässiger Landwirt half mit seinem Traktor beim Materialtransport spontan aus. Nach Abschluss der Steinarbeiten wurden 30-40 cm starke Eichenstämme zu Kletterpalisaden mit Muskel- und Hebelkraft eingebaut. Die Eichenstämme erhielt die Schule über den gemeindeeigenen Forst kostengünstig aus dem Wald.

Pflanzlöcher waren mit Spitzhacke in den stark verdichteten Boden einzugraben. Schließlich konnte gepflanzt werden, wobei die Kinder viel Spaß beim Wässern der Pflanzen hatten. Bei der Anlage einer Wasserbaustelle bauten die mithelfenden Kinder ein „Dinosauriernest mit Steine!“ ein. Während des Baggereinsatzes durften die Kinder jedoch aus Sicherheitsgründen nicht auf der Baustelle anwesend sein.

Erfahrungen aus der Bauphase

Unbedingt erforderlich ist eine Leitungsgruppe aus zwei bis vier Lehren und Eltern, die sich die Zeit nehmen zusammen den organisatorischen Aufwand zu übernehmen. Auch sollte grundsätzlich die Verpflichtung eines Landschaftsarchitekten als planerischen Berater und fachlichen Partner erfolgen, wobei dieser offen und erfahren in der Nutzerbeteiligung sein sollte.

Oft ist spontanes Handeln nötig, weil z. B. Material in der Woche geliefert wird und leider am falschen Ort in der Einfahrt, statt wie vorgesehen auf dem Randstreifen gelagert wurde. Hilfreich war hierbei eine Telefonliste mit Angaben wer was und wann gut leisten kann.

Für Großeinsätze eignen sich besser Rundschreiben an alle Eltern mit der Bitte um Mithilfe.

Im Winter und Frühjahr ist die Hilfsbereitschaft erfahrungsgemäß größer als im Sommer.

Wichtig sind bei den Arbeitseinsätzen ein bis zwei Helfer, die sich um das leibliche Wohl kümmern.



Foto: Schulhof Grundschule Salzderhelden nach der Umgestaltung

Eltern, Lehrer und Kinder arbeiteten gemeinsam, was insbesondere für einige Kinder ein erstmaliges und einprägsames Erlebnis war. Es entwickelte sich ein Gemeinschaftsgefühl mit der Freude und Zufriedenheit über das gemeinsam Erreichte, so dass am Ende tatsächlich gesagt werden konnte: „Wir haben unseren Schulhof selber umgebaut“

Sicherheit

Bei der Umgestaltung von Schulhöfen müssen die gültigen DIN Normen für Spielplätze und Freiräume und die Vorgaben der Gesetzlichen Unfallversicherungsverbände des jeweiligen Bundeslandes eingehalten werden. Hierin finden sich unter anderem Vorgaben zu Sicherheitsabständen, Fallhöhen und Bodenarten.

Die Abteilung der Spielplatzunterhaltung des Bauhofes sollte schon in der Planungsphase miteinbezogen werden, weil diese später für die Kontroll- und Wartungsarbeiten für Spielplatz und Spielgeräte zuständig ist. Nach Abschluss der Arbeiten wurde die Neuanlage des Schulhofes durch einen Vertreter des niedersächsischen Gemeinde- Unfallversicherungsverband Hannover (GUV) überprüft und abgenommen.



Foto: Die Kinder nehmen die Steinkletterburg in Besitz

Öffentlichkeitsarbeit

Von Anfang an wurden vorbereitete Presseinformationen in regelmäßigen Abständen in der örtlichen Presse veröffentlicht. Somit war die Öffentlichkeit immer über den Stand der Umgestaltung informiert. Gleichzeitig wurde freundlichen Förderern auf diesem Wege immer umgehend namentlich gedankt.

Zusammenfassung

Nach insgesamt 14 Monaten Planungs- und Bauphase, wobei für die meisten Beteiligten die Bauphase in Form von etwa 6 Arbeitswochenenden die intensivste war, konnte das Projekt abgeschlossen werden.

Die Grundschüler können nun einen kinderfreundlichen, brauchbaren Schulhof zwischen den Schulstunden benutzen und haben bei der Umgestaltung die wertvolle Erfahrung gemacht, dass mit Eigeninitiative in einer Gruppe die eigene Lebenswelt verändert werden kann.

Photos: Friederike Freitag

Ein Schulwegeplan für Bremen – Horn-Lehe

Eine Nachlese zum Projekt, Mai 2007

Schulwegepläne sind eigentlich nichts Neues – seit etwa den 90er Jahren gibt es sie bundesweit in verschiedenen Varianten und mit unterschiedlichen Konzepten. In der Regel blieb es immer bei einem Plan für einen Stadtteil oder eine Gemeinde – für flächendeckende Schulwege- bzw. Kinderstadtpläne war und ist meist kein Geld da...

Auch in Bremen gab es vereinzelte Ansätze, in enger Zusammenarbeit mit Kindern/Jugendlichen sowie sozialen Institutionen kindgerechte Stadtteilpläne zu erstellen. 2003 wurde das „Pilotprojekt „Sicherer Schulweg“ von der Arbeitsgemeinschaft Verkehrsicherheit ins Leben gerufen. Dieser - nicht konfliktfreie - Zusammenschluss von Landesverkehrswacht, BREPARK, ADAC, ADFC, Polizei und Unfallkasse suchte ein Projekt, in dem er seine gebündelten Kompetenzen einbringen konnte.

Der ADFC (Allgemeiner Deutsche Fahrradclub Bremen) leitete das Projekt federführend mit einer Verkehrspädagogin (Sigrun Bösemann) und einer Planerin (Birgit Kloese) in Unterstützung der anderen Partner sowie der Grundschule Horn-Lehe, die die Ideen, Vorschläge und zur Verfügung gestellten Materialien pädagogisch und organisatorisch in der Schule umsetzten.

Sicherer Schulweg – Ziele und Konzeptidee

Die Grundidee war, mit Schüler/innen gemeinsam einen Schulwegeplan zu erarbeiten, der ihnen Orientierung bei der Auswahl ihres Schulweges bietet. Gedacht wurde an einen Stadtteilplan, der auf gefährliche Punkte im Straßenverkehr hinweist und – soweit es der Platz zulässt - Tipps und Regeln für das Verhalten auf dem Schulweg enthält.

Folgende Gedanken liegen dem Projekt zu Grunde:

- Schulwege sind wichtige Erlebnis- und Lernwege. Kinder bilden hier eigenständig ihr räumliches und zeitliches Vorstellungsvermögen aus. Ihre wachsende Selbstständigkeit und Mobilität machen ihnen Freude, sie sammeln Erfahrungen im Straßenverkehr und lernen seine Regeln kennen.
- Die immer häufigere Beförderung der Kinder mit dem Pkw von zuhause bis zur Schule und zurück ist eine zunehmende Gefahrenquelle. Die Sicherheit für die anderen, die zu Fuß oder per Fahrrad zur Schule kommen, wird eingeschränkt. Außerdem: Mehr Bewegung ist gesünder, steigert die Abwehrkräfte, trainiert die Wahrnehmungsfähigkeit und führt zu mehr Sicherheit.

- Die Unfälle im Straßenverkehr, an denen Kinder und Jugendliche beteiligt sind, beweisen, dass das Thema "Sicherheit im Straßenverkehr" für Schulen nach wie vor wichtig ist.
- Ebenso wichtig wie der konkret entstehende Wegeplan ist der Entstehungsprozess, die Kommunikation aller Beteiligten. Ein stärkeres Bewusstsein für Verkehrssituationen erhöht die Sicherheit.
- Der Schulwegeplan soll mit den Kindern gemeinsam erarbeitet werden, natürlich unter pädagogisch-fachkundiger Anleitung. Nicht „schlaue Erwachsene“ sollen vorschreiben, wo es auf dem Schulweg längs zu gehen hat. Vielmehr sollen die Kinder selbst Reize, Gefährdungen, Schönes und Schwieriges auf ihrem Schulweg entdecken.
- Entdeckte Gefahrenpunkte sollen öffentlich gemacht werden. Ziel ist es, Politik und Verwaltung einzuschalten, um diese Punkte zu beseitigen, zumindest aber zu entschärfen.
- Fragen der Schulwegsicherheit werden heute in Bremen vor Ort geregelt. Vor allem die Ortsämter mit ihren Verkehrsausschüssen kümmern sich darum in Zusammenarbeit mit den Schulen und den örtlichen Polizeirevieren. Deshalb ist es sinnvoll, das Projekt von den Ortsämtern aus in Gang zu setzen.
- Das Projekt erfordert Zeit-, Geld- und Personaleinsatz sowohl bei der Aktionsgemeinschaft als auch bei der Schule. Deshalb wird der Aufwand kalkuliert und die Finanzierbarkeit vor Projektbeginn sichergestellt.
- Als Modellprojekt soll es möglichst andere Schulen anregen, in Ihrem Einzugsbereich die Schwachstellen auf dem Schulweg unter die Lupe zu nehmen.
- Mit dem Projekt wird das Thema Verkehrssicherheit in die Öffentlichkeit gebracht. Die Kooperationspartner der Aktionsgemeinschaft realisieren mit dem Projekt auch eigene PR-Arbeit.

Um eine geeignete und interessierte Schule zu finden, schrieb die Aktionsgemeinschaft im Januar 2003 die Beiräte bzw. Ortsämter an und bat um Mitwirkung.

Lebhaftes Interesse zeigte die Grundschule Horner Heerstraße in Horn-Lehe. Die Schulleiterin wurde zu einer Sitzung der Aktionsgemeinschaft eingeladen, erste gegenseitige Einschätzungen, Erwartungen und Zielsetzungen wurden ausgetauscht. Auch der Leiter der Orientierungsstufe des benachbarten Schulzentrums Ronzelenstraße konnte sich die Mitwirkung seiner fünften und sechsten Klassen gut vorstellen.

Trotz dieser Festlegung blieben noch viele Fragen offen. Eine kleine Arbeitsgruppe der Aktionsgemeinschaft konkretisierte in Zusammenarbeit mit der Schulleiterin der Grundschule das Konzept.

Für die **konkrete Umsetzung des Projektes** wurden drei Arbeitsphasen festgelegt:

- Projektphase:

Schüler/innen sammeln in ihrer Schule Erfahrungen und Eindrücke zu ihren Schulwegen. Eine Fragebogenaktion findet statt.

Auswertungsphase:

Die Ergebnisse des ersten Projektbausteins werden so aufbereitet, dass sie in einen Schulwegeplan eingearbeitet werden können. Eine Liste mit besonderen Gefahrenpunkten im Stadtteil wird erstellt, um sie an die zuständigen Gremien in Politik und Verwaltung zu leiten.

Präsentation und Projektdokumentation :

Der konkrete Schulwegeplan, eine schriftliche Dokumentation und eine Video-Dokumentation werden zum Abschluss bei einem Pressetermin der Öffentlichkeit vorgestellt.

Sicherer Schulweg – Umsetzung in der Grundschule Horner Heerstraße

Projektplanung:

Nachdem die Schulkonferenz dem Vorhaben grundsätzlich zugestimmt hatte, konnte die Projektplanung in einer schulischen Arbeitsgruppe beginnen. Sie setzte sich zusammen aus Lehrkräften und Elternvertretern, sowie aus Mitgliedern der Aktionsgemeinschaft und Beamten des örtlichen Polizeireviers.

Die Arbeitsgruppe prüfte zunächst alternative Arbeitsformen (z.B. Projekttage über einen längeren Zeitraum oder die Bildung einer Arbeitsgemeinschaft) für die Erarbeitung eines Schulwegeplanes, entschloss sich dann zu einer Projektwoche, weil dies eine erprobte Arbeitsform in der Grundschule ist. In mehreren Sitzungen der Arbeitsgruppe wurde die Projektwoche inhaltlich und organisatorisch strukturiert. Verabredet wurde, dass die Projektwoche eine Veranstaltung der Schule ist und von ihr verantwortet wird. Schulexterne Angebote, die von Polizei, ADFC und Verkehrswacht eingebracht werden, ergänzen und erweitern das Unterrichtsangebot, sind aber schulische Veranstaltungen - auch im Sinne schulrechtlicher und versicherungsrechtlicher Bestimmungen.

Die Schirmherrschaft übernahm der Bremer Bildungssenator Willi Lemke, sein Besuch in der Schule im Laufe der Projektwoche wurde vereinbart.

Die Projektwoche:

Folgende Punkte wurden verabredet:

Die Projektwoche findet im September, in der letzten vollen Unterrichtswoche vor den Herbstferien statt. Sie endet am Sonnabend mit dem alljährlichen Sommerfest, bei dem auch schon erste Ergebnisse der Projektwoche vorgestellt werden.

Kinder aus den Klassen der zweiten bis vierten Jahrgangsstufe bilden jahrgangsübergreifende Lerngruppen in halber Klassengröße mit Kindern aus gleichen Wohngebieten und damit ähnlichen Schulwegen. Die Klassen der ersten Jahrgangsstufe (Schulanfänger/innen) werden nicht aufgeteilt.

Die Projektwoche wird inhaltlich weit gefasst. Neben der Erarbeitung eines Schulwegeplans wird auch auf das verkehrsgerechte Verhalten der Schüler/innen im Sinne der Unfallprävention eingewirkt. Alle Schüler/innen der 2. bis 4. Klassen nehmen am Montag an einer Schulwegbegehung teil. In Lerngruppen arbeiten sie in den verbleibenden Tagen an folgenden Aufgaben mit, die im Zusammenhang mit der Sicherheit auf dem Schulweg stehen:

Digitale Fotos und Powerpoint-Präsentation

Sandkastenmodell

Schulwegbuch und Lied

Würfelspiel mit Ereigniskarten

Brennpunkte meines Schulweges

Geschichten und Fotos

Vertonter Schulweg

Schulweg-Reportage

Wir bauen unseren Schulweg aus Pappe

Die Arbeit in den Lerngruppen wird vom Kollegium der Schule geplant und durchgeführt. Zusätzliche Angebote übernehmen Mitglieder der Aktionsgemeinschaft.

In einer Fragebogenaktion werden Schüler/innen und Eltern zu den Schulwegen befragt.

Die 5. und 6. Klassen (Orientierungsstufe) des benachbarten Schulzentrums an der Ronzelenstraße werden in die Fragebogenaktion eingebunden. Eine sechste Klasse bildet Reportergruppen und befragt zusätzlich Schüler/innen und Erwachsene zur Sicherheit auf Schulwegen.

Eltern werden zu einer Abendveranstaltung eingeladen. Sie können dort Fragen zur Projektwoche stellen, außerdem werden Referate zur Unfallprävention gehalten und diskutiert.

Überblick über die Projektwoche:

Uhrzeit	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Samstag
8.00– 11.00 Uhr	Lerngruppen, Schulweg begehen	Lerngruppen	Lerngruppen, Verteilung der Fragebögen	Lerngruppen	Lerngruppen Termin mit Senator Lemke (9.00 Uhr)	
11.00– 13.00 Uhr	Lerngruppen, Verteilung Erster Teil des Fragebogens	Rolli u. Tretroller, Interviews Reporter-Gruppe des SZ, Lkw mit Demonstration Toter Winkel	Rolli u. Tretroller, Lkw mit Demonstration Toter Winkel	Fahrad-Übungen im Verkehr, Fahrrad-Sicherheits-Check, Rolli, Tretroller	Fahrad-Übungen im Verkehr, Fahrrad-Sicherheits-Check, Rolli, Tretroller, Abgabe der Fragebögen mit Stadtteilplan	Ab 12.00 Uhr Aufbau
14.00– 18.00 Uhr						Schulfest mit Präsentation der Ergebnisse
20.00 Uhr			Elternabend			

Auswertung der Projektwoche

Die Auswertung des Projektes fand in mehreren Gremien statt, zum einen in der schulinternen Planungsgruppe, zum anderen im Arbeitstreffen der Aktionsgemeinschaft. Dabei zeichneten sich im Wesentlichen folgende Einschätzungen ab:

- Die Projektwoche wurde insgesamt als gelungen bewertet. Die Angebote waren altersgemäß, vielseitig und motivierend. Die angestrebten Lernziele wurden erreicht, über 300 Kinder und Eltern haben sich mit dem Thema Sicherheit auf Schulwegen über mehrere Tage intensiv auseinandergesetzt.

- Die gemeinsamen Schulwegbegehungen waren ein wichtiger Projektteil. Sie stellten den Lebensbezug her, veranschaulichten das Projektthema und führten zu konkreten Fragen.
- Die Einteilung der Schüler/innen in altersgemischte Gruppen, nach Wohnbezirken war günstig. Das Zusammengehörigkeitsgefühl in der Schule wurde gestärkt. Erfreulich war die aktive Beteiligung von Eltern bei Betreuungseingüssen in den Lerngruppen.
- Die jahrgangsübergreifenden Lerngruppen kamen zu guten Arbeitsergebnissen. Das Thema Schulwegsicherheit wurde unter vielen Aspekten im sprachlichen, musischen, gestalterischen und sachkundlichen Bereich behandelt.
- Die Unterrichtsplanungen könnten bei intensiverer Rückkopplung zwischen den Lehrkräften in der Planungsgruppe und dem Gesamtkollegium erleichtert werden. Hilfreich wäre auch eine Materialliste von der Aktionsgemeinschaft.
- Die jahrgangsübergreifenden Lerngruppen waren für die Übungsprogramme des Rolli-Mobils weniger geeignet, da die fahrtechnischen Übungen auf die Radfahrprüfung am Ende der Grundschule zugeschnitten sind und die Kinder unterer Jahrgangsstufen überfordern.
- Durch die ergänzenden Programme der Aktionsgemeinschaft mit ihren bewegungsorientierten Aufgaben (Fahrrad, Tretroller) und handlungsorientierten Erlebnissen („Toter Winkel“ beim LKW; Fahrradschlauch flicken) bot die Projektwoche ein abwechslungsreiches, alle kindlichen Kräfte herausforderndes Lernprogramm.
- Die Vortrags – und Diskussionsveranstaltung für die Eltern in der Mitte der Projektwoche – in der Planung zunächst umstritten – erwies sich als sinnvoll. Die Veranstaltung war sehr gut besucht. Die Eltern wurden in das Projekt einbezogen, konnten Kritik äußern, Fragen zur Gestaltung der Projektwoche stellen und von ersten Erfahrungen ihrer Kinder berichten. Außerdem erhielten sie Tipps für ihr eigenes Verhalten als Vorbilder im Stadtverkehr.
- Der Schulwegeplan als Ziel wurde vom Kollegium als roter Faden durch die Woche positiv bewertet. Die Erwartungen an das Endprodukt sind gestiegen.
- Die Beantwortung der Fragebögen sollte in allen Gruppen zum Ende der Woche geschehen. Es hat sich gezeigt, dass es vor allem für die jüngeren SchülerInnen schwierig war, den Fragebogen eigenständig zu beantworten und den Schulweg in den vorgegebenen, etwas unübersichtlichen Plan einzutragen. Verbesserungsbedarf wurde an dieser Stelle deutlich.
- Die Auswertung der Fragebögen war für die Erarbeitung des Schulwegeplans von zentraler Bedeutung. Aus den Antworten ergaben sich eine Vielzahl von aufschlussreichen Daten, die im Auswertungsteil ausführlich beschrieben sind.

Foto: Schüler/innen der
GS Horn-Lehe zeich-
nen ihren Schulweg
auf
Fotograf:
Hannes van der Fecht



Die Projektwoche aus Elternsicht:

Projektwoche „Sicherer Schulweg“ an der Grundschule Horner Heerstraße

„Die Bremer Unfallzahlen des Jahres 2002 machen Handlungsbedarf deutlich: 22 schwer und 67 leicht verletzte Kinder zu Fuß, 22 schwer und 116 leicht verletzte Kinder mit dem Fahrrad. Wer daraus jedoch den Schluss zieht, dass es sicherer sei, seine Kinder mit dem Auto zur Schule zu bringen, gefährdet nicht nur andere Kinder, sondern enthält seinen Kindern wichtige Erfahrungen vor.

Schulweg als Erlebnisweg, als Weg, den man möglichst allein bewältigt, war das Thema der Projektwoche vom 22.09.03 bis zum 26.09.03 an der Grundschule Horner Heerstraße. Ziel war es, die kleinen VerkehrsteilnehmerInnen zu Fuß oder mit dem Rad sicherer zu machen und sie so langfristig vor Unfällen zu schützen.

Mit Unterstützung des ADFC, des ADAC, der Verkehrswacht, der Polizei und der BREPARK wurde das Thema „Sicherer Schulweg“ während der Woche in vielfältiger Weise behandelt. Die Kinder bauten, fotografierten und malten ihren Schulweg oder „lauschten“ ihm nach. Gefährliche Stellen wurden vor Ort erkundet und sogar per Computer dokumentiert. Verkehrssituationen wurden mit Kreide, Schildern und Ampeln nachgespielt und eingeübt. Mit einem auf dem Schulhof geparkten LKW wurde den Kindern gezeigt, wann sie für den Fahrer nicht zu sehen sind. Auf einem Geschicklichkeitssparcours konnten sie ihre Bewegungssicherheit mit dem Fahrrad

oder auf Rollern trainieren. Dazu gehörte auch, dass die Fahrräder der Kinder auf ihre Sicherheit überprüft wurden. Mit Fragebögen wurden die Gefahrenpunkte erfasst, die in einem Verkehrswegeplan aufgezeigt werden sollen.

Nicht nur die Kinder, auch die Eltern wurden für das Thema sensibilisiert. VertreterInnen der beteiligten Institutionen und die Schulleitung appellierten auf dem Projekt-Elternabend eindrücklich an die Vorbildfunktion der Eltern und forderten dazu auf, den Schulweg als Erfahrungsweg der Kinder zu begreifen und sie in jeder Hinsicht darin zu unterstützen, ihn selbstständig und sicher zu meistern.

Auf dem Fest der Grundschule wurden schließlich bei Kaffee und Kuchen die Ergebnisse der Projektwoche präsentiert. Die Kinder konnten ihre Bewegungslust beim Kistenklettern, Jonglieren oder Schwingen in der THW-Schaukel austoben, dem Verkehrskasper zusehen und sogar mal probieren, wie man ein Loch im Reifen flickt.

Fazit aus Elternsicht: eine überaus gelungene Projektwoche, die hoffentlich Langzeitwirkung zeigt.“

Simone Vahle (Schulverein)

Beobachtungen von Schüler/Innen in der Projektwoche:

„Es ist unverschämt, dass viele Erwachsene quer über die Straße gehen oder Radfahrer, wo gleich daneben eine Ampel ist. Kinder können das nachmachen und verunglücken.“ (Soraya)

„Man muss sehr aufpassen, wenn man die Straße überquert. Man soll immer stehen bleiben und schauen. Die Autos fahren oft ohne anzuhalten.“ (Niklas)

„Es ist unverschämt, dass beim Parkdeck die Autofahrer nicht auf Fußgänger achten. Wenn sie rausfahren halten sie auf dem Fußweg und Radweg, damit Sie gucken können, und versperren den Weg.“ (Julian)

Foto: Schüler/innen der
GS Horn-Lehe unter-
suchen ihren Schulweg
Fotograf: Hannes von
der Fecht



Die Projektwoche aus Pädagogensicht:

„In der Aussprache mit den Eltern zeigte sich ein großes Interesse an der Frage, ob der Schulweg zu Fuß, mit dem Fahrrad, einem öffentlichen Verkehrsmittel oder im Auto der Eltern zurückgelegt werden sollte. Vielen Eltern ist nicht bekannt, dass die Grundschulstandorte so geplant sind, dass die Kinder ihre Schulwege in der Regel zu Fuß bewältigen können und der Weg zu Fuß die beste Entscheidung ist, weil er am ungefährlichsten ist und außerdem die Gesundheit und die Entwicklung der kindlichen Persönlichkeit am nachhaltigsten fördert. Dagegen sind Grundschüler bei der Fahrt mit dem Fahrrad im Verkehr oft überfordert und daher auch am meisten gefährdet.“

(Egon Pühn, Verkehrspädagoge der Landesverkehrswacht)

Beobachtungen der Planerin

„Die körperliche Konstitution und Reife der Kinder in den vierten Klassen ist sehr unterschiedlich. Das wirkt sich auf die „Verkehrstauglichkeit“ mit dem Fahrrad stark aus. Die einen beherrschen das Radfahren so gut, dass sie mit Schlingern, Springen und Freihändigfahren imponieren, andere wiederum können sich gerade auf dem Rad halten. Besonders in der Gruppe können sich viele Schüler/innen nicht auf den Verkehr konzentrieren und vergessen viele eingeübte Regeln.“

(Birgit Klose, Verkehrsplanerin ADFC)

Vom Fragebogen zum Schulwegeplan

Konzeption der Fragebögen:

Die Fragebogenaktion hatte das Ziel, genaue Daten über den Schulweg der Kinder für den Schulwegeplan zu erhalten. In Horn-Lehe war sie der „rote Faden“ durch die Projektwoche. Die Beantwortung des Fragebogens und das Zeichnen des Schulweges auf dem Plan durch die Schüler/innen standen am Ende der Woche auf dem Programm.

Entwickelt wurden in Zusammenarbeit mit beiden Schulen drei verschiedene Fragebogenversionen: für Eltern, Schüler/innen und Lehrer/innen. Teilweise waren die Fragen in allen drei Versionen gleich (Kontrollfragen) wie beispielsweise nach der Art der Mobilität, Zeitaufwand und Begleitung.

Ergänzende Fragen an die Eltern bezogen sich auf Mobilitätsart und Wege, Zeitbedarf und Abweichungen auf dem Rückweg; die Lehrer/innen wurden nach den Verspätungsgründen gefragt. Die Kinder hatten zusätzlich mehrere Fragen nach dem subjektiven Erleben auf dem Schulweg zu beantworten (Beispiele im Anhang).

Die Schüler/innen bekamen zunächst den Ankreuzbogen mit der Frage „Wie kommst Du normalerweise zur Schule und wieder nach Hause?“

Nach der Auswertung konnte die Menge der jeweils benötigten Fragebogen-Varianten „zu Fuß“, „per Rad“, „mit Bus oder/und Bahn“, „mit Auto“ hergestellt werden. Zum Fragebogen gehörten jeweils ein DIN A3-Planausschnitt des Schuleinzugsbereiches 1 – 4 (die Lerngruppen waren für die Projektwoche nach Schuleinzugsbereichen unterteilt) und Hinweise, was wie in den Plan einzutragen waren. Eltern und Lehrer bekamen einen Gesamtplan von Horn-Lehe in einem kleineren Maßstab.

Die Schüler/innen der benachbarten Orientierungsstufe des Schulzentrums Ronzelenstraße beteiligten sich an der Fragebogenaktion. Der Leiter der Schule informierte die Eltern mit einem Brief über das Projekt und koordinierte die organisatorische Umsetzung vor Ort. Die Ergebnisse wurden beim Schulwegeplan berücksichtigt.

Auswertung der Fragebögen

Die Beteiligung von Kindern und Eltern an der Fragebogenaktion war sehr hoch (Schüler/innen/90%, Eltern/70%), während die Beteiligung der Lehrer/innen leider sehr gering war (38%).

Die Auswertung der Ergebnisse machen deutlich, dass

- vor allem bei der Auswahl der Mobilitätsarten Rad, ÖPNV und Auto eine große Witterungsabhängigkeit besteht, während die stabilsten Größen die Fußgänger/innen darstellen;
- je älter die Kinder und je höher die Klassenstufe, desto mehr Kinder fahren mit dem Rad – auch wenn der Weg kurz ist! Die Empfehlung, erst ab der 4. Klasse mit dem Rad zu fahren, wird überwiegend zwar eingehalten, sollte aber dahingehend ausgeweitet werden, dass auch die Entfernung zur Schule die Art der Mobilität mit bestimmt;
- Eltern, die ihre Kinder mit dem Auto bringen, die Entfernung überschätzen;
- Eltern und Schüler/innen die Schulwegdauer unterschiedlich und häufig falsch einschätzen;
- es für viele Eltern wichtig ist, den kürzesten und direktesten Schulweg für ihr Kind auszusuchen;
- die meisten Schüler/innen mindestens zu zweit unterwegs sind. Diese „Weggemeinschaften“ steigern ihr Sicherheitsgefühl und Wohlbefinden;
- Gefahren von Eltern und Kindern teilweise unterschiedlich bewertet und je nach Erfahrung teilweise sehr subjektiv wahrgenommen werden. Radfahrende Schüler/innen und ihre Eltern zeigten die meistens Gefahrenpunkte auf; Unsicherheiten in Bezug auf aktuelle Verkehrsregeln wurden deutlich.
- die Fußgänger/innen am zufriedensten mit ihrem Schulweg sind und relativ wenige Gefahren sehen. Sie erleben den Weg zusammen mit ihren Freund/innen und genießen, öfter als andere Schulkameraden, die mit Rad, ÖPNV oder Auto kommen, schöne Naturerlebnisse.

Die ausführliche Auswertung kann im Anhang der Dokumentation nachgelesen werden.

Konsequenzen aus den Ergebnissen der Fragebogenaktion:

Die Ergebnisse der Fragebögen wurden in einer Arbeitsgruppe mit den Beteiligten vor Ort diskutiert. Die Gruppe beschloss, sechs der genannten Gefahrenbereiche zu bearbeiten, um dort die Verkehrssicherheit in Zusammenarbeit mit den zuständigen Ämtern zu verbessern. Die Kriterien für die Auswahl wa-

ren die Häufigkeit der Nennung, das Gefahrenpotential, die Schülerfrequenzen in diesen Bereichen und die Erfolgsaussicht etwas verändern zu können. In Absprache mit der Aktionsgemeinschaft nahmen die Beteiligten ersten Kontakt mit dem Ortsamt und dem Amt für Straßen und Verkehr (ASV) auf. Ortstermine an gefährlichen Verkehrsknotenpunkten wurden vereinbart.

Die Ergebnisse der Gespräche flossen in einen abschließenden Forderungskatalog mit konkreten verkehrlichen Verbesserungsmaßnahmen für den Stadtteil Horn-Lehe ein. Dieser wurden von der Aktionsgemeinschaft an das Amt für Straßen und Verkehr weitergeleitet.

Was bleibt von dem Projekt?

Schulwegeplan

Die Ergebnisse der Befragung und die Gespräche in der Arbeitsgruppe bildeten die inhaltliche Grundlage für den konkreten Schulwegeplan. Er soll Eltern und Schüler/innen der Klassen eins bis sechs als Orientierung bei der Auswahl des Schulweges dienen, Anregungen bieten, den Stadtteil zu erkunden und sich selbstständig zurechtzufinden.

Der Schulwegeplan wurde in den ersten bis sechsten Klassen der beiden beteiligten Schulen verteilt, auch Schüler/innen unterer Jahrgänge werden ein Exemplar bekommen.

Forderungskatalog an das Amt für Straßen und Verkehr

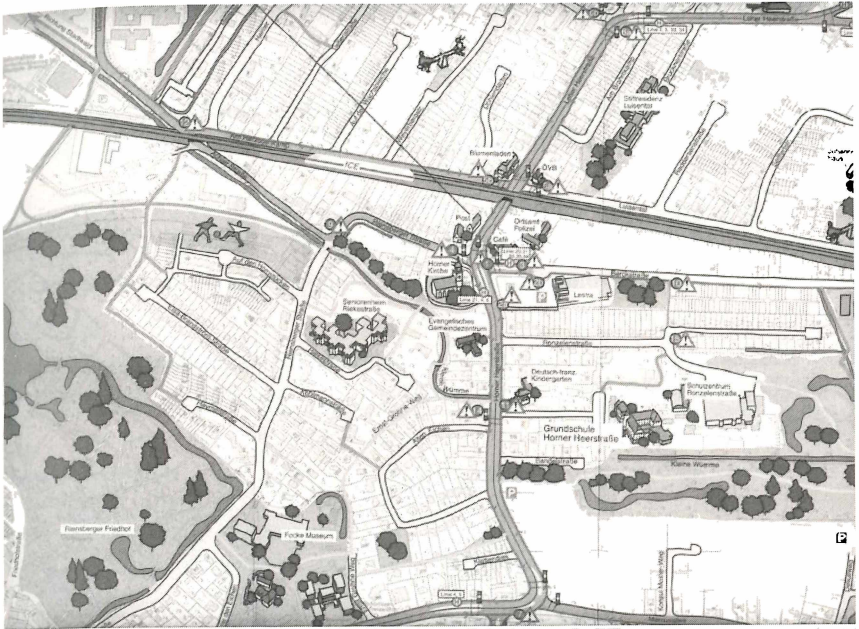
Die Liste mit besonderen Gefahrenpunkten im Umfeld der Schulen und konkreten Verbesserungsvorschlägen wurde an das ASV weitergeleitet (siehe Anhang).

Dokumentation

Neben der schriftlichen Dokumentation ist die Projektwoche per Video von Seiten der Landesbildstelle aufgezeichnet worden. Dabei wurden nicht nur Eindrücke aus der kreativen Gruppenarbeit gesammelt, sondern auch Interviews geführt und kritische Fragen gestellt.

Das Video gibt einen Einblick in die Aktionswoche und bietet viele Anregungen für zukünftige Projekte. Es ist über die Landesbildstelle Bremen auszuleihen bzw. zu erwerben.

Auszug aus dem Schulwegeplan



ZEICHENERKLÄRUNG



Bolzplatz

Sporthalle



Haltstelle der Lini



Öffentlicher Spielplatz



Empfehlenswerter Radweg
mit Richtungsanweisung

Fuß- und Radwegverbindung
(ohne Autoverkehr)

Fußweg (Abkürzung,
Weg ohne Autoverkehr)



Ampelkreuzung
mit Straßenübergang



Aufmerksamkeitspunkte



Parkplatz

Tempo 50 - Straßen

Tempo 30 - Straßen

Maßstab 1:6000



AUFMERKSAMKEITSPUNKTE

1

Ampel Richtung Horner Kirche

Beachte die Ampeln auf den Mittelinseln: Nur losgehen, wenn die nächste Ampel gegenüber grün ist!

50,0

Ein- und Ausfahrten Lestra

Achtung, toter Winkel: Gehe und fahre nie hinein in einem zurücksetzenden LKW vorbei!

3

Radweg Berckstraße

Wenn du als Radfahrer in Richtung Lestra-Kreuzung unterwegs bist: Vorsicht bei der Einfahrt zum Ortsamt, der Sparkasse und Café Goedeken!

4

Fußgänger/Radfahrer aus Richtung Riensbergerstraße

In Richtung Berckstraße kannst du die Horner Heerstraße als Radfahrer gut auf der Fußgänger- und Radfahrerfurt überqueren. Wer unsicher ist: lieber schieben! Richtung Grundschule: Bleibe auf der Kirchenseite bis zur „Schulampel“!

50,0

Ampel Leher Heerstraße/Lulsental/Herzogenkamp

Überquere als Fußgänger die Leher Heerstraße möglichst nicht hin! Wenn du vom Herzogenkamp kommst, nutze die Ampel an der Grundschule!

50,0

Ampel Leher Heerstraße/Vorstraße

Wenn du mit dem Rad in Richtung Vorstraße fährst, nutze besser die Radfahrerampel vor dem Haltestellenbereich und nicht die erste Fußgänger- und Radfahrerfurt. Über den Ledaweg kannst du dann entgegen dem Uhrzeigersinn in die Vorstraße einbiegen!

Öffentliche Präsenz

Als Schirmherr des Projektes besuchte Bildungssenator Willi Lemke am Ende der Projektwoche die Schule. Er guckte den Schüler/innen bei der Arbeit über die Schultern und ließ sich von ihren Erfahrungen berichten. Er hob die zielorientierte Umsetzung des Projektes ebenso hervor wie die gute Mischung von kognitiven, musisch-kreativen und motorischen Lerneinheiten der Aktionswoche.

Gegen Ende der Projektwoche wurden Pressevertreter eingeladen. Sie berichteten in den örtlichen Zeitungen positiv und ausführlich. Beim Schulfest stellten Schüler/innen die konkreten Ergebnisse der Projektwoche der Schulöffentlichkeit vor.

Zum Abschluss des Gesamtprojektes präsentierte die Aktionsgemeinschaft den fertiggestellten Schulwegeplan, sowie die Dokumentationen des Projektes der Bremer Öffentlichkeit.

Foto: Ausstellung in der
GS Horn-Lehe
Fotograf:
Hannes von der Fecht



Das liebe Geld

Zum Nulltarif sind solche Projekte nicht zu haben. Bei dem Modellprojekt sind folgende Kostenblöcke eingeplant gewesen:

- Konzeptentwicklung und Projektkoordination
- Sachmittel für die Durchführung der Projektwoche an den Schulen
- Kopier- und Gestaltungskosten für die Fragebögen
- Professionelle und methodisch saubere Auswertung der Fragebögen
- Beschaffung eines digitalisierten Stadtplans, inkl. Vervielfältigungsrechten

- Produktions- und Gestaltungs-kosten für den ganz konkreten Schulwegeplan, sowie einer schriftlichen Dokumentation des Projektes. Für Dokumentationszwecke wurden außerdem die Landesbildstelle und ein Fotograf eingeschaltet.

Dieses Projekt wurde finanziell von der BREPARK, der Unfallkasse Freie Hansestadt Bremen, dem Gewinnspaarverein der Sparda Bank Hannover, sowie dem Senat für Bau, Umwelt und Verkehr getragen. Der größte Teil stammt aus dem Jahresbudget der Aktionsgemeinschaft, das ganz überwiegend von der BREPARK finanziert wird. Hinzu kam der zum Teil ehrenamtliche Einsatz der Kooperationspartner der Aktionsgemeinschaft und der Schule.

Literatur

- Dokumentation:

„Schulwege sicherer machen“, Ziele, Erfahrungen, und Erfolge: Dokumentation des Projektes „Schulwegeplanes“, Anregungen für zukünftige Projekte am Beispiel Grundschule Horner Heerstraße, Hg. Aktionsgemeinschaft Verkehrssicherheit, Bremen 2004

- Schulwegeplan Horn-Lehe

Hg. Aktionsgemeinschaft Verkehrssicherheit, Bremen 2004

Redaktion und Projektbegleitung:

Egon Pühn, Pädagoge Verkehrswacht; Birgit Klose, Verkehrsplanerin ADFC; Mareile Stanjek, Aktionsgemeinschaft Verkehrssicherheit; Sigrun Bösemann, Pädagogin, ADFC.

Gestaltung: Agentur Haase & Knels; Fotografie: Hannes von der Fecht

Beide Dokumente stehen vollständig unter www.adfc-bremen.de im Netz.

- Video:

“Wenn wir nur einen Unfall verhindern...” Landesbildstelle Bremen, 2004

- Dokumentation:

3. Bremer Fahrrad-Kongress “Kinder erfahren die Stadt“ 10./ 11.März 2006

Hg. Allgemeiner Deutscher Fahrrad-Club, Landesverband Bremen

www.adfc-bremen.de

Lebendige Orte sind sichere Orte³

Zum Zusammenhang von Gebrauchsfähigkeit und Sicherheit von Freiräumen

Sicherheit als Nebenbei

Sicherheit im öffentlichen Raum ist ein komplexes Gewebe aus grundsätzlicher Übereinkunft über angemessenes Verhalten von Menschen und freiwilliger Kontrolle. Ein Gefühl für Sicherheit besteht darin, dass wir uns selbstverständlich, sicher und geschützt unter all den Fremden in der Stadt aufhalten und bewegen können. Es lebt von der alltäglichen Erfahrung eines Miteinanders, das zugleich unverbindlich und an bestimmte Konventionen gebunden ist (vgl. Jacobs, J. 1964).

Und damit wird auch an die verwiesen, die die Sicherheit in der Stadt empfinden und auch herstellen – an uns, uns als Bewohnerinnen und Bewohner einer Straße, eines Quartiers, der Stadt, und an uns, die wir uns in den städtischen Freiräumen aufhalten und darin tätig sind. Kaum ein Mensch hält sich im öffentlichen Raum auf, um Sicherheit herzustellen. Und dennoch spielt die Anwesenheit von Menschen für die Sicherheit im öffentlichen Raum eine wesentliche Rolle. Sie ist zwar nicht erster Zweck, aber ein wesentliches und notwendiges Nebenbei im sozialen Miteinander.

Öffentliche Sicherheit hat als Hintergrund ein reges Miteinander und Nebeneinander unterschiedlichster Menschen verschiedener sozialer, ökonomischer und kultureller Herkünfte. Und sie wird von zwei Seiten getragen, die Verantwortung übernehmen. Die eine Seite sind die Anwohnerinnen und Anwohner, die lokal für personelle Kontinuität sorgen und die lokale Kenntnis mitbringen. Die andere Seite sind die vielen zufälligen Passantinnen und Passanten, die die Straßen und Quartiere einer Stadt aufsuchen und wieder verschwinden – die Ortsfremden. Und diese Seite ist eine sehr wesentliche, denn wir alle sind an den meisten Orten einer Stadt Ortsfremde, und nur an einem Ort Anwohner/in. D.h. in einer Stadt müssen alle lernen, mit 'Fremdheit' umzugehen.

Verbindend zwischen Anwohnern und Ortsfremden ist der Rahmen der Konventionen, der Regeln für gutes Benehmen aber auch für Konfliktaustragung oder Toleranz enthält, und der durch eine beiläufige gegenseitige Kontrolle eingehalten wird. Diese Erfahrung und erlernte Kompetenz kann von zu Hause

³ Vortrag zur Fachtagung "Sicherheit planen – Städtebauliche Kriminalprävention in Städten und Gemeinden" organisiert vom Präventionsrat Oldenburg an der FH Oldenburg am 23.11.2004.

mitgebracht und in die Stadt mitgetragen werden und somit an den 'fremden' Orten zum Tragen kommen.

"Das Vertrauen wird in einer Großstadt aus vielen, vielen Bürgersteigkontakten gebildet. Es wächst aus dem Nebeneinander der Leute an der Bar beim Biertrinken, aus dem Gespräch mit dem Lebensmittelhändler oder dem Zeitungsverkäufer, aus den beiläufigen Unterhaltungen in der Bäckerei und aus dem Grüßen der Kinder, die ihre Limonade auf den Vortreppen trinken.

Die meisten dieser Kontakte sind trivial. Die Summe solch beiläufiger, öffentlicher Kontakte auf lokaler Basis – größtenteils zufällig, mit Besorgungen verbunden, immer der einzelnen Person überlassen, niemals ihr aufgezwungen – ist ein Gefühl für die öffentliche Identität von Menschen, ein Gewebe öffentlicher gegenseitiger Achtung und gegenseitigen Vertrauens und bedeutet eventuellen Beistand in Zeiten persönlicher oder nachbarschaftlicher Bedrängnis. Die Abwesenheit solchen Vertrauens wird teuer bezahlt. Solches Vertrauen kann nicht institutionalisiert werden – und v.a. – es ist nicht mit privaten Beziehungen verbunden" (Jacobs, J. 1964: 47).

Hierbei müssen diese Begegnungen nicht immer friedvoll und harmonisch ablaufen. Im Gegenteil. Ein Bestandteil sind immer auch von Interessenskonflikten getragene Auseinandersetzungen, die es ermöglichen, sowohl Konfliktaustragung zu lernen als auch zu lernen, Unterschiede als solche anzuerkennen und stehen lassen zu können. Städtische Öffentlichkeit kann somit "Raum für Differenzenerfahrung, ästhetische und kulturelle Prozesse für Welterfahrung und solidarisches Handeln bieten" (Beck, J. et al. 2004: 7).

Ein Gefühl von Sicherheit im öffentlichen Raum ist also ein Nebenbeieffekt, der aus einer Summe von unverbindlichen, aber konventionell geregelten Begegnungen zwischen Anwohnenden und Fremden entsteht.

Lebendige Orte sind sichere Orte

Der Hinweis darauf, dass wir Sicherheit gewährleisten führt zum zentralen Gedanken dieses Vortrages. Orte, die lebendig sind, weil Menschen sich darin aufhalten und tätig sind, haben gute Voraussetzungen sichere Orte zu sein. Einsame Orte wirken eher bedrohlich und bieten eher Gelegenheit für bedrohliches Verhalten.

Auch bei diesem Gedanken stehen die Menschen als Handelnde im Mittelpunkt. Lebendige Orte entstehen nur da, wo Menschen darin tätig sind oder tätig sein können. In der Regel halten sich Menschen nur in Freiräumen auf, weil sie in unterschiedlicher Weise ihren Alltagstätigkeiten nachgehen. Diese Alltagstätigkeiten enthalten wiederum die Möglichkeit für Begegnungen, Kontakte und Auseinandersetzungen.

"Man benutzt den Freiraum der Straße nicht wegen eines attraktiven Angebots an Ausstattung, sondern weil man seinen Alltagsgeschäften nachgeht. Im Rahmen dieser "Bersorgungen" ergeben sich dann eine Vielzahl von Nebenbenutzungen, Gelegenheiten und Anlässen über die zielgerichteten Tätigkeiten hinaus. Die Öffentlichkeit der Straße setzt sich so aus der Vielzahl von Tätigkeiten im Türbereich, vor der Eingangstreppe, auf dem Gehweg, am Rande der Straße an der Ecke... zusammen" (Böse, H./ Schürmeyer, B. 1989: 142).

In der Arbeitsgruppe 'Lebendige Orte', die im Rahmen des Forschungsprojektes "Eröffnung von Anpassungsfähigkeit für lebendige Orte"⁴ zusammenarbeitete, wurde formuliert:

"Orte allein können weder tot noch lebendig sein. Aber wir empfinden und erleben sie so oder so. Und das hat mit der Beschaffenheit dieser Orte zu tun, vor allem aber mit den Menschen, die sie beleben, aufsuchen oder meiden. Als lebendig werden Orte empfunden, an denen etwas Wichtiges geschieht, zu beobachten oder zu bekommen ist, an denen Menschen etwas für sie Sinnvolles tun und man selbst etwas tun kann – allein, mit anderen Leuten und mit Dingen.... Ohne eigenwillige und selbstverständliche Handlungen der verschiedenen städtischen Akteure und Akteurinnen gibt es keine "lebendigen Orte" in der Stadt" (Beck, J. et al. 2004b: 208).

Im Gebrauch der Orte wird die Anwesenheit der Menschen ausgedrückt. Und mit dem Gebrauch verbunden sind Zeichen der Übernahme von Verantwortung.

In diesem Zusammenhang gibt es verschiedene Ebenen der Anwesenheit von Menschen.

Die konkrete Anwesenheit als Person: z.B. auf dem Weg, vor der Tür, vor dem Laden

Anwesenheit durch Zeichen, durch Nutzungsspuren: Persönliche Gegenstände vor der Haustür, Straßenmalerei, abgestellte Fahrräder, Stühle, Kinderspielsachen, Gebrauchsspuren in Vorgärten, auf Ladenvorplätzen

Sie verweisen besonders auf Ansässige

Möglichkeiten für Anwesenheit durch Angebote und Anlässe: Läden, Kneipen, Öffentliche Einrichtungen, Dienstleistungen

Sie verweisen auch auf Orts-Fremde

Die verschiedenen Ebenen der Anwesenheiten wirken ergänzend, können aber auch nebeneinander auftreten.

Im Verlauf eines Tages können diese Anwesenheiten wechseln und daher zu unterschiedlichen Zeitpunkten wichtig sein. So kann es bei relativ homogenen Tagesabläufen der Bewohner einer Straße und auch einer Siedlung geschehen, dass die Anwohnenden nahezu zugleich die Straße verlassen und erst

⁴ "EVALO – Eröffnung von Anpassungsfähigkeit für lebendige Orte" Verbundprojekt im Forschungsprogramm "Bauen und Wohnen im 21. Jahrhundert" des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung.

wieder zur nahezu gleichen Zeit zurückkehren. In dieser Zeit der Abwesenheit der Anwohnenden sind dann stellvertretend nur die genannten Spuren vor Ort zu lesen. Oder Ortsfremde, z.B. Handwerker, Schornsteinfeger, Pflegedienste, Passanten auf dem Weg zum Arzt, zum Einkaufen o.ä. bilden den größten Teil der Anwesenden.

Eine Planung zum Gebrauch

Wenn wir über den Gebrauch von Freiräumen reden ist immer eine soziale Seite angesprochen. Diese verweist aber auch auf eine materielle Seite, die die physischen Voraussetzungen bereitstellt.

"Lebendige Orte leben durch ein Wechselspiel zwischen materiellen Gegebenheiten in der Stadt und den darin verändernd tätigen Menschen" (Beck, J. et al. 2004b: 208).

Umgekehrt nun von der Planung aus betrachtet, bedeutet dies, dass nicht Gestaltung und Ausstattung von Freiräumen im Vordergrund steht. Um den Gebrauch und die Aneignung von Freiräumen zu unterstützen, ist eine in diesem Sinne 'lebendige' Planung am Alltag in der Stadt, an einzelnen Orten und im gesamten Quartier zu orientieren. Und damit muss vielen verschiedenen Dingen, Anlässen und Notwendigkeiten Platz geboten werden.

"Ein Plan muss ein nicht unerhebliches Maß an Nutzungsoffenheit oder Entscheidungsmöglichkeiten beinhalten und in diesem Sinn 'dysfunktionale'⁵ Anteile bedenken und die Taten der verschiedenen Handelnden zulassen. Damit gibt Planung also auch bestimmte Regeln bzw. Festlegungen von sozialen Grenzen und deren Übersetzung in materielle Grenzen und Schwellen vor. Insgesamt ist es in Folge aber unerheblich, was die Leute tatsächlich tun, wichtig ist, dass sie es tun könnten" (Beck, J. et al. 2004b: 208).

Regeln für lebendige Stadtquartiere⁶

Konkret gewendet gibt es relativ einfache Regeln der Siedlungsorganisation, die den Alltagsgebrauch unterstützen und die Handlungsmöglichkeiten der Menschen stärken – und damit auch die Möglichkeit bieten, Verantwortung zu tragen. Eine wichtige Voraussetzung ist dabei immer die Klärung von Zuständigkeiten – also die Klärung: wer darf wo was. Hilfreich hierzu sind:

Eine kleinteilige Parzellierung, die vielen einzelnen Eigentümerinnen und Eigentümern viele individuelle Entscheidungen ermöglicht und damit ein Nebeneinander unterschiedlicher sozialer und ökonomischer Lebenssituationen erlaubt.

⁵ Der Begriff stellt dem funktionalen Entwurf die Notwendigkeit eines über den Anlass des Ortes hinausreichenden Nebenhers oder Überhers gegenüber. Das kann eine ungenutzte Fläche sein, aber auch ein Bestandteil der Straße, eines Platzes, etc. (vgl. Heinemann, G./Pommerening, C. 1979:24ff).

⁶ aus: protze + theiling (2004).

Eine variabel nutzbare Bebauung mit Haus und Hof, die Zugang zur Straße und privaten Freiräumen bietet.

Eine Benachbarung gleicher sozialer Situationen: Vorne an Vorne und Hinten an Hinten, die durch deutliche Grenzen gekennzeichnet ist.

Eckkläden als Ergebnis einer Eckbebauung, die für die besondere Lage der Ecke auch eine besondere Nutzung bereithält.

Eine hierarchische Erschließung, die Durchlässigkeit und Zugänglichkeit ermöglicht, weil sie eine relativ hohe Straßen-, Kreuzungs- und Einmündungsdichte aufweist.

Gebrauch und Sicherheit

Mit Hilfe dieser Regeln können Freiräume geplant werden, mit denen große Handlungsspielräume und Entscheidungsmöglichkeiten verbunden sind. Und in ihnen können auch die verschiedenen Ebenen der Anwesenheit organisiert werden. Zur Klärung der Zuständigkeit sind hierbei die Grenzen besonders wichtig, denn mit ihnen werden deutliche Zeichen gesetzt, wo der private Gebrauch beginnt und wo er endet und somit der öffentliche Gebrauch Platz findet.

Eine kleinteilige Parzellierung kombiniert mit einem variablen Haustyp ermöglicht die Anwesenheit vieler verschiedener Menschen mit unterschiedlichen Lebensphasen und Lebensrhythmen nebeneinander und ein Nebeneinander von Wohnen und unterschiedlichen Betrieben oder Läden. Zugleich ermöglicht sie eine gesicherte Verfügung über ein Stück privates Land, von dem aus auch Verantwortung für die Straße übernommen werden kann.



Hierbei ist die private rückwärtige Seite auch tatsächlich individuell verfügbar und der Gebrauch muß nur mit den direkten Nachbarn abgestimmt werden. Die rückwärtigen Seiten sind schwer zugänglich, beobachtet und dadurch auch kontrolliert.

Durch eine deutliche Trennung zwischen öffentlichem und privatem Freiraum besteht an der Straße einerseits ein gesicherter, übersichtlicher Zugang zur und von der Straße, andererseits aber auch gesicherter Aufenthalt für Ortsfremde auf der Straße. Somit können Ansässige und Ortsfremde einander begegnen, ohne einander zu Nahe zu kommen.



Anwesenheit in der Straße ist für Anwohnerinnen und Anwohner ebenso selbstverständlich wie für zufällige Passantinnen und Passanten.

Eine konsequente Bebauung der Ecken, die zudem für die besondere Lage der Ecke auch die besondere Ausstattung mit Ladenräumen bzw. Raum für eine Eckkneipe vorsieht. Viele Ecken im Quartier bieten dann Platz für unterschiedliche Betriebe und sind Anziehungspunkte auch für Ortsfremde.

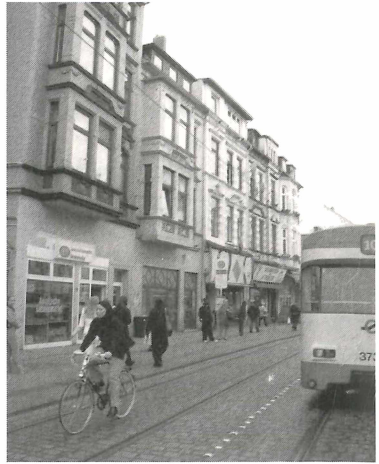


Eine regelmäßige Zonierung der Straße mit Bürgersteigen und Fahrbahnen hält die notwendigen Nutzungszonen für alle Beteiligten bereit. Der Bürgersteig ist hierbei der gesicherte Platz für alle, die zu Fuß unterwegs sind. Bei dieser Art der (einfachen) Zonierung ist eine Möglichkeit geboten, unangenehmen Situationen aus dem Weg zu gehen, indem die Straßenseite gewechselt werden kann.



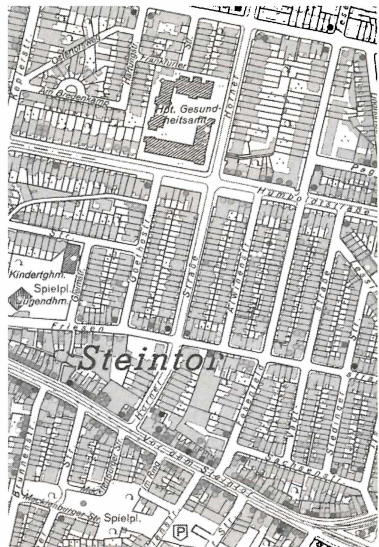
Eine hierarchische, durchlässige Erschließung mit Haupterschließungsstraßen, Hauptstraßen und Nebenstraßen erleichtert die Orientierung im Quartier und ermöglicht eine Wahl der Wege je nach Anlass. Sie bringt also auch die Möglichkeit mit sich, unangenehmen Situationen aus dem Weg gehen zu können, ohne allzu große Umwege in Kauf nehmen zu müssen.

Eine durchlässige und dichte Erschließung mit Straßen und eine Eckbebauung sind zudem Voraussetzung dafür, dass Läden, Dienstleistungen, Gaststätten oder andere gewerbliche Betriebe eine Möglichkeit vorfinden, sich im Quartier niederzulassen.



Die vielen Straßen 'versorgen' sie mit Passanten, die Eckläden bieten eine besondere Lage an zwei Straßen. Diese Läden wiederum sind für die Anwohnenden zur Organisation des Alltags wichtig. Sie ziehen aber auch andere Menschen an. Auf diese Weise tragen sie dazu bei, dass auch Ortsfremde in die Straße, ins Quartier kommen.

Die Karte⁷ macht deutlich, wie diese relativ einfache Bau- und Freiraumorganisation unterschiedliche Lagen und damit unterschiedliche Anwesenheiten von verschiedenen Lebens- und Arbeitsorten ermöglicht (vgl. protze + theiling 2004).



⁷ In der beiliegenden Karte (aus: protze + theiling 2004) sind Arbeitsstätten eingetragen. Die bunten Punkte kennzeichnen jeweils einen Standort einer Arbeitsstätte. Hierbei steht rot für Einzelhandel, grün für Dienstleistung mit viel Kundenverkehr, türkis für Dienstleistungen mit wenig Kundenverkehr, violett für Handwerk/kleinflächiges Gewerbe, orange für Kultureinrichtungen/Freizeit, blau für Gaststätten, gelb für bürgerschaftliche Einrichtungen, schwarz für Leerstand.

Problematische Siedlungsstrukturen

Demgegenüber gibt es Siedlungsorganisationen, in denen der Gebrauch und die Orientierung stark erschwert sind. In ihnen ist dann auch eine Anwesenheit der Anwohnerinnen und Anwohner geringer oder nicht so deutlich sichtbar und die Anwesenheit von Orts-Fremden selten oder sogar unerwünscht. In diesem Sinne problematisch sind:

Offene Bauweisen, die oftmals mit wenigen und rückwärtigen Eingängen sowie einem großen Anteil an nicht genutzten Freiflächen einhergehen.

Spezialisierte Bauformen (reiner Wohnungsbau, reiner Gewerbebau)

Monolithische Erschließungen (Ringstraßen, Sackgassen, Wohnwege)

Monofunktionale Nutzungsstrukturen

Unsicherheiten und Ausgrenzung

Fehlen die Grenzen, so bleibt für alle Seiten offen, wie die Zuständigkeiten geregelt sind. Dies führt gewöhnlich zu allgemeiner Verhaltensunsicherheit, die den privaten Gebrauch sehr erschwert und einschränkt. Und sie wirkt ebenso auf den individuellen Gebrauch im öffentlichen Raum. Eine Verunsicherung, die allzu leicht zu Rückzug führen kann.

In Einfamilienhausgebieten werden die zur Straße offenen Freiflächen zumeist mit hohen Hecken geschützt, so dass die Straßenränder dicht zugepflanzt, eine Anwesenheit der Bewohnerinnen und Bewohner manchmal nur schwer sichtbar ist.



In den Abstandsflächen des Geschosswohnungsbauens fehlen Spuren der Aneignung beinahe zwangsläufig, weil nicht nur die Grenzen der Zuständigkeit fehlen, sondern insgesamt die Zuständigkeit bei der Siedlungsverwaltung liegt. So entstehen Freiflächen, die auch im Alter keine Spuren von Gebrauch zeigen können, weil in ihnen nie jemand tätig werden konnte.



Ebenso lückenhaft, also ohne Spuren der Anwesenheit von Menschen, sind Straßen, an denen nur die Köpfe der Zeilen oder Reihenhauszeilen liegen. Da die Türen fehlen, fehlt auch die Möglichkeit, Türen mit Gesichtern in Verbindung bringen zu können.



Verdeckte Eingänge verhindern, dass Gesichter relativ leicht mit bestimmten Türen verbunden werden können, so dass es relativ schwer wird zu erfahren, wer wohin gehört oder welche Kinder, wo wohnen. Zudem fehlen die Zugänge zur und an der Straße, die es einem ermöglichen, im Notfall eben mal klingeln und um Hilfe bitten zu können. Es bleibt auch verdeckt, von wo Hilfe kommen könnte, wenn man laut ruft.



Fehlen die Eingänge an den Straßen, fehlen die symbolischen Anwesenheiten der Bewohner. Bestehen die Straßenränder zu einem großen Teil aus Einfahrten, so verweisen sie darauf, dass die Straßenöffentlichkeit hier zu großen Teilen aus PKWs besteht. Nicht Anwesend sind Fußgängerinnen und Fußgänger.



In diesen Organisationsformen gibt es oftmals Hinweisschilder statt Eingangstüren. Eine Orientierung ist damit sehr erschwert. Dies ist z.B. für Handwerker oder Pflegedienste oftmals eine ärgerliche Angelegenheit, da Adressen schwer zu finden sind. Für Hilfsdienste wie Feuerwehr oder Krankenwagen kann es zum Problem werden, wenn die notwendigen Hausnummern einfach in der Eile übersehen und die Hauseingänge nicht gefunden werden.



Nicht zuletzt erschwert eine derartige Organisation es auch Kindern, sich in der Siedlung zu orientieren und eine eigenständige Sicherheit zu erlernen.

Erschließungen wie Wohnwege oder Fußwege durch die Freiflächen von größeren Siedlungen führen zu einer zweiten, internen Erschließung. Mit ihr wird die Anwesenheit von Menschen im Straßenraum noch mal verringert. Da sie oftmals unübersichtlich sind, unklar ist, wohin sie führen, oder sie an eindeutig privaten Häusern vorbeiführen, wirken sie auf Ortsfremde abweisend. Und diese Ausgrenzung wirkt, ohne dass ein Wort dazu verloren werden muss.

Mit Hilfe von Wohnwegen und siedlungsinternen Fußwegen werden Ortsfremde implizit ferngehalten. Dies bedeutet aber auch, dass in Zeiten der Abwesenheit der Anwohnenden eine Nebenbeikontrolle durch zufällige Passantinnen oder Passanten nicht wahrscheinlich ist.



"Die Sackgasse ist ein Beispiel für den Versuch, durch eine ein- und ausgrenzende Siedlungsform Gemeinschaft zu befördern. Diese Versuche führen in der Regel Lebenssituationen, die auch im öffentlichen Raum sehr stark kontrolliert sind. Solange die Nachbarschaft gut miteinander auskommt, muss das noch kein Problem sein. Wenn aber Nachbarschaftsstreitigkeiten auftreten, gibt es kaum eine Möglichkeit, einander unverbindlich aus dem Weg zu gehen. In diesem Fall, der durchaus häufig eintritt, wird mit dieser sozial sehr engen Organisation eine Zwangslage geschaffen, der kaum zu entkommen ist" (vgl. Westermann, A. 1997).

Zudem stehen diese Siedlungswege und auch Wohnwege meistens auch formal nur den Mieterinnen und Mietern oder Eigentümerinnen und Eigentümern der jeweiligen Wohnanlage zur Verfügung. Schilder weisen Ortsfremde darauf hin, dass sie hier nicht erwünscht sind.



Insgesamt führt eine derart spezialisierte Erschließung, die für unterschiedliche Nutzergruppen unterschiedliche Erschließungsformen vorsieht, dazu, dass im Straßenfreiraum die Anwesenheit von Menschen stark verringert, in den größeren Straßen weitgehend auf Autos und öffentliche Verkehrsmittel eingeschränkt wird. Damit wird verhindert, dass Läden, Gaststätten oder Dienstleistungsbetriebe etc. außerhalb der vorgesehenen Orte vorkommen können, weil die entsprechenden Lagen fehlen⁸



In Folge gibt es auch keine alltäglichen 'Attraktionen' für Ortsfremde, die dementsprechend fern bleiben. Auch an dieser Stelle wirkt der Ausschluss von Nicht-Ansässigen implizit und dauerhaft.

Gebrauchsfähige Freiräume zur Unterstützung von Kompetenz

Es gibt kein 'Heil durch Ziegelsteine', also keinen direkten Zusammenhang zwischen guter Architektur und gutem Benehmen, darauf weist schon Jane Jacobs hin. Aber es gibt

"materielle Strukturen der Organisation des Wohnens in der Stadt, die leichter mit Gesichtern, mit sozialer Erfahrung besetzt werden können. Oder anders herum: in der Chance besteht, ohne katastrophale Niederlagen und Ernüchterungen erprobend Erfahrung mit Gesichtern und Orten zu sammeln, damit man sich zurechtfinden kann" (Hülbusch, I.M. 1978: 7).

Orte, an denen Menschen zuständig sind und tätig werden können, haben mehr Chancen, sichere Orte zu sein, weil an ihnen Verantwortung souverän gelebt werden kann. Diese Kompetenz kann an diesen Orten dann auch erlernt und geübt werden.

Städtebau ist hierbei ein Hilfsmittel, das Zusammenleben unterschiedlicher Menschen zu unterstützen. Die Diskussion um Kriminalprävention im Städtebau muss daher immer auch eine Diskussion darum sein, wie wir den öffentlichen Raum verstehen wollen. Und das beinhaltet die Frage, ob der öffentliche Raum allen zugänglich sein soll, oder bestimmten Gruppen vorbehalten. Ob eine Stadt mit kommunalem Miteinander und Nebeneinander gewünscht ist.

⁸ In der beiliegenden Karte (aus: Holzapfel, H. / Czekaj, T. et al. 2004) sind Arbeitsstätten eingetragen. Die bunten Punkte kennzeichnen jeweils einen Standort einer Arbeitsstätte. Hierbei steht rot für Einzelhandel, grün für Dienstleistung mit viel Kundenverkehr, blau für Gaststätten, gelb für bürger-schaftliche Einrichtungen, schwarz für Leerstand.

Oder ein Konglomerat von Ansiedlungen, die sich von einander ab- und einander ausschließen (vgl. Hülbusch, I. M. / Hülbusch, K.H. 1980).

Hannah Arendt weist darauf hin, dass die Wirklichkeit des öffentlichen Raumes aus der gleichzeitigen Anwesenheit zahlloser Aspekte und Perspektiven erwächst. Die gemeinsame Welt stellt den gemeinsamen Versammlungsort bereit – wir alle nehmen darin verschiedene Positionen ein.

"Nur wo Dinge, ohne ihre Identität zu verlieren, von Vielen in einer Vielfalt von Perspektiven erblickt werden, so dass die um sie Versammelten wissen, dass ein Selbes sich ihnen in äußerster Verschiedenheit darbietet, kann weltliche Wirklichkeit eigentlich und zuverlässig in Erscheinung treten. Eine gemeinsame Welt verschwindet, wenn sie nur noch unter einem Aspekt gesehen wird, sie existiert nur in der Vielfalt ihre Perspektiven" (Arendt, H. 1989: 56/57).

Städtische Öffentlichkeit besteht in der Vielzahl verschiedener Menschen unterschiedlicher sozialer, ökonomischer und kultureller Herkunft, die damit verbundenen Interessen, Konflikte aber auch Kompetenzen und konventionellen Gemeinsamkeiten. Eine Planung, sei es im Rahmen von Stadterweiterung, Nachverdichtung, Sanierung oder Rückbau, muss dabei immer die Gebrauchsfähigkeit von Bau- und Freiraumorganisation in den Vordergrund stellen.

Im Gebrauch der Orte liegt eine Möglichkeit zu 'lebendigen Orten', in denen Verantwortlichkeit, Selbständigkeit und Kompetenz der Menschen zum Tragen kommen können. In dieser Unterstützung von Kompetenz liegt dann auch ein wesentlicher Beitrag zu größerer Sicherheit in öffentlichen Freiräumen.

Literatur:

Arendt, H. (1989): Vita activa oder Vom tätigen Leben. München.

Beck, J. et al. (2004a): Stadtgesellschaft im Umbruch. In: Liffers, Lutz: Vorstadtbildung – z.B. Bremen – Gröpelingen. Stadt Rand Notizen Nr. 3. Bremen.

Beck, J. et al. (2004b): 'Lebendige Orte – über Orte, Taten und Lebendigkeit. In: Brandt, H. et al. (Hrsg. 2004): EVALO – Eröffnung von Anpassungsfähigkeit für lebendige Orte. Verbundprojekt im Forschungsprogramm "Bauen und Wohnen im 21. Jahrhundert" des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF). Endbericht des Gesamtprojektes. Bremen.

Böse, H./ Schürmeyer, B. (1989): Die Freiräume der Straße oder die Straße als Landschaft. Anmerkungen zur Verkehrsberuhigung. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg. 1989): Nachlese Freiraumplanung. Notizbuch 10 der Kasseler Schule. Kassel.

Heinemann, G. / Pommerening, C. (1989): Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume – dargestellt an ausgewählten Beispielen der Stadt Kassel. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg. 1989): Notizbuch 12 der Kasseler Schule. Kassel.

Holzapfel, H. / Czekaj, T. et al. (2004): Stadt und Kommunikation. Teilprojekt des Verbundprojektes "Eröffnung von Anpassungsfähigkeit für lebendige Orte" Verbundprojekt im

- Forschungsprogramm "Bauen und Wohnen im 21. Jahrhundert" des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF). Endbericht. Bremen.
- Hülbusch, I. M. (1981): Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Schriftenreihe der Organisationseinheit Architektur Stadtplanung Landschaftsplanung. Heft 033. Gesamthochschule Kassel. Kassel.
- Hülbusch, I.M. / Hülbusch, K.H. (1980): Aus- und Einsperrungen oder Von der Unmöglichkeit, Stadt-Landschaftsökologie zu treiben. Bauwelt Heft 36, Stadtbauwelt 67
- Jacobs, J. (1964): "Tod und Leben großer amerikanischer Städte" Bauwelt-Fundamente Heft 4. Gütersloh, Berlin.
- protze + theiling (2004): Möglichkeiten für Lebensorte und Arbeitsorte. Teilprojekt des Verbundprojektes "Eröffnung von Anpassungsfähigkeit für lebendige Orte" Verbundprojekt im Forschungsprogramm "Bauen und Wohnen im 21. Jahrhundert" des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF). Endbericht. Bremen.
- Westermann, A. (1997): Zukunft für unsere Kinder – Wohnen in der Sackgasse. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg. 2000): Notizbuch 56 der Kasseler Schule – Die Bodenrente ist sicher. Kassel.

Photos: Käthe Protze

Zur Erweiterungsfähigkeit Findorff'scher Moorhufenkolonien im Teufelsmoor

Nordöstlich von Bremen im Teufelsmoor i. w. S. befinden sich vom Moorkommissar Jürgen Christian Findorff im Zuge der Hannoverschen Moorkolonisation Mitte bis Ende des 18. Jahrhunderts, also im Klassizismus, systematisch für die Landwirtschaft geplante Siedlungen. Diese Moorkolonien sind in Ihrer Organisation heute noch weitestgehend erhalten. Die vorhandenen landwirtschaftlichen Höfe wurden und werden, insbesondere in den letzten 30 Jahren, im Zuge der immer weiteren Reduzierung landwirtschaftlicher Betriebe, zum Wohnen und für gewerbliche Nutzungen umgenutzt, umgebaut, ergänzt und erweitert. Die Moorkolonien liegen jedoch vielfach abseits von Orten mit einer guten Grundversorgung. Auch ist die bauliche Organisation der Moorhufenkolonien so ausschließlich auf die Landwirtschaft ausgerichtet worden, dass Wandlung und Umbau nur zum Wohnen nicht so einfach möglich ist und sie heute keine Lagegunst mehr für die Ansiedlung von Handel, Handwerk und Dienstleistungen für den täglichen Bedarf aufweisen. Wie im Projektbericht "Von gemeinen Hufen, extravaganten Blöcken und anderen Typen" dargelegt, ist die bei den Findorff'schen Moorhufenkolonien vorgenommene Arrondierung der Flächen um den Hof herum

"Ausdruck einer funktionalistischen Siedlungsplanung, die nur an der Produktivität der einzelnen Höfe interessiert war, um die herrschaftlichen Kassen zu füllen. Dabei wurde das Dorf als Ort wichtiger sozialer Kontakte aufgelöst" (Beekmann, H. et. al. 2003:105).

So stellt sich zum einen im Sinne vorausschauender und verantwortungsvoller Planung die Frage, ob es überhaupt sinnvoll ist, diese Siedlungen für Wohnbebauung und gewerbliche Betriebe weiter umzubauen und/oder gar zu erweitern. Auf der anderen Seite möchten die BewohnerInnen der Moorkolonien ihren Lebensort verständlicherweise erhalten. Wenn die o.g. Frage generell oder für manche Moorkolonien bejaht werden kann, wäre zum anderen zu klären, ob und wie Moorkolonien so umgebaut, ergänzt oder erweitert werden können, dass lebendige Wohnorte entstehen?

Diese Fragen stellen sich ebenso für die bereits im Mittelalter durch die klösterliche Kolonisation oder wild gegründete Marsch- und Moorsiedlungen, die sich im Siedlungstyp nicht wesentlich von den klassizistischen hannoverschen Moorkolonien unterscheiden (z.B. Oberende, Niederende, Waakhausen, Viehland, Weyerdeelen, Teufelsmoor, Vieh und Hüttenbusch, Überhamm, Heid-

berg und Seebergen). Im Folgenden beziehe ich mich aber auf die Findorffschen Moorkolonien (z.B. Wörpedorf, Eickedorf, Neu-St-Jürgen, Rautendorf, Schmalenbeck, Tüschendorf, Dannenberg, Heudorf, Huxfeld, Bergedorf, Mooringen und Moorende u.a.), da über diese am meisten systematisch überliefert ist.

Aktuelle Bauwünsche

Es gibt immer wieder Bauwünsche einzelner und Überlegungen von Gemeinden in den Moorkolonien die landwirtschaftlichen Höfe für die Wohnnutzung, auch für mehrere Wohnparteien, oder gewerbliche Nutzung umzubauen. Auch bestehen immer wieder Wünsche landwirtschaftliche Nutzflächen in Bauland umzuwandeln.

Ein Teil der Moorkolonien ist schon stark durch einzelne Wohnhäuser ergänzt oder ganze Wohnsiedlungen erweitert worden, andere fast gar nicht. Die Ergänzung durch einzelne Wohnhäuser erfolgte häufig durch den Bau als Altcoteilerhaus, das als solches genutzt, nach der Veränderung der Lebensbedingungen aber auch durch die Kinder bezogen oder vermietet wurde. Die Erweiterung durch ganze Wohnsiedlungen erfolgte mit Hilfe von Bebauungsplänen. Die Gründe für und Art der Aufsiedlung vieler Moorkolonien sind vielfältig und haben mehr mit den Wünschen einzelner, Ortspolitik, Verwaltungsstrukturen und Rechtslagen zu tun, als mit einer systematisch auf die Moorkolonien abgestimmten Siedlungsplanung.

Derzeit ist die Umnutzungsmöglichkeit der Hofstellen in vielen Moorkolonien immer wieder ein Thema, da auf vielen Hofstellen die Landwirtschaft aufgegeben wurde und weiter aufgegeben wird. Die EigentümerInnen schaffen es ohne den landwirtschaftlichen Gebrauch kaum, die großen Häuser und Nebengebäude zu erhalten. Die großen zwischen Hofstelle und Straße liegenden Vorweiden sind schlecht zu verpachten und fallen brach. Die EigentümerInnen der Hofstellen sind zum einen daran interessiert, Land als Bauland zu verkaufen, um die Hofgebäude erhalten zu können oder ggf. einen finanziellen Zuschuss zum Lebensunterhalt zu bekommen. Des Weiteren besteht der Wunsch Kindern und anderen Verwandten zu ermöglichen auf dem Land, das sie nicht mehr brauchen, zu bauen. Letztlich möchten auch einige Leute Flächen, die sie nicht mehr gebrauchen können und die nicht zu verpachten sind, möglichst gewinnbringend verkaufen und Profit daraus schlagen. Dazu kommt, dass weniger Kinder und somit weniger junge Leute nachkommen, die häufig auch noch aus beruflichen und anderen Gründen weg ziehen, so dass die Einwohner, Verwaltung und Leitungsträger bemüht sind, Wohnmöglichkeiten anzubieten, um wenigstens die Einwohnerzahlen zu halten und die Infrastruk-

La vie en



grandes pompes



tur einigermaßen ökonomisch aufrecht erhalten zu können. Andere Bewohner wollen keine Bauplätze und sind auch am Zuzug weiterer Einwohner nicht interessiert.

Typus der Moorhufenkolonien

Zur Klärung der Frage der Erweiterungsfähigkeit von Moorkolonien ist es sinnvoll deren bauliche Organisation und ihre Gebrauchsfähigkeit für die häusliche Arbeit, das alltägliche Leben und die Landwirtschaft zu verstehen. Daher werde ich im Folgenden ihre bauliche Organisation beschreiben und deren Gebrauchsfähigkeit interpretieren.

Das Moor zwischen Vollersode, Hambergen, Worpsswede, Grasberg, Lilienthal und Osterholz-Scharmbeck ist mit linearen Siedlungen durchzogen (vgl. Abb.1).



Abb. 1: Moorkolonien im Teufelsmoor

Im Zuge der Hannoverschen Moorkolonisation entwarf der Moorkommissar Findorff eine Siedlungsorganisation, die dazu dienen sollte, die Hammemoore, das Teufelsmoor und die Grasberger Moore urbar zu machen. Das Moor sollte entwässert, abgetorft und Landwirtschaft betrieben werden. Diese Siedlungsorganisation ist heute noch vorhanden oder gut zu erkennen und sieht wie folgt aus (vgl. Abb. 2 und auch Lilienthal, K. 1931/1982):

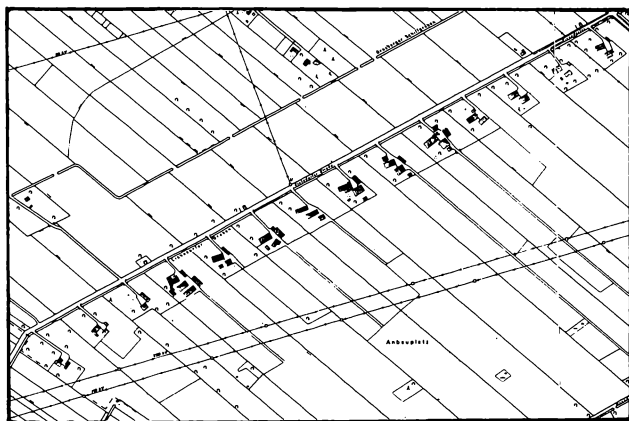


Abb. 2 Teil der Moorkolonie Eickedorf

Das Moor ist mit einem groben Raster auf Dämmen liegender Straßen, früher Sanddämme durchzogen. Die Dämme sind mit Birken bepflanzt. Sie waren früher von jedem Hof aus mit Birken zu bepflanzen, da ihre Stämme als Leitpfosten dienten, um nicht vom Wege ab ins Moor zu kommen. An den Straßen sind mit ihrer Schmalseite zur Straße liegende Parzellen angeordnet. In einer Kolonie wurden etwa 30 Parzellen für je eine Hofstelle aufgeteilt. Die Grenzen der Parzellen bestehen aus Gräben, sowohl parallel zum Wegedamm, als auch an den Längsseiten und an der hinteren Grenze. Diese dienen der Entwässerung des Moores und früher als Schiffgräben dem Abtransport des Torfes. Die Parzellen weisen eine Breite von ca. 90/100m und unterschiedliche Längen von ca. 1000 m auf, teilweise sind die Maße auch anders. Es wurden aber je nach der Qualität des Bodens 24–30 Morgen (6 bis 7,5 ha) bei hohem Anteil an als Weide und Wiese geeignetem Land und 50–70 Morgen (12,5 bis 17,5 ha) bei einem hohen Anteil an Heiden pro Hof vorgesehen. Die Größe der Parzellen entspricht der Menge an Land, die Findorffs Erfahrung nach benötigt wurde, um den KolonistInnen ein bescheidenes Auskommen zu sichern. Die Gebäude der Hofstellen sind i.d.R. einseitig entlang der Wegedämme in

unterschiedlichem Abstand von 40 m bis 60 m zur Straße auf das Moor gebaut und liegen nach Abturfung höher als das umliegende Gelände. Die Haupthäuser sind mit ihren Giebelseiten i.d.R. etwa nach Osten und Westen ausgerichtet, um nur mit der Schmalseite in der Wetterrichtung zu stehen und so eine geringere Angriffsfläche für die Witterung zu bieten. Die Hofstellen sind teilweise nur nach Westen, teilweise ganz durch ein Hofwäldchen vor der Witterung geschützt. Vor den Höfen liegen die Vorweiden, als hofnahe Weiden. Diese liegen i.d.R. auch noch auf der anderen Straßenseite, wo den Höfen jeweils noch ein Stück Land zu geordnet ist. Auf den Vorweiden stehen z.T. auch Obstbäume. Hinter den Höfen liegen noch mal je nach Bedarf hofnahe Weiden, das weitere Grünland und dann der Acker. Die Erschließung der Weiden und Äcker erfolgt über das Land selbst i.d.R. ohne ausgebaute Wirtschaftswege. Zwischen den Höfen gab und gibt es teilweise noch eine Trampelpfadwegeverbindung zu den Nachbarn mit kleinen Holzbrettern über die Gräben. Haus, Hof und Garten der Höfe weisen eine idealtypische Organisation auf. Es sind die Abteilungen Vorgarten, Haustürrvorplatz, Hof und Garten vorhanden. Diese sind dem Gebrauch folgend den jeweiligen Türen der Gebäude zugeordnet. Haus und Hof sind im Sinne des Kanons von Haus und Hof (Böse, H. 1991:113) vollständig. Die Anordnung der Abteilungen von Haus, Hof und Garten und die Abfolge der landwirtschaftlichen Produktionsflächen folgt der Nutzungsintensität, bzw. der Häufigkeit sie aufzusuchen.

In den Kolonien gibt es i.d.R. eine alte Schulstelle, die heute nicht mehr als solche genutzt wird. Kirchen befinden sich in den alten Orten Osterholz und Lilienthal, Worpswede, Hambergen und im relativ neuen Ort Grasberg. Im Zuge der hannoverschen Moorkolonisation wurden Kirchen zunächst in Worpswede und dann auf dem Grasberg mitten in der Landschaft neu gebaut. Zur Zeit der Moorkolonisation fand die Arbeit direkt auf dem Hof statt und wurden die Güter für den täglichen Bedarf überwiegend auf dem Hof hergestellt. Ab Mitte/Ende des 19. Jhrd. bis in die 70iger Jahre des 20. Jhrd. mit Beginn der stärkeren Arbeitsteilung und einer konsolidierteren Einkommenssituation befanden sich in den Kolonien Gaststätten, ein Laden, in dem man alles kaufen konnte vom Käse bis zum Nagel, Geschirr und Stoffen, Handwerker, Bäcker, Schlachter und Poststelle. Mit der Zentralisierung der Märkte und der Mobilität der BewohnerInnen durch Autos sind diese in die Knie gezwungen und aufgegeben worden

Die Nutzung der Hofstellen setzt sich heute aus einigen wenigen landwirtschaftlichen Betrieben, mal einer oder zwei Gaststätten, vereinzelt Handwerks- Dienstleistungs- und Handelsbetrieben und mit viel parallelem und gesondertem Wohnen zusammen. Schulen und Kindergärten, Ärzte, Handel,

Handwerk und Dienstleistungen befinden sich jedoch überwiegend in den größeren Orten Osterholz-Scharmbeck, Worpsswede, Lilienthal, Hambergen und Grasberg und an Sonderstandorten in der einen oder anderen Moorkolonie. Dabei gibt es mehr Kindergärten in den Kolonien als Schulen. Weitere Arbeitsplätze und Freizeiteinrichtungen liegen ebenso in den größeren Orten oder noch weiter entfernt in den größeren Städten.

Weit trägt die Stimme im Moor– weit sind auch die Wege

Entsprechend der idealtypischen Organisation von Haus, Hof und Garten ist die alltägliche Arbeit in Haus, Hof und Garten gut zu erledigen (vgl. ebd.). Aufgrund der Arrondierung der landwirtschaftlichen Flächen um die Höfe, entsprechend der Häufigkeit sie aufzusuchen und der damit verbundenen relativ kurzen Wege zu den Produktionsflächen ist auch die bäuerliche bzw. landwirtschaftliche Produktion gut zu organisieren. Siedlungstypologisch handelt es daher um eine klassizistische Wirtschaftshufensiedlung (Beekmann, H. et.al. 2003:67 u. 73, Bekeszus, K. 1995:264 und Mehli, R. 1995:55) mit sehr großen Maschen, so dass sich die Moorkolonien als Moorhufenkolonien bezeichnen lassen. Aber wie das mit Wirtschaftshufensiedlungen so ist, sind die Maschen zu groß und hier auch noch viel zu groß. Planerisch formuliert weisen die Moorhufenkolonien aufgrund der Arrondierung der landwirtschaftlichen Produktionsflächen um die Hofstelle eine extrem geringe Hausdichte (Vetter, C.A. 1992 mdl.), Straßen- und Wegedichte und damit Durchlässigkeit auf. Dies hat weitreichende Folgen, für die Landwirtschaft selbst, die Lagegunst für Handel, Handwerk und Dienstleistungen, die tägliche Arbeit im Haushalt und der Familie und das Gemeinwesen.

Die landwirtschaftliche Produktion findet heute nicht mehr nur auf der einen einzelnen Hufe statt, sondern aufgrund der Konzentration der Landwirtschaft auf wenige Höfe auch auf angepachteten und dazugekauften Produktionsflächen auf anderen Hufen. Dadurch dass die Erschließung der Produktionsflächen i.d.R über die Hofstellen erfolgt und es nur wenige quer zu den Hufen verlaufende Wege und Straßen gibt, sind die Produktionsflächen auf nicht zur eigenen Hofstelle gehörenden Hufen nur umständlich und mit vielen Hin- und Rückwegen zu erreichen.

Auch die alltägliche Arbeit für den Haushalt und Familie, so weit sie nicht im und am Haus stattfindet, ist beschwerlich, da alle Einrichtungen für den täglichen Bedarf und Verrichtungen relativ weit entfernt liegen.

Handel, Handwerk und Dienstleistungen und auch Schulen und andere Einrichtungen sind auf die gute Erreichbarkeit durch viele Menschen angewiesen.

Sie werden dort, wo viele Menschen vorbei kommen und sie auf möglichst kurzem Wege zu erreichen sind, angesiedelt. Die Anzahl der Menschen auf den Höfen ist stark zurückgegangen. Die BewohnerInnen der Moorhufenkolonien bewegen sich aufgrund der weiten Wege in der Kolonie und zur Arbeit sowieso viel mit dem Auto. Dies trägt dazu bei, dass sich neben der Veränderung anderer marktwirtschaftlichen Bedingungen, sich Handel, Dienstleistungen und Kleinhandwerk für den täglichen Bedarf in den Moorhufenkolonien nicht mehr halten können. Dies gilt natürlich für viele kleine aus der Landwirtschaft hervorgegangene Orte, wird aber durch die langen Weg in der Siedlung noch verstärkt. Die Umwandlung der Höfe zu gewerblichen Zwecken, ist daher nur für Gewerbe des nicht täglichen Bedarfs, die von der Mobilität der Leute profitieren können und an viel befahrenen Straßen und Kreuzungen geeignet. Alle täglichen Wege zur Arbeit, zur Schule, zum Einkaufen etc. sind daher weit und mühsam. Sie können i.d.R. nur motorisiert zurückgelegt werden. Kinder, Jugendliche und Alte sind immer auf Angehörige und Freunde angewiesen, die sie zur Schule, sonstigen Veranstaltungen und Besorgungen fahren. Sie können dabei nicht selbständig werden, sein und bleiben. Einkäufe müssen gesammelt und vorgeplant erledigt werden. Ist etwas vergessen worden, bedeutet dies gesonderten Aufwand, da nicht schnell um die Ecke noch was besorgt werden kann. Auch können die Kinder nicht mal eben losgeschickt werden, um die Sachen zu holen. Die Kinder lernen dadurch nicht mal eben nebenbei einzukaufen und sich im Dorf zu bewegen. Alle Wege für die täglichen Erledigungen sind also weit, verbrauchen Zeit, müssen motorisiert zurückgelegt werden, erzeugen Verkehr, sind energieaufwendig und schadstoffbelastend.

Selbst die Wege zu den Nachbarn sind mühselig weit. Zwar bestehen die an den Höfen quer zu den Hufen laufenden Trampelpfade. Diese funktionieren aber nur wenn alle sich einig sind und jeder jeden über sein Land laufen lässt, da es private Wege sind. Sobald eine/r dies nicht zulässt ist der Weg gesperrt. Früher als alle in der gleichen Situation waren, mögen vielleicht alle Leute, die anderen über ihr Land gelassen haben. Heute ist jedoch die Bewohnerstruktur der Siedlungen inhomogen, so dass die informellen Wege nicht mehr bestehen bzw. funktionieren werden.

Dies bedeutet eine Isolation der Leute auf den einzelnen Höfen. Früher ist dies durch die Vielzahl der Leute auf den Höfen aufgefangen worden sein. Aber auch damals wäre ein spontaner kurzer Austausch von Bauer zu Bauer, Bäuerin zu Bäuerin, Magd zu Magd oder Knecht zu Magd im Alltag hilfreich und abwechslungsreich gewesen. Allerdings, wie in der Criminalgeschichte „Stechen und Ringeln“ von Ingrid Pfeiffer zu lesen ist, trug im Moor die Stimme

sehr weit. Aber ob ein Rufen über die Entfernungen für eine Plauderei geeignet ist? Wohl eher nicht. Es reicht wahrscheinlich gerade für den Austausch wichtiger Informationen.

Heute ist die Situation verschärft. Die Landwirtschaft, Agrarproduktion erfolgt mit nur wenigen Menschen. Die Familien sind kleiner. Auf den fürs Wohnen umgewandelten Höfen findet nur noch die häusliche Arbeit statt. Die haus- und hofnahen Produktionsflächen Vorweide, Hofwäldchen und Wirtschaftsgärten fallen brach. Arbeitsorte, Kindergärten, Schulen, Läden für den täglichen Bedarf, Kirche und Friedhof befinden sich außerhalb der Moorhufenkolonien. Die Leute fahren mit dem Auto zu Arbeit, zum Einkaufen und den anderen Erledigungen aus dem Ort weg. Die Weitläufigkeit der Kolonie, von Haus zur Straße, von Hofzufahrt zu Hofzufahrt und wieder von Straße zum Haus fordert gerade dazu auf das Auto auch für die Wege innerhalb der Kolonie zu benutzen.

Dazu kommt, die geringe Durchlässigkeit der Kolonien. Als formelle öffentliche Wege gibt es fast nur die Straßen auf den Sanddämmen in sehr großen Abständen. Ansonsten bestehen nur die privaten Wege über die Hofstellen in die Flur und an den rückwärtigen Gräben quer zu den Hufen, die auch z.T. als informelle kommunale Wege genutzt werden. Aber auch hier trägt der Gebrauch der informellen kommunalen Wege nur in der alteingesessenen Gemeinschaft, und auch nur solange die sich versteht. Dies klappt nicht mehr wenn neue Einwohner zuziehen und auch noch häufiger wechseln, wie es in Wohnsiedlungen öfter der Fall ist, da die kommunalen Vereinbarungen nicht mehr weiter gegeben werden können (vgl. unten). Die Flur ist nicht zugänglich. Notwendige Wege, wie Kinder ausfahren und mit ihnen gehen, darin enthaltene und gesonderte Promenaden (vgl. Witzel, N. 2000:14-90), wie die kleine Runde am Abend, die Große am Wochenende sind aufgrund der geringen Durchlässigkeit nur sehr eingeschränkt möglich. Ein einprägsames Bild dafür ist, dass die jungen Mütter und Väter mit ihrem Kinderwagen immer die langen Straßen auf und ab zuckeln, wenn sie Glück haben auf einem Fuß- und Radweg aber häufig genug auch nur am Straßenrand.

Eine zufällige oder auch gesuchte Begegnung am Gartenzaun bzw. hier am Graben zum Nachbarn, zur Straße findet kaum noch statt, da die Weitläufigkeit der Kolonie mit geringer Hausdichte und Durchlässigkeit und das brachgefallene, zu Abstandsflächen gewordene Gelände dies nicht zulassen und keinen Anlass dafür bieten. Dies bedeutet ein sehr isoliertes Wohnen. Die Leute begegnen sich ohne Verabredung oder institutionalisierte Treffen kaum noch. Die zufällige oder aufgrund der Gelegenheit gesuchte Begegnung, in der Nachbarschaft und auf der Straße, die Leute immer wieder ins Gespräch kommen lässt, durch die Leute sich mit der Zeit etwas kennen lernen können,

durch die Informationen im Dorf, Klatsch und Tratsch ausgetauscht werden, Absprachen über das Verhalten im Dorf getroffen werden können, durch die Nachbarschaftshilfe und vielleicht auch Freundschaften entstehen können, gibt es kaum mehr. Die bestehenden Dorfgemeinschaften zehren in diesem Sinne heute noch von den alten Familien- und Nachbarschaftsverbindungen, auch wenn diese vermutlich auch schon bröckeln. Zuziehende dagegen finden in dieser baulichen Organisation keinen Zugang zu den Alteingesessenen.

„Diese Nachbarschaft muss übrigens keineswegs immer nur im Sinne der ‚Vergemeinschaftung‘ wirken; sie kann ebenso starke Rivalitäten und Reibungen, auch geradezu Machtkämpfe auslösen. Aber abgesehen von der Frage, ob gemeinsames oder entgegen gesetztes Handeln zustande kommt, kann die Nachbarschaft des Zusammensiedelns (...) spontan eine Menge sozialer Interaktionen auslösen, die ohne räumliche Nähe nicht denkbar wären und aus denen dann auch gemeinsame Bindungen, Werte, Mythen und Kulte erwachsen, die wesentlich lokal gebunden sind.“ (König, R. 1958:33 in Beekmann, H. et.al. 2003:105)

Das informelle Gemeinwesen, die Kommunalität (vgl. Troll, H. 2005), die aus Austausch von Informationen, Kundigkeit, Absprachen und Übereinkünften besteht kann so nebenher im Alltag nicht mehr aufrechterhalten werden. Es bedarf der Vereine, Nachbarschaftskaffees u. a. institutionalisierter und formeller Treffen, denen aber immer auch etwas Zwanghaftes anhaftet.

In der Typologie von Haus und Gebäude (vgl. Harenburg, B., Wannags, I. 1991) lässt sich die Findorff'sche Moor-Wirtschaftshufe reduziert auf Haus, Hof, Garten und Abstandsflächen nun mit der klassizistischen oder gründerzeitlichen Villa vergleichen, die für die häusliche Arbeit noch gebrauchsfähig ist, der vornehme Abstand zur Straße und zu den Nachbarn, zur Kommune aber schon hergestellt ist.

Erweiterungsfähigkeit

Aus den vorangegangenen Beschreibungen und Interpretationen wird deutlich, dass die bauliche Organisation der Moorhufenkolonien für ein Leben, dass nicht mehr auf der bäuerlichen Produktion mit viel Selbstversorgung beruht, nicht geeignet ist, bzw. dieses erschwert. Die einseitig auf die Landwirtschaft ausgerichtete bauliche Organisation ist nicht anpassungsfähig an die ‚Wechselfälle des Lebens‘ (Steinhäuser, U. 1989), nicht an die Wechselfälle des Lebens der Einzelnen und auch nicht an gesellschaftlichen Wandel. Mit dieser Erkenntnis ist dann auch die Frage zu beantworten, ob und wenn ja, wie die Moorkolonien für die beschriebenen Bauwünsche erweiterungsfähig sind. Da die Moorhufenkolonien die mit den weiten Wegen verbundenen Nachteile sowohl für die Erledigung und Bewältigung der täglichen Arbeit, als auch für die Bildung der Kommune aufweisen, wäre diese Frage ganz pauschal beantwor-

tet, erst mal zu verneinen. Aber wie das Leben so ist, nichts ist schwarz oder weiß, sondern recht bunt. Daher lässt sich diese Frage auch nicht pauschal beantworten, sondern ist differenzierter zu lösen.

Es ist selbstverständlich und nachvollziehbar, dass die EinwohnerInnen ihre Siedlungen nicht aufgeben und nicht aussterben lassen, sondern erhalten wollen. Dort ist ihr Lebensort, ihr Haus und Hof ihr Land. Darin stecken viel Arbeit, viele selbst geschaffene Werte, Reichtum, sowohl ökonomisch als auch ideell. Den Hof nach Aufgabe der Landwirtschaft nicht für andere Nutzungen umwandeln oder nach Tod der Eltern verkaufen zu können, bedeutet reale finanzielle Verluste. Dort sind die Freunde, die Bekannten, die Nachbarn, mit den jeweiligen Beziehungen, die den Alltag tragen. Dort sind die Erinnerungen, mit jedem Stock und Stein sind Geschichten verbunden, natürlich gute und schlechte. Wer sich entschieden hat dort langfristig zu leben, kommt mit diesen zurecht. Zu wissen, dass die Orte aussterben, nicht weiter von den Kindern oder anderen belebt werden können, heißt die Aussicht auf das Weiterleben in den Dingen, den Beziehungen, den Erinnerungen, die auch immer an Orte und Leute gebunden sind aufgeben zu müssen, heißt schon frühzeitig ein bisschen zu sterben.

Auf der anderen Seite macht es keinen Sinn die Moorhufenkolonien stark zu erweitern, da sie nicht zu einem Dorf mit ausreichender Grundversorgung werden können. Somit wird schon deutlich wohin die Reise geht. Es geht darum die Moorhufenkolonien zu erhalten und nur größere Dörfer und Städte mit ausreichend Grundversorgung zu erweitern. Eigentlich eine Binsenweisheit. Wachsen Orte mit ausreichend Grundversorgung an die Moorkolonien heran, z. B. Grasberg, Lilienthal und Worpsswede, können die ersten randlichen Höfe in die Orte aufgenommen und aufgesiedelt werden. In allen anderen Moorkolonien ist es sinnvoll, nur eine partielle Umwandlung und geringfügige Ergänzung der Höfe vorzusehen, um die Möglichkeiten der landwirtschaftlichen Nutzung der Kolonien, die Kolonien als Lebensort der Ansässigen und die dafür vorhanden Infrastruktur erhalten zu können. Wie im folgenden zu sehen ist, sind auch das schon eine ganze Menge Möglichkeiten. Dafür stellt sich dann die Frage wo für die Erhaltung der Kolonie durch partielle Umwandlung und geringfügige Ergänzung der Höfe die geeigneten Flächen sind. Dafür ist es aber sinnvoll, zu schauen, ob unter den bereits erfolgten Erweiterungen und Ergänzungen der Moorhufenkolonien Vorbilder zu finden sind oder ob diese zeigen, welche Probleme auftreten und aus den Fehlern zu lernen.

Vorhandene Typen der Erweiterung und Ergänzung der Moorhufenkolonien

In den Moorhufenkolonien sind folgende 5 Erweiterungs- / Ergänzungstypen zu beobachten:

1. bäuerliche Afterkolonie (vgl. Abb. 3)
2. wohnbauliche Afterkolonie, (vgl. Abb. 3)
3. lineare, straßenparallele Aufsiedlung (vgl. Abb. 4)
4. Flächige Aufsiedlung von Hufen (vgl. Abb. 5)
5. Bauen auf der Hofstelle (vgl. Abb. 6)

In der bäuerlichen Afterkolonien wurden am hintersten Ende der Hufen der ursprünglichen Kolonien entlang vorhandener Wege oder neu gebauter Straße neue Höfe gebaut (z.B. Neu Mooringen, Neu Dannenberg, Neu Rautendorf u.a.). Die bäuerlichen Afterkolonien wurden schon in der Kolonisierungsphase als Teilungen im Rahmen der Erbfolge u.a. gegründet. Bei der wohnbaulichen Afterkolonie wird ebenfalls das hinterste Ende der Hufen entlang von neue Straßen oder Lücken in der bäuerlichen Afterkolonie aufgesiedelt (z.B. Teile von Neu-Bergedorf, Huxfelder Damm u.a). Bei der linearen, straßenparallelen Aufsiedelung werden entlang der vorhandenen Straßen die Vorweiden auf der den Höfen gegenüberliegenden Straßenseite oder vor der Hofstelle mit Wohnhäusern aufgesiedelt (z.B. in Lüninghausen, Tüschendorf, Neu Rautendorf u.a). Im Rahmen der flächigen Aufsiedelung werden Teile einzelner oder mehrere Hufen flächig mit Wohnhäusern bebaut (z.B. in Worphausen und Moorende). Beim Bauen auf der Hofstelle werden Haupthaus und/oder Nebengebäude für Wohnen und/oder Gewerbe umgebaut, angebaut oder im engeren Umfeld von Haupthaus und Nebengebäuden dafür ergänzt.

Beide Afterkolonien erweitern nicht die alte Kolonie, sondern gründen eine abgehängte bzw. neue Kolonie. Alle drei linearen Typen verdichten zwar die Bebauung durch geringere Grundstücksbreiten und -tiefen, es bleibt aber bei der entlang der einen Straße aufgereihten Anordnung, wie die Hühner auf der Stange und häufig ohne direktes gegenüber. Die Undurchlässigkeit der Kolonie und der Landschaft bleibt erhalten. Die lineare, straßenparallele Erweiterung siedelt wertvolle hofnahe Weiden auf, die entweder noch für den eigenen Hof oder für andere von Nutzen sind.

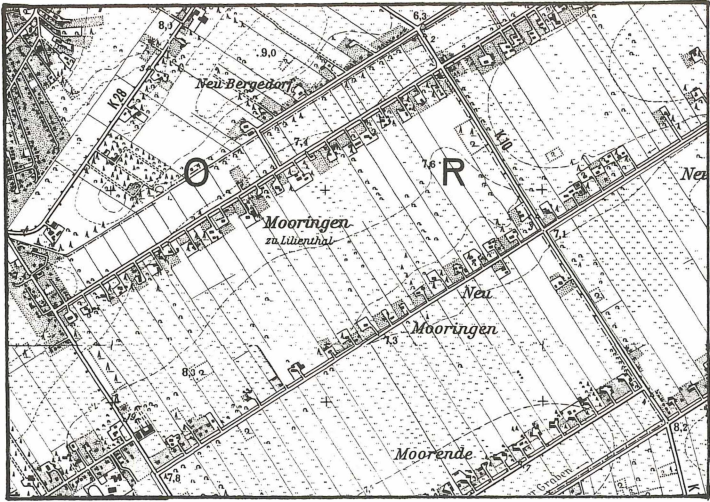


Abb. 3: Bäuerliche Aferkolonie Neu-Mooringen und wohnbauliche Aferkolonie Neu-Bergedorf (teilweise)

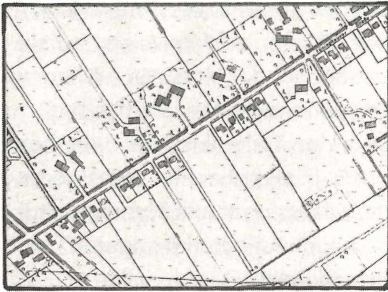


Abb. 4: Lineare straßenparallele Aufsiedlung



Abb. 5: Flächige Aufsiedlung in Worphausen

Dies gilt insbesondere für die gegenüberliegenden Flächen. Die Vorweiden vor den Höfen sind vermutlich schlecht zu verpachten, können aber gut für die Selbstversorgung genutzt werden. Auch die flächigen Siedlungen bleiben trotz ihrer z.T. wie in Worphausen schon beträchtlichen Anzahl an Wohnbaugrundstücken und -flächen Wohnsiedlungs-satteliten ohne Einrichtungen für den täglichen Bedarf, da sie nicht an gut ausgestattete Dörfer anschließen und immer noch eine zu geringe Einwohnerzahl, Durchlässigkeit und Hausdichte aufweisen.

Alle 5 Erweiterungs-, bzw. Ergänzungstypen behalten das Prinzip der weiten Wege durch geringe Hausdichte und Durchlässigkeit auch fürs Wohnen bei. Dies geht in den Moorhufenkolonien auch fast nicht anders. Selbst wenn die flächigen Aufsiedelungen als Haushufenerweiterung mit Rastererschließung (vgl. Beekmann, H. et. al. 2003:91) geplant würden, blieben die weiten Wege zur Schule, zum Handel u.a.. Die Moorhufenkolonien sind daher nicht geeignet, für ein Leben ohne Verbindung zur Landwirtschaft erweitert zu werden. Findorffs baulicher Entwurf für die Moorhufenkolonien lässt sich dafür nicht umwandeln. Die Moorhufenkolonien lassen sich nur erhalten und die Höfe für Wohnen und Gewerbe umwandeln oder damit ergänzen.

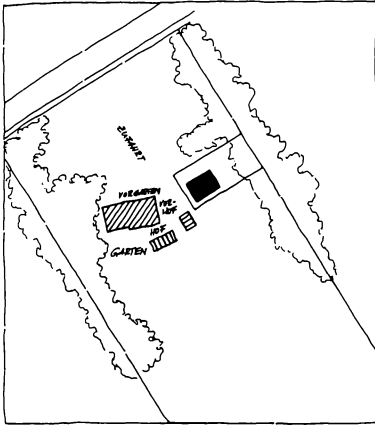


Abb. 6: Bauen auf der Hofstelle

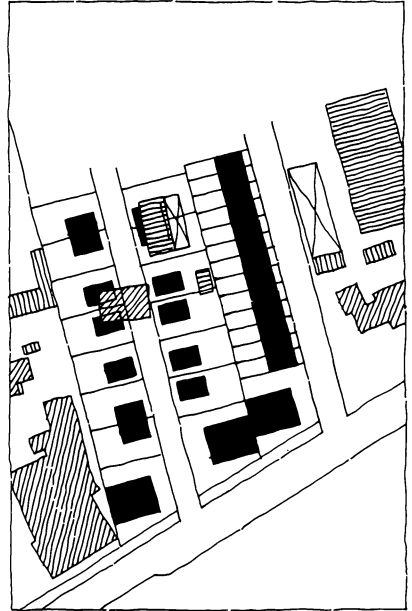


Abb. 7: Erweiterung ans Dorf, verschiedene mögliche Haustypen

Aus der vorangegangenen Beschreibung der Erweiterungs- bzw. Ergänzungstypen der Moorhufenkolonien ergibt sich schon, dass die 4 ersten Typen Erweiterungstypen sind, da hier deutlich sichtbar Flächen aufgesiedelt werden. Es wird der Eindruck vermittelt, hier weiter Häuser bauen zu können. Dies ist aufgrund der damit verbundenen falschen Vorbildwirkung sehr ungünstig, wenn die Kolonien nur erhalten werden sollen. Hierfür ist nur der 5. Typus geeignet,

den ich im Folgenden als Perspektive für die Moorhufenkolonien näher beschreiben werde.

Erhaltung der Moorhufenkolonien

Für die Erhaltung der Moorhufenkolonien ist es zunächst wichtig noch einmal zu beachten, dass die Moorhufenkolonien sich auf dem Land befinden und auf dem Land die Landwirtschaft die wichtigste Nutzung ist und der Ernährung dient. Wohnen und Gewerbe sind ergänzende Nutzungen für die Landwirtschaft oder sind Folgenutzungen der Landwirtschaft um vorhandene Baulichkeiten weiter zu nutzen. Das heißt nicht, dass die bauliche Organisation auf dem Land einseitig auf die Landwirtschaft ausgerichtet sein muss, wie es in den Findorff'schen Moorkolonien der Fall ist. Die Landwirtschaft sollte aber unter guten Bedingungen möglich sein. Daher ist es wichtig, die für Landwirtschaft gut geeignete Organisation der Findorff'schen Moorhufen nicht zu zerstören und insbesondere eine Übernahme der landwirtschaftlichen Flächen durch andere zu ermöglichen, wenn die Haus- und Hof-Stelle für Wohnen oder Gewerbe umgewandelt wird. So kann für die Selbstversorgung, den landwirtschaftlichen Nebenerwerb und in Zeiten, in den die Landwirtschaft wieder auf mehr Leute verteilt wird, auf die gebrauchsfähige Organisation zurückgegriffen werden. Auch können dann die von den umgewandelten Höfen nicht mehr benötigten Wirtschaftsflächen an noch existierende Höfe verpachtet oder verkauft und von denen mitbewirtschaftet werden.

Sinnvoll ist es daher, auf der Hofstelle selbst nach Umwandlungs- und ergänzenden Baumöglichkeiten zu schauen. Hier bietet sich einiges an: Umbau oder Anbau des Haupthauses, Umwandlung oder Abriss und Neubau der landwirtschaftlichen Nebengebäude, Ergänzung von ein bis zwei Häusern auf oder im direkten Umfeld der Hofstelle (vgl. Abb. 6). Hier dürften für alle Hofstellen ein bis zwei Wohneinheiten als Ergänzung drin sein. Dabei ist es unbedingt notwendig, die gebrauchsfähige Organisation von Haus, Hof und Garten der Moorhöfe für die häusliche Arbeit und Vergnügen (vgl. Böse, H. 1991) nicht einzuschränken oder sogar zu zerstören. Welche Möglichkeit für die jeweiligen Hofeigentümer geeignet ist, hängt jeweils von deren Absichten, Plänen und Vorlieben ab und ist in jedem Einzelfall neu zu ermitteln. Dennoch lassen sich aufgrund des i.d.R. vorhanden Haus und Hof – Typs des Niedersächsischen Hallenhauses und der damit verbundenen Anordnung der häuslichen Freiräume auf der Moorhufe beispielhafte Umbau und Ergänzungstypen ermitteln. Dies bleibt aber einer weiteren Ausarbeitung vorbehalten.

Hofstellen, die in die angrenzenden Orte mit einbezogen werden sollen, lassen sich systematisch ansiedeln. Die Ansiedelung kann je nachdem, ob der Hof noch genutzt wird, oder das Haupthaus und die Nebengebäude bestehen bleiben sollen, schrittweise erfolgen (vgl. Abb.7).

Literatur

- Beekmann, Helena et al. (1996): Von gemeinen Hufen, extravaganen Blöcken und anderen Typen. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.2003): Notizbuch 64 der Kasseler Schule - Von ‚Gemeinen Hufen‘ Kassel.
- Bekeszus, Katrin (1995): Ein Plan für Kirchditmold. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg. 1995): Notizbuch 37 der Kasseler Schule - Blockrand und Stadtrand. Kassel.
- Böse-Vetter, Helmut (1991): Hof und Haus - Zum Beispiel Worpsswede. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg. 1991): Notizbuch 25 der Kasseler Schule - Worpsswede und umzu. Kassel.
- Harenburg, Bernd; Wannags, Ingeborg (1991): Von Haustür zu Haustür. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg. 1991): Notizbuch 23 der Kasseler Schule - "Von Haus zu Haus" Kassel.
- Lilienthal, Karl (1982): Jürgen Christian Findorffs Erbe. Lilienthal 1982
- Mehli, Reto (1995): Der Baublock - wiederentdeckt und doch verwirrend neu. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg. 1995): Notizbuch 37 der Kasseler Schule - Blockrand und Stadtrand. Kassel.
- Pfeifer, Ingrid (2004): Stechen und Ringeln, Norderstedt 2003
- Steinhäuser, Urta (1990): Planen für die Wechselfälle des Lebens. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg. 1990): Notizbuch 16 der Kasseler Schule. Kassel
- Troll, Hartmut (2005): Die Kommunalität des Freiraums. In LPG Neubrandenburg (Hrsg.2005): Neubrandenburger landeskundige Skizzen F.7 Neubrandenburg
- Witzel, Norbert (2002): Promenaden - Über Wege und deren gesellige Pausen im Alltag. In: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg. 2002): Notizbuch 59 der Kasseler Schule - Über kurz oder lang. Kassel.

Rolle ohne Amt – Warum Familienarbeit gleich und doch ganz anders ist als Berufsarbeit⁹

Als letzten Herbst Kiwis Einladung zum Symposium eintrudelte, fand ich die Idee, der Debatte unserer unterschiedlichen Arbeitssituationen mehr Zeit einzuräumen prima. Ich wollte auch gerne etwas von meiner Arbeitssituation erzählen, hatte allerdings das Gefühl, daß ich nichts zu erzählen hätte, da ich ja das ganze Jahr vor allem mit 'Baby-Getüddel' und Haushalt verbracht, also nichts Richtiges gemacht hatte. Also ließ ich es bleiben.

Dann kam das Symposium und kamen die Erzählungen¹⁰

Florian berichtete z. B. von seinen 'Grün-Kursen'. Dabei beschrieb er, daß er für jede Woche einen genauen Wochen- und Tagesplan macht, um im Nachhinein prüfen zu können, 'was er geschafft hat'. Heike erzählte analog von Ihrem Unterricht, daß auch Ihr der Tagesplan wichtig sei. Im Unterricht kommt es oftmals zu Abweichungen, da Schüler Fragen stellen, an die sie nicht gedacht hatte oder im Verlauf der Stunde Probleme auftreten, die nicht eingeplant waren, etc. Diese Abweichungen seien leichter zu akzeptieren und als 'Lernsituationen' zu verstehen, wenn sie einen Faden in der Hand hält, mit dessen Hilfe sie letztendlich wieder auf den gewünschten Weg zurückfinden kann.

Eberhard beschrieb seine Weiterbildungsseminare für die Gärtner als eine Gelegenheit, aus dem Alltag zurückzutreten und eine distanziertere Debatte über die professionelle Arbeit zu führen. Zugleich sind sie ein Anlaß, 'Gleichgesinnte' einzuladen und an der erarbeiteten inhaltlichen Richtung weiter zu debattieren. So daß er diese Seminare auch als Möglichkeit der gemeinsamen Reflektion der Alltagsarbeit schätzen gelernt hat.

Dagmar und Kiwi erzählten, wenn auch aus unterschiedlichen Rollen - Dagmar von ihren Führungen im Museum und Kiwi als 'Jungpensionär' -, daß sie vor der Anforderung stehen, sich ihren Arbeitsplatz selbständig einzurichten. Dies sei ein großes Privileg, das viel Freiräume enthält, zugleich aber auch eine sehr "vereinzelte" (Bauriedl, T. 1993) Arbeitssituation, in der man sich seine Gesprächspartner offensiv suchen und die professionelle Debatte sorgfältig organisieren muß.

Erst beim Symposium, während der Vorträge und Debatten, fiel bei mir der Groschen, daß das, was ich das letzte Jahr gemacht hatte, gar nicht so unterschieden ist von den Arbeitssituationen der KollegInnen. Zumindest gab es

⁹ Vortrag zum Bremer Stammtisch am 23.11.2001.

¹⁰ Inzwischen zusammengetragen in: AG Freiraum und Vegetation (Hrsg. 2005); Notizbuch 67 der Kasseler Schule – Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2001 – 2004. Kassel.

eine Reihe an Analogien zwischen meinem Alltag und dem 'normalen' Berufsalltag, auch wenn der Arbeitsgegenstand erst mal ein ganz anderer ist.

Im Herbst 2001 fand dann in Bremen der Stammtisch von Kiwi zum Gärtnern "Der Gartenbau in vier Abteilungen – was wir seit dem Seminar in Großsteltendorf dazu gelernt haben" statt (vgl. Bellin, F. / Hülbusch, K. H. (Red). 2000). Und hier fiel dann der letzte Anknüpfungspunkt. Kiwi meinte: "Gärtnern ist tendenziell stupide Arbeit" – und da dachte ich bei mir: da kann ich mithalten.

Genauer ausgeführt bedeutet der Satz, daß Normalarbeit (z. B. Gärtnern, Lehre, Erziehung, Verstehen) aus drei Grundprinzipien besteht:

Überlegung und Routine – das ist z. B. der Plan zur Ansaat, Pflege, Ernte.

Wiederholungen – z. B. die Pflegegänge (Harken).

Geduld, Gelassenheit und Ausdauer. Diese drei Eigenschaften sind nötig, das es gilt, die Ergebnisse (Keimung, Ernte) abwarten, mit Fehlern leben zu können und die 'stupiden Tätigkeiten' durchzuhalten.

Diese Prinzipien lassen sich natürlich leicht auf meinen Alltag, der ja einem 'Normalalltag' entspricht, übertragen. Daher werde ich in Folge meine Arbeitssituation nach den genannten Prinzipien durchstricken. Zum Schluß jedoch kommt der 'große' Unterschied, der allein im anderen 'Arbeitsgegenstand' liegt.

Arbeitsalltag mit Kind – Vergleichbare Prinzipien

Plan und Routine

Die Umstellung auf ein Leben mit Kind zeigt sich am deutlichsten in dem neuen, sehr regelhaften Tagesablauf. Bestimmt wird dieser Tagesablauf zu großen Teilen von den Anforderungen des Kindes. Dabei bestehen diese anfangs vor allem in der Befriedigung der 'Grundbedürfnisse', also essen, schlafen, wickeln. Mit den zunehmenden Wachphasen erfolgt eine Erweiterung hin zu mehr Aufmerksamkeit und Spielen (im weitesten Sinne).

In den ersten Lebenswochen stehen die Tätigkeiten um das Baby im Vordergrund. Die Schlafzeiten können für den Haushalt genutzt werden. Später – wenn erst mal regelmäßige Schlafzeiten erreicht sind bzw. das Baby sich auch mal kurze Zeit selbst beschäftigen kann – wird diese Zeit absehbarer. Dann kann auch der Schreibtisch wieder eingeplant werden. Allerdings ist es in der ersten Zeit auch gut möglich, das Baby überall hin mitzunehmen (z. B. in die Bibliothek oder zur AG-Hauptversammlung). Die Gewichte der Arbeit können also gemäß dem 'Entwicklungsstand' des Kindes verlagert werden.

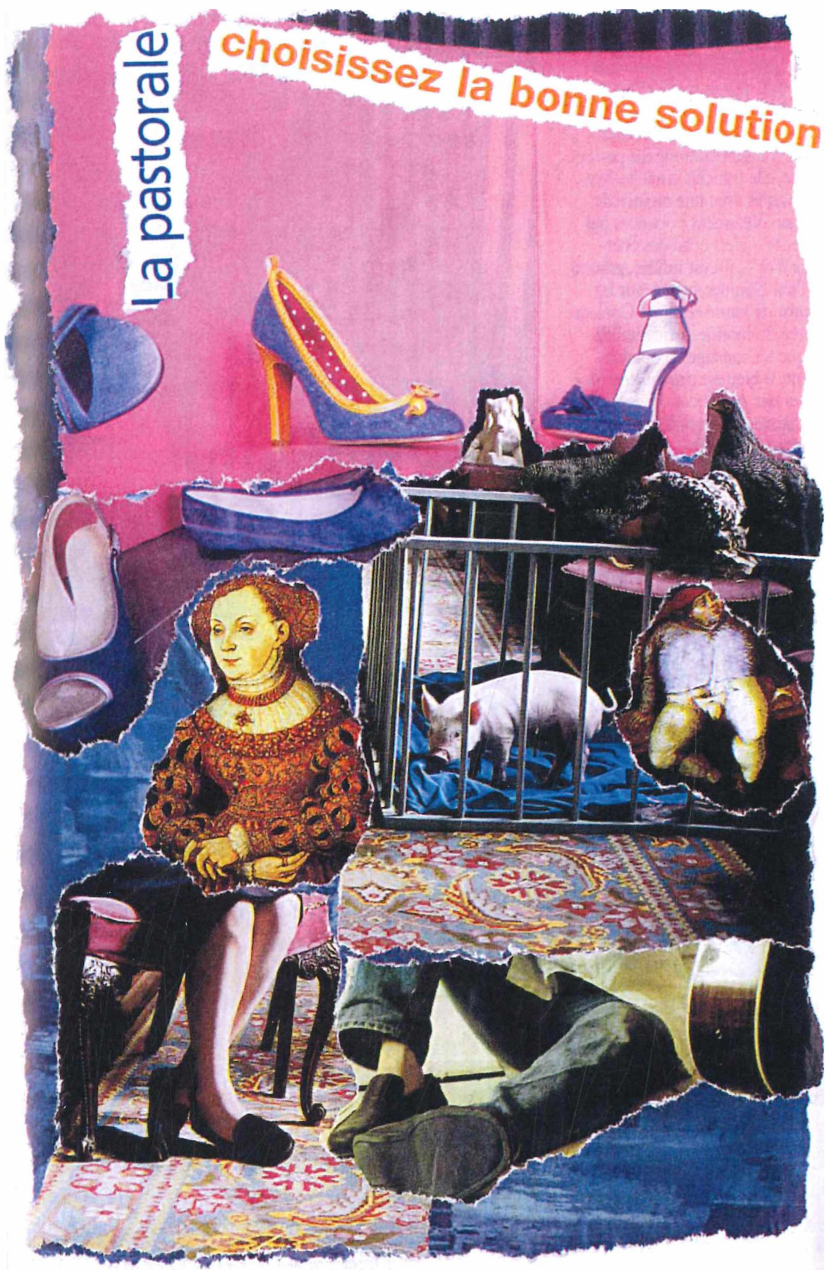
Tagespläne (exemplarisch):

Erste Wochen	Ab ca. einem halben Jahr	Heute (ca. 2 Jahre)
7 ⁰⁰ -8 ⁰⁰ Stillen, wickeln, Anziehen, Frühstück, wenn Kind schläft, Haushalt	7 ⁰⁰ -8 ⁰⁰ Stillen, Wickeln, Anziehen, später gemeinsam Frühstück, Zähneputzen danach Haushalt oder spielen	8 ⁰⁰ Wickeln, Anziehen, Frühstück, Zähneputzen, in die Kindergruppe bringen
10 ⁰⁰ Stillen, wickeln, danach einkaufen, spazieren gehen	10 ³⁰ -11 ³⁰ Wickeln, Vormittagsschlaf, danach Brei wärmen	
12 ⁰⁰ Stillen, wickeln, danach Mittagessen, wenn Kind schläft spülen oder Wäsche	12 ⁰⁰ Mittagessen, Wickeln, danach spielen	
14 ⁰⁰ Stillen, wickeln, danach Haushalt oder spazieren gehen/Treffen	14 ⁰⁰ -15 ⁰⁰ Mittagsschlaf, danach spaziergehen, Treffen oder Haushalt	14 ³⁰ Kind aus der Kindergruppe abholen, danach spielen oder Haushalt, Treffen, spaziergehen, Spielplatz
16 ⁰⁰ Stillen, wickeln	15 ³⁰ Stillen, Wickeln	~15 ³⁰ Jause, wickeln
18 ⁰⁰ Stillen, wickeln	18 ⁰⁰ Abendbrei	18 ⁰⁰ Abendbrot, danach spielen, Bilderbuch anschauen
20 ⁰⁰ Stillen, wickeln, Schlafanzug anziehen, Kind ins Bett, danach Abendessen	20 ⁰⁰ Wickeln, Schlafanzug anziehen, Zähneputzen, Kind ins Bett, danach Abendessen	19 ³⁰ -20 ⁰⁰ Abendflasche, Wickeln, Schlafanzug anziehen, Zähneputzen, ins Bett, danach Abendessen.
23 ⁰⁰ , 2 ⁰⁰ , 5 ⁰⁰ Stillen Stillen und Wickeln: ca. ½-¾ Stunde Schreizeiten: zwischen 17 ⁰⁰ und 20 ⁰⁰ ca. ½ - 1 Stunde Um 4 ⁰⁰ : ca. 1 Stunde	Nachts ein- bis zweimal stillen oder beruhigen	Nachts manchmal ein- oder zweimal beruhigen.

Das Verstehen des Tagesablaufs und seine relativ genaue Einhaltung war anfangs eine arge Umstellung. Allerdings erleichtert der Plan den Alltag ganz real. Mit der Zeit kann Routine erarbeitet werden, so daß Essens- und Schlafzeiten (die wichtigsten Termine) ohne viel Nachdenken parat sind. Sind diese zwei Eckpfeiler genau beachtet, wird auch das Kind bei relativ guter Laune gehalten, was den Alltag zusätzlich einfacher macht. Zudem sind die Zeiten einschätzbar, in denen Haushalt oder Einkauf untergebracht werden kann, weil das Kind schläft, noch guter Laune ist, oder sowieso ein Spaziergang ge-

La pastorale

choisissez la bonne solution



macht werden muß, der mit dem Einkauf verbunden werden kann. D.h. diese Tätigkeiten können entsprechend eingeplant werden. Im Nachhinein kann dann geprüft werden, was alles erledigt wurde und was auf die nächsten Tage verschoben wird.

Dieser Plan ist auch nötig, weil insgesamt weniger Zeit für Haushalt und Schreibtisch bleibt als ohne Kind. Und daher entsteht der Anspruch, die vorhandene Zeit effektiver zu nutzen. Die Tagespläne zeigen dies ja. Anfangs ist es schon ein Erfolg, wenn das Geschirr gespült ist. Mit der Zeit ist es dann auch wieder möglich, Texte zu schreiben.

Unterbrechungen und Variationen

Diese Tagespläne sind natürlich idealtypische Darstellungen. Wie Heike für ihren Unterricht beschreibt, so kommt es natürlich auch im Familienalltag zu Unterbrechungen aller Arten, sei es, daß das Kind schlechte Laune hat, nicht schläft, krank ist, man selber müde, krank oder schlecht gelaunt ist. Dann kann Geschirr-Spülen auch einen halben Tag dauern, die frisch gewaschene Wäsche auch mal zwei Tage liegen. Vor allem in den ersten Monaten ist die Unterbrechung die Regel, die Variation der Normalfall. Ein Schlüsselerlebnis war mein Versuch, den Vorgarten aufzuräumen, als das Baby ca. 10 Wochen alt war. Nach meiner Vorstellung wäre dies eine Arbeit von einer $\frac{3}{4}$ Stunde gewesen. Nachdem das Kind vormittags eine gute Stunde schläft, dachte ich mir, ich packe ihn in den Kinderwagen, fahre einmal um den Block, damit er einschläft und mache dann den Vorgarten. Wie eigentlich voraus zu sehen war, schlief das Kind nicht ein. Also schuckelte ich noch ein bißchen vor der Tür. Die erste Leichtschlafphase nutzte ich, um Rechen und Schere zu holen. Dann war das Kind schon wieder wach. In Folge versuchte ich eine Zeit lang, zu rechnen und nebenher das Kind zu schaukeln. Nachdem das Schreien allerdings zu laut wurde (und die ersten Nachbarn vorbeikamen und schauten) ließ ich ab. Dann ging es los mit Stillen, wickeln, etc. bis zum nächsten Schlaftermin zu Mittag. Letzten Endes brauchte ich den halben Tag, um unsere 7 m² Vorgarten frühjahrsfein zu machen.

Bei diesen Unterbrechungen hilft der Tagesplan aber auch, mit der Variation zu leben bzw. nach dem das Problem behoben, die gute Laune wieder hergestellt ist, den Tag fortzusetzen, wieder an den 'Normalablauf' anzuknüpfen. Im Falle der eigenen schlechten Laune oder Müdigkeit gibt er ein Grundgerüst, das relativ 'stupide' nachvollzogen werden kann, ohne darüber nachdenken zu müssen.

Der Tagesplan hilft aber auch zu verstehen, ob die Variation ein Einzelfall ist, oder langsam zur Regel wird. Denn dann steht zumeist ein neuer Tagesplan an, der den veränderten Gewohnheiten (wie z. B. neue Schlafzeiten) gerecht wird.

Wiederholungen

Der Normalalltag besteht, wie die Tagespläne zeigen, aus einer Menge Wiederholungen. Schon allein der alltäglich gleiche Ablauf beruht darauf. In diesem Ablauf sind dann viele immer wiederkehrende Tätigkeiten untergebracht. Denn sowohl die Betreuung des Kindes als auch des Haushaltes erfordern bestimmte, regelmäßige Handlungen (stillen, wickeln, füttern, spaziergehen, spielen, Brei kochen, Wäsche waschen, putzen).

Nicht zuletzt bestehen die Anfragen des Kindes aus permanenter Wiederholung. Spielen an sich ist die Wiederholung pur. Anfangs sind dies Fingerspiele, bestimmte Rasseln oder Stoffpuppen, die Begeisterung auslösen. Später kommen das 'Runterwerfen-Aufheben' dazu. Heute finden bestimmte Bilderbücher wochenlang besonderes Interesse, werden kleine Rollenspiele wie Telefonieren oder Kaffee-Trinken stundenlang und täglich wieder mit Vorliebe gespielt.

Geduld, Gelassenheit und Ausdauer

Geduld, Gelassenheit und Ausdauer sind ganz wesentliche Bestandteile. Mit ihnen steht und fällt im Grund, ob ein Tag 'gut' läuft oder nicht. Dabei ist vor allem meine Gelassenheit Voraussetzung. Sie ist nötig, um die Unterbrechungen auszuhalten und Variationen akzeptieren zu können. Und es auch auszuhalten, wenn einmal 'gar nichts geht', z.B. weil das Kind extrem schlechte Laune hat oder gar krank ist. Dies ist gerade am Anfang, also wenn man noch an relativ stringente Tagesabläufe gewöhnt ist, schwer anzunehmen. Dann erfordern auch die täglichen Wiederholungen, v.a. auch im Spielen mit dem Kind, viel Geduld. Die Spannung, die das Kind verspürt, wenn es z. B. zum zehnten Mal in Folge 'mit Oma telefoniert' oder tagelang das 'ICE-Buch' anschaut, überträgt sich meist nur anfangs, wenn ein Spiel oder Buch neu eingeführt ist.

Distanz herstellen und Weiterqualifikation

Der Alltag mit einem Kind ist eine neue, sehr enge Beziehung. Und das in einer Intensität der Inanspruchnahme, die ansonsten nicht gewohnt ist. Darin treten dann verschiedene neue Situationen und Fragen auf, die spontan geklärt werden müssen. Oftmals entstehen Verstrickungen der allgemeinen Stimmungen und Launen, die emotional befrachtet und zugleich schwer zu verstehen sind. Und man ist in vielen Situationen mit seinen spontanen Reaktionen und Gefühlen konfrontiert. Kurz gesagt, der Alltag mit einem Kind ist wie ein Selbsterfahrungskurs, der auf lange Zeit angelegt ist. Gelassenheit

und damit ein angenehmer Ablauf des Tages sind aber nur möglich, wenn diese Konflikte, Situationen oder Fragen verstanden und dadurch ausgehalten oder geklärt werden können. Dazu kommt, daß der Alltag zu großen Teilen alleine mit dem Kind verbracht wird, also erst mal eine sehr vereinzelt Arbeitssituation ist. Um hier Distanz zu gewinnen, um viele Dinge klarer sehen zu können, sind verschiedene Kontakte und GesprächspartnerInnen hilfreich. Dies ist vergleichbar mit Eberhard Klauk und seinen Seminaren für die Neue Arbeit Saar.

Zum einen sind regelmäßige und ausführliche Gespräche zwischen den Eltern nötig, weil es viele neue Situationen und Fragen in der Partnerschaft und mit dem Kind gibt, zu denen ein gemeinsamer Weg gefunden werden muß. Und das nahezu täglich. Diese Gespräche brauchen ihren Platz und ihre Zeit, lassen sich nicht zwischen Tür und Angel erledigen. Dazu sind sie zu grundsätzlich und bearbeiten zu viele neue Themen. Wird dieser Aufwand unterschätzt, führt diese Nachlässigkeit früher oder später unweigerlich zu einer Familienkrise.

Ein weiterer Kreis sind 'Gleichgesinnte', also andere Eltern, die eigenen Eltern, aber auch FreundInnen, die selber keine Kinder haben. Während Eltern die vergleichbaren Erfahrungen beitragen und die alltäglichen Probleme aus eigener Erfahrung kennen und erörtern können, haben kinderlose FreundInnen den Vorteil der größeren Distanz.

Zu dem Kreis der 'Gleichgesinnten' gehören auch die regelmäßigen Müttertreffs. Hier kommen Frauen zusammen, die 'als junge Mütter' in der vergleichbarsten Lebenssituation stehen. Diese Gruppen sind anfangs, vor allem beim ersten Kind, eine wichtige psychologische Stütze, um die neue Lebenssituation zu besprechen und auch um wieder in Gesellschaft zu kommen. Sie haben darin etwa die Reflektionsebene von Selbsthilfegruppen, d.h. sie sind nur bedingt zur Supervision geeignet, repräsentieren eher gemeinsames Leid und Freude. Auf lange Sicht sind sie daher nicht tragfähig, da, nach Abklingen der 'großen Fragen', die Unterschiede zwischen den Frauen wieder zum Vorschein kommen und das Übergewicht bekommen. Und dann führen wieder Sympathie oder gegenseitiges persönliches Interesse zur Intensivierung oder Auflösung der Bekanntschaften.

Professionelle Beratung kommt von zwei Seiten. Die wichtigste Figur ist hier die Hebamme. Sie macht die 'Vorbereitung' auf Geburt und Babyzeit und schließlich die Einführung und Begleitung in Babypflege und die neue Familiensituation. Dadurch, daß sie in den ersten Tagen nach der Geburt auch in der Familie anwesend ist und Einblicke bekommt, trägt sie viel zur Aufklärung und Versicherung der jungen Eltern bei. Und sie bleibt lange Monate Ansprechpartnerin bei verschiedenen Fragen. Eine vergleichbare Rolle, wenn auch lange nicht so intensiv, hat die Kinderärztin, die bei speziellen Fragen der Gesundheit, Ernährung und Entwicklung ansprechbar ist. Zum anderen gibt es natürlich zu allen Fragen der Kinderentwicklung, -erziehung, -ernährung, -

spiele etc. Bücher. D. h. auch in der Weiterqualifikation als Mutter / Eltern hat die Literatur ihren Stellenwert.

Um Distanz zu gewinnen, ist es aber auch sinnvoll, real Arbeit abzugeben. Wie im Büro sind daher Absprachen zur Arbeitsverteilung, -aufteilung und -abgabe nötig. Dies ist eine Delegation, die gerade anfangs stark unterschätzt wird, weil die eigene Bedürftigkeit nicht wahr- und ernst genommen wird. So ist die Einschätzung, wie viel Mehrarbeit durch das Kind entsteht, anfangs nicht geübt. Ebenso wenig, daß z. B. auch im Haushalt bessere Absprachen und Hilfe nötig sind.

Zur Distanz gehört aber auch, daß es möglich ist, zeitweise wieder etwas Anderes zu machen und im Muttersein innehalten und Luft holen zu können. Die Delegation von Arbeit bedeutet also auch, das Kind immer mal wieder zumindest stundenweise wem Anderen zur Betreuung zu überlassen. In dieser Zeit ist der Schreibtisch und ist Büroarbeit eine Möglichkeit, den Kopf anders zu bewegen, das Nachdenken wieder auf Fragen, die außerhalb der Familie liegen zu lenken, und auch, einen Fuß und Gedanken in der professionellen Debatte zu behalten. Lesen, Schreiben, Debattieren (z. B. die Stammtische, Seminare), aber auch relativ 'stupide' Arbeiten wie Telefonieren, Abrechnen etc., sind dabei ein Standbein in der alten, gewohnten Welt und zugleich ein Ruhepol im Alltag. Denn in diesen wenigen Stunden ist es möglich, eine Tätigkeit mal wieder richtig am Stück und in Ruhe durchzuführen.

Die Rolle

Mit dem Kind habe ich eine neue Rolle erhalten. Die Zuschreibung 'Mutter' geht ganz schnell und beginnt schon in der Schwangerschaft. Das fängt damit an, daß man für bestimmte Tätigkeiten, Planungen in die Zukunft oder Verabredungen gar nicht mehr vorgesehen wird, die berufliche Rolle in den Hintergrund tritt. Zugleich ist dies eine Rolle, die für alle leicht zu verstehen und einzuordnen ist, viel leichter als die Rolle als Planerin.

Die Rolle ist wie ein neuer Paß (Berger, P. / Kellner, H. 1984). Und dieser Paß eröffnet auch Wege in neue Länder. Verbunden damit sind neue Ebenen der Verständigung mit anderen Leuten. Auch das geht relativ schnell. Die gemeinsame Erfahrung des 'Eltern-Seins' gibt einen relativ leichten Anlaß für ein Gespräch, schon weil ein gemeinsames Thema, ein gemeinsamer 'Arbeitsgegenstand' vorhanden ist (das ist durchaus vergleichbar mit HundebesitzerInnen). Und zu diesem Thema können auch ganz viele Menschen aus eigener Erfahrung etwas beitragen. Und der Paß eröffnet Wege zu vielen neuen, ganz persönlichen Erfahrungen im Rahmen des Alltags mit dem Kind. Denn der Alltag, wie bereits beschrieben, bringt jeden Tag neue Situationen, Fragen und unglaublich beglückende Momente, zu denen ohne Paß kaum Zugang bestehen.

Der große Unterschied

Geringe Kontinuität

Der Alltag mit einem Kind ist dadurch kontinuierlich, daß er im Grund 24 Stunden andauert. Die Pausen sind abhängig davon, daß das Kind seine Schlafenszeiten auch einhält und die Nächte ruhig verlaufen (was sehr vom Kind abhängt und bei uns nicht die Regel war). Es gibt im Alltag mit einem Kind wenig Kontinuität, d.h. wenig Tätigkeiten, die in einem Rutsch und ohne Unterbrechungen fertig gemacht werden können. Die Variation des Planes ist die Regel. Daran gewöhnt man sich ein Stück weit. Das ändert aber nichts daran, daß die Notwendigkeit, immer parat zu sein und zu improvisieren, viel Konzentration verlangt. Daher ist es auch nur bedingt möglich, während der Ausführung 'stupider Tätigkeiten', wie Kiwi fürs Harken beschreibt, zu kontemplieren. Auch wenn das Bilderbuch zum zehnten Mal angeschaut wird, ist es kaum möglich, in Gedanken abzuschweifen oder die gerade stattfindende Lage zu bedenken, weil permanent Anfragen und Kommentare des Kindes kommen, auf die reagiert werden muß.

Das Gefühl, nichts Richtiges gemacht zu haben

Um auf den Anfang zurück zu kommen, also meine erste Reaktion auf Kiwis Anfrage, so hinterläßt der Alltag mit einem Kind im Großen und Ganzen das Gefühl, nichts Richtiges gemacht zu haben. Das liegt zum einen an den vielen immer wieder kehrenden Tätigkeiten. Aber auch daran, daß viele Tätigkeiten, die mit dem Kind gemacht werden, nach Freizeit und Vergnügen aussehen. Wie viele Menschen beneiden einen darum, jeden Tag mindestens eine Stunde spazieren gehen zu können, alle paar Tage bei irgendeiner Freundin (mit Kind) bei Kaffee und Kuchen zu sitzen und zu tratschen, stundenlang 'nur' mit dem Kind zu spielen oder Bücher zu lesen (beim Stillen).

Das Endprodukt fehlt

Eine Ursache für dieses Gefühl ist unter anderem, daß es kein sichtbares Endprodukt gibt. Wie schon C. Neusüß beschreibt, stellt ihre Mutter nichts her, das sie dann z. B. verkaufen kann (Neusüß, C. 1983). Und wir sind es nun mal gewohnt, eine Arbeit abzuschließen. Schließlich besteht unsere Berufsarbeit in Aufträgen, die über längere Zeit laufen, aber immer einen Abgabetermin haben. Das beginnt schon in der Hochschule mit Studienarbeiten oder der Diplomarbeit, die zu einem bestimmten Termin fertig werden müssen und dann auch fertig sind. Auch im Garten gibt es ein absehbares Ende durch die bekannten Erntezeiten. Selbst der Haushalt, in dem die Tätigkeiten immer wieder kehren, hat zumindest zeitweise ein Ende, wenn die Wäsche gewaschen und aufgehängt, das Geschirr gespült, der Einkauf erledigt und das Essen gekocht ist. Dies sind in der ersten Babyzeit dann auch die 'Ergebnisse', an denen der

Erfolg eines Tages gemessen werden kann. Sogar Schwangerschaft und Geburt kommen der Erfahrung eines Endproduktes noch sehr nahe. Allerdings beginnt dann etwas, das mir in den ersten Wochen vorkam wie ein Kompaktseminar, das gar nicht mehr aufhört.

Die Familienarbeit widerspricht also grundsätzlich unserer Gewohnheit, unseren Werkinstinkt durch Endprodukte zu befriedigen. Es gibt kein Werk, das man sich ins Regal stellen kann, und auch keinen Tausch, also keine Gegenwert, mit dem die Arbeit 'bezahlt' wird. Wir machen diese Arbeit in erster Linie "für unsere eigene Welt aus Anlaß der Kinder" (Hentig, H. v. 1985: 122).

Oder anders: der Werkinstinkt muß sich andere Ergebnisse suchen. So können Tage, die zufrieden ablaufen, durchaus als 'Erfolge' verbucht werden. Es gibt viele Erfahrungen und schöne Momente, die man ohne Kind und der dazu gehörigen Arbeit einfach nicht erleben kann. Aber diesen 'Gegenwert' im Kopf zu behalten, erfordert wieder mal eine große Umstellung.

Rolle ohne Amt

Ein grundsätzlicher Unterschied zur Arbeit, die nicht in der Familie gemacht wird, ist, daß mit der Rolle der Mutter kein offizielles Amt verbunden ist. Es gibt kein Äquivalent für den Auftritt in der Kommune. Dabei steht gar nicht mal die Bezahlung im Vordergrund, sondern das Amt als kommunale Reputation. Die Rolle der Mutter ist innerhalb der Familie eine wichtige, hat aber in der Kommune keinen Stellenwert. D.h. an der Stelle sind wir plötzlich ohne Amt, da wir das Amt, das wir bis dahin innehatten, verlieren (vergleichbar den Leuten, die ihren Erwerbsarbeitsplatz verlieren). Und diese Umstellung führt zu einer Menge an inneren und äußeren Konflikten, die zumeist der konkreten Arbeit angelastet werden.

Von der Analogie zum Vergnügen

Wenn wir uns in einem neuen Arbeitsplatz, einer neuen Arbeitssituation einrichten müssen, dann ist es immer hilfreich zu verstehen, worauf wir uns einlassen, was wir dort machen und welche Zumutungen wir zurückweisen wollen (vgl. Mang, H. / Hülbusch, K. H. (Red.) 1997). D.h. es ist wichtig zu verstehen, was in der neuen Arbeitssituation mit uns passiert. Dabei sind die mitgebrachten Erfahrungen natürlich eine große Hilfe. So mußte ich in meiner neuen Arbeitssituation oft an die Kompaktseminare und unsere Debatten zum Lehren und Lernen denken. Zugleich sind aber eben auch Analogien zu anderen Arbeitssituationen, also z. B. die Berichte am Symposium, und mögen sie scheinbar weit entfernt sein, hilfreich. Denn in ihnen lassen sich die vergleichbaren Prinzipien und Regeln erkennen und debattieren. Und nicht zuletzt können im Vergleich auch Widersprüche, die mit bestimmten Arbeitssituationen

verbunden sind oder sein können, verstanden werden. Dieses Verständnis wiederum trägt unheimlich viel zur Gelassenheit bei, sich in der Arbeitssituation mit allen ihren Haken und Widersprüchen einzurichten und darin die "profanen Stunden des Glücks" (Feyl, R. 2001) erkennen, sich organisieren und genießen zu können.

Literatur

- Bauriedl, T. (1993): Beziehungsanalyse. Frankfurt a. M.
- Bellin, F. / Hülbusch, K. H. (Red. 2000): Der Gartenbau in vier Abteilungen. AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 57 der Kasseler Schule. Kassel.
- Berger, P. / Kellner, H. (1984): Für eine neue Soziologie. Frankfurt a. M.
- Feyl, R. (2001): Die profanen Stunden des Glücks. München.
- Hentig, H. v. (1985): Die Menschen stärken, die Sachen klären. Stuttgart.
- Mang, H. / Hülbusch, K. H. (Red. 1997): Muttheorie gegen Zumutungen. AG Freiraum und Vegetation (Hrsg.), Notizbuch 48 der Kasseler Schule. Kassel.
- Neusüss, C. (1983): Und die Frauen? Tun die denn nichts? Oder: was meine Mutter zu Marx sagt. In: Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis Heft 9/10. Köln.



SchülerInnen im Projekt Schulwegeplan
Photo: Hannes van der Fecht

Wirtschaften im Rahmen

Weinbau in Spitz und im Spitzer Graben in der Wachau

Weinbau wird in der Wachau, dem Donautal zwischen Krems und Melk, seit Jahrhunderten betrieben. Die Terrassenlandschaft aus Trockensteinmauern ist wohl eben so alt wie der Weinbau selbst. Sie stellt gewissermaßen den Rahmen her, in dem die Weinbäuerinnen und Weinbauern seit Generationen wirtschaften. Das Wirtschaften selbst hat sich in der Zeit immer wieder verändert. Maßnahmen zur Rationalisierung und Mechanisierung der Landwirtschaft, wie sie ab den 1960er Jahre propagiert wurden, sind auch in den Weingärten der Wachau abzulesen. Stockkulturen wurden durch Drahtrahmenkulturen ersetzt, die Abstände zwischen den Weinreihen vergrößert, um die maschinelle Bearbeitung zu erleichtern, und die Terrassen selbst mit Auf- und Abfahrten für kleine Traktoren versehen.

Trotzdem ist der Weinbau in der Wachau vergleichsweise klein strukturiert: Der Großteil der Hofwirtschaften besitzt weniger als einen Hektar Weingärten (vgl. STATISTIK AUSTRIA 2000). Die kleinteilige Flurorganisation der Terrassenlandschaft verteilt die Lagegunst der Rieden auf viele, ist im Gegenzug aber auch darauf angewiesen, dass viele wirtschaften. In ähnlichen Verhältnissen andernorts ist man diesem Umstand, der Rationalisierungsbestrebungen unweigerlich entgegensteht, mit Flurbereinigungen und großflächigen Neuterrassierungen begegnet, um industriellen Produktionsweisen den Weg zu ebnen (vgl. BURG, B. 1997). In den Weingärten der Wachau sind die individuellen Umbauten zwar Ausdruck der Rationalisierung die aber mehr als Arbeitserleichterung denn als großmaßstäbliche Industrialisierung zu werten sind. Rationalisierungen finden nämlich nicht in den Wachauer Weingärten sondern in den zugehörigen Weinkellern statt.

Aus Sicht der gängigen Agrarpolitik, die nur ein beständiges Wachsen (oder eben Weichen) kennt, liegt der Schluss nahe, dass der Weinbau in der Wachau im Zuge des weiter vorangetriebenen Strukturwandels verschwinden wird. Brachgefallene Weingärten in besonders steilen und schlecht erschlossenen Lagen könnten als die Vorboten dieser Entwicklung gedeutet werden. Und trotzdem konnten wir im Rahmen unserer Diplomarbeit¹¹ in Spitz und dem Spitzer Graben auch anderes kennen lernen. Neben denen, die aufhören zu wirtschaften, gibt es auch die, die wieder in den Haupterwerb einsteigen und

¹¹ GUGERELL, K., PETROVICS, S. (2007): Weinbergslauch und Federspiel. Weingartenvegetation und Wirtschaftsweisen in Spitz und dem Spitzer Graben in der Wachau/NÖ. Diplomarbeit am Institut für Landschaftsplanung an der Universität für Bodenkultur Wien.

erneut selbst Wein herstellen. Im Verständnis dieser Weinbäuerinnen und Weinbauern sind die Terrassenweingärten nicht Hindernisse im Wirtschaften, die es zu überwinden gilt, sondern vielmehr dessen Grundlage, und der Rahmen, mit dem sie geschickt umzugehen verstehen.

Wirtschaften mit der Naturbürtigkeit.

Das geschickte, differenzierte Wirtschaften mit den naturbürtigen Voraussetzungen ermöglicht eine besondere Güte der Trauben und Weine.



Abb.1: Terrassenweingärten am Singerriedel in Spitz an der Donau, Wachau

Die Weingärten reichen von den Ebenen entlang des Donautales die Hänge hinauf bis um 450 Meter Seehöhe; dort werden sie vom Wald abgelöst. In den steil abfallenden Hängen entlang der Donau und dem ins Waldviertel führenden Spitzer Graben wird Weinbau in Terrassen betrieben. Die steilen Hänge sind hangparallel terrassiert und mit Stützmauern aus Steinmauerwerk befestigt (vgl. ROTH, T. 2006). Vor allem Weißweine werden aus den Trauben der Wachauer Weinbergsterrassen gekeltert: Grüner Veltliner, Riesling und Neuburger sind die häufigsten Sorten. Naturbürtig bedingt ergeben sich für den Spitzer Graben und das Donautal unterschiedliche Lagegunsten: In Spitz sind Wärmesummen und Luftaustausch höher; im Graben die Weingärten steiler und das Klima etwas kühler. Die geringmächtigen, skelettreichen, grusig-sandigen Terrassenlagen werden mehrmals im Jahr mechanisch gehackt und die Vegetationsdecke dadurch verschieden stark beeinträchtigt oder vernichtet. In den sonnigen, trockenen Lagen ist das 'offen halten' die gängige Form der Bodenbearbeitung. Der unbegrünte Boden ermöglicht eine schnellere und höhere Bodenerwärmung und nimmt bei Regen das Wasser besser auf.

Die Bewirtschaftung der Terrassenlagen bedarf kundiger weinbauhandwerklicher Kenntnisse und das Wissen um die unterschiedlichen Standorte:

„Wir haben sehr trockene Böden, so leichte Sandsteinböden. Zum Beispiel der Kalkofen ist einer, das ist so ein ganz hitziger, sandiger Boden. Den muss man vielleicht ein bisschen, ja eher wassersparender bearbeiten. Oder dann auf der drüberen Seiten, eher bindige Böden, wo wir auch Chardonnay haben. Die kann man ruhig begrünt halten. Die sind tiefgründig und das Wasser ist seltener der limitierende Faktor“ (Gesprächsprotokoll I).

Den mechanisch gehackten Weingärten stehen die begrüntem gegenüber: Ihre Bewirtschaftung ähnelt einer modifizierten Grünlandwirtschaft in Form einer Mulchmahd. Weingärten werden nur dort begrünt, wo die Bodenart und Bodenmächtigkeit eine ausreichende nutzbare Feldkapazität aufweisen. Die Begrünung der Gassen führt dort zu keiner Wasserkonkurrenz mit den Weinstöcken. Begrünungen sind lokal die jüngste Form der Bodenpflege.¹² Ihr Auftreten steht in engem Zusammenhang mit dem vermehrtem Maschineneinsatz und der daraus resultierenden stärkeren Bodenverdichtung. Zudem ermöglichen sie bei länger andauernden Schlechtwetterperioden die Bewirtschaftung der Weingärten, und sind demnach auch Ausdruck der Mechanisierung und Industrialisierung im Weinbau. Sie sind aber auch eine Möglichkeit durch ein gezieltes Wassermanagement im Weingarten die Qualität der Trauben und der Weine zu sichern. Dort wo sie Sinn machen und handwerklich klug und vorausschauend eingesetzt, sind mechanisches Hacken und Begrünungen gleichwertige Möglichkeiten der Bodenbearbeitung und Indiz einer nachhaltigen Bewirtschaftung der Weingärten. Das Wirtschaften innerhalb der Gratisnaturproduktivkräfte stellt für die Weinbauern und –bäuerinnen keine Bedingtheit dar, die überwunden werden muss, sondern einen Rahmen, in dem mit den vorhandenen Möglichkeiten gewirtschaftet wird um den optimalen Ertrag zu erzielen.

Die differenziert-nuancierte Bodenbearbeitung als Teil der Bewirtschaftung der Weingärten zeigt Aspekte einer bäuerlichen Wirtschaftsphilosophie. Die naturbürtigen Ungunstlagen werden durch die mögliche, außer-gewöhnliche Güte des Weines zu Gunstlagen. Dieses 'im Rahmen wirtschaften' bildet auch in einer ökonomischen und sozialen Sphäre der Hofwirtschaften ab.

Viele Standbeine sichern das eigenständige Wirtschaften – eröffnen und sichern Handlungsfreiräume.

Auf den Höfen wird mit mehreren Standbeinen in unterschiedlicher Intensität gewirtschaftet – Trauben, Wein, Gemüse, Obst, Marillen, Bauholz, Brennholz, Schnaps, Kleinvieh, Blumen, Marmelade, Obstsaften, Getreide und vieles mehr.

¹² Nicht verschwiegen werden darf der Einsatz von Herbiziden. Die Verwendung von Herbiziden wird lokal insbesondere im Unterstockbereich eingesetzt. Non-Culture Flächen, in denen die Bodenpflege nur noch mit Herbiziden bewerkstelligt wird, gibt es im Bearbeitungsgebiet nicht. Otti Wilmanns hat sie mehrfach für das Weinbaugebiet im Kaiserstuhl und im Elsaß beschrieben.

Auch der außerlandwirtschaftliche Lohnerwerb ist eines der Standbeine. Trauben und Wein kommen eine bedeutende Stellung innerhalb der Hofwirtschaft zu, denn sie stellen einen wichtigen Teil der Hofökonomie dar. Der Verkauf der Weine ermöglicht den Bauern und Bäuerinnen eine höhere Wertschöpfung und Autonomie als der Verkauf der Trauben an die Genossenschaft *Freie Weingärtner Wachau* – bei in der Regel gleich hohen Aufwendungen. Die bäuerliche Eigenständigkeit, aber auch die Aussicht auf eine bessere Wertschöpfung (im doppelten Sinne von Anerkennung und Geldwert) waren Auslöser warum in den letzten Jahren zunehmend TraubenlieferantInnen wieder in die Weinherstellung und die Direktvermarktung einstiegen. Der Wiedereinstieg erfolgt zumeist peu à peu: nach und nach werden Weingärten aus den Verträgen mit der Genossenschaft gelöst und es wird angestrebt die Fläche der Weingartenkulturen soweit zu vergrößern, dass ein angemessenes Auslangen – für das gute Leben - gefunden werden kann. Oft verbleibt ein kleiner Weingarten weiterhin unter Vertrag, um sich die Option, wieder größere Mengen liefern zu können, offen zu halten. Die Mischwirtschaft findet sich auch im Weinbau und in der Weinherstellung wieder.

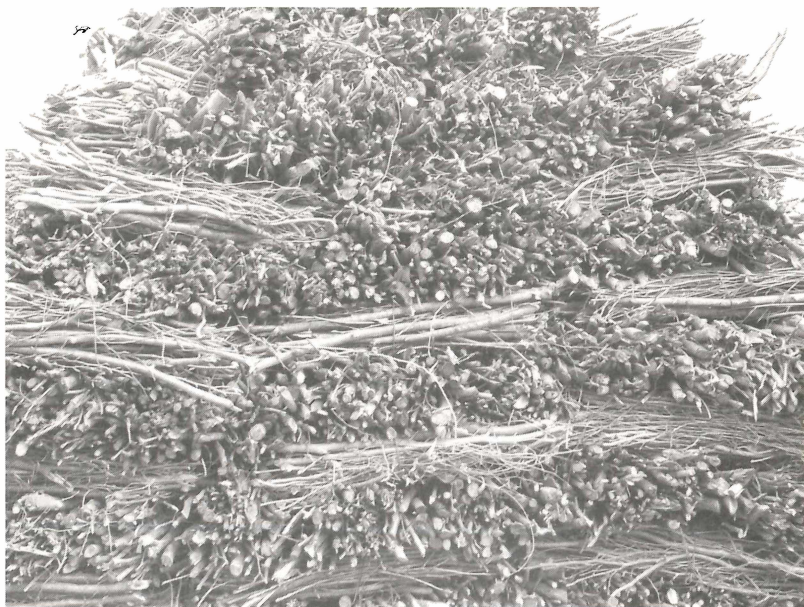


Abb. 2: 'Bialn'- (gebundene Reben vom Schnitt) werden zum Anheizen verwendet

Die kluge Strategie der Bäuerinnen und Bauern nicht ausschließlich auf eine Weinsorte zu setzen, sondern mehrere, verschiedene Weine, sowohl Sorten

als auch Qualitätsklassen, zu produzieren vergrößert die Vielfalt. Durch die Vielfalt schaffen sich die Weinbauern und Weinbäuerinnen stabile Wirtschafts- und Lebensverhältnisse, die für die Wechselfälle im Wirtschaften und Leben eine Fülle von Möglichkeiten bereithalten. Die Herstellung von verschiedensten Gütern des täglichen Bedarfes stellt sowohl die Versorgung der Hofwirtschaft aber auch des Dorfes ein Stück weit sicher.

Die Vollständigkeit der Produktionsflächen eröffnet Möglichkeiten im Wirtschaften.

Neben einer Intensivierung der Landnutzung durch den Wiedereinstieg in die Weinherstellung ist auch eine Extensivierung der Landnutzung zu beobachten: Weingärten in unterschiedlichen Brachestadien, die vor allem im Spitzer Graben am Weg ins Waldviertel liegen. Diese Weingärten sind in schlecht erschlossenen oder in klimatischen Randlagen; manchmal aber auch mitten innerhalb der Weinbaufur. Vor allem bei GenossenschaftslieferantInnen ist in letzter Zeit eine vermehrte Aufgabe zu beobachten:

„Weil reine Traubenproduzenten werden diese Flächen, glaub ich, nicht mehr lange am Leben erhalten können“ (Gesprächsprotokoll I).

Im Jahr 2005 bezahlte die Genossenschaft für ein Kilo Müller Thurgauer ca. 29 Cent (vgl. BALDRIAN, S. 2005). In der Zeitschrift Weinbau werden Traubenpreise von 1,40 € pro Kilo als Untergrenze für so genannte Randsorten empfohlen; für Grünen Veltliner, Riesling oder Muskateller aus Terrassenlagen sollten die Traubenpreise deutlich über diesem Richtwert liegen – zumindest aber müssen sie ermöglichen, dass die Hofwirtschaften kostendeckend Trauben produzieren können. Ein Gutteil der Steilterrassen wird von reinen TraubenlieferantInnen bewirtschaftet. Die über längere Zeitdauer tiefen Traubenpreise haben im Bereich der Genossenschaftsbetriebe zu einer Dynamik in zwei Richtungen geführt: Einerseits zu dem schon weiter oben genannten Wiedereinstieg in die Weinherstellung; andererseits aber auch zu einer Extensivierung bis hin zur Aufgabe der Weinbauflächen. Voraussetzung und Grundlage des Wirtschaftens sind die Hofstatt als materieller baulich-räumlicher Rahmen und die hofeigenen Produktionsflächen. Der relativ einfache Wiedereinstieg in die Weinherstellung und die differenzierten Möglichkeiten hatten als Voraussetzung, dass die Elterngeneration in einer Phase, in welcher der Fokus der Ökonomie auf externer Lohnarbeit lag, weiterwirtschaftete, auch wenn die Hofnachfolge bzw. die Weiterbewirtschaftung ungeklärt waren. Die Wechselfälle im Wirtschaften führen dazu, dass Flächen umgenutzt oder verpachtet werden: so stehen nach Aufgabe der Viehwirtschaft zum Beispiel auf ehemaligen Äckern und Wiesen Weinstöcke und auf vormaligen Weiden heute Christbaumkulturen. Durch die Umnutzung und Verpachtung bleiben die Produktionsflächen beim Hof erhalten und ermöglichen ein Wiederaufnehmen der

Produktion nachfolgender Generationen oder im Falle sich ändernder Notwendigkeiten auf den Höfen eine Wiederaufnahme von extensivierten Standbeinen. Veronika Bennholdt-Thomsen spricht in diesem Zusammenhang von Subsistenzorientierung im Wirtschaften,

„das bewusst darauf abzielt, die alltäglichen, sonntäglichen und generationell notwendigen Bedürfnisse zu befriedigen“ (BENNHOLDT-THOMSEN, V., Mies, M. 1998: 7).

Das Weiterwirtschaften, auch bei ungeklärter Hofnachfolge, und die Vollständigkeit der hofeigenen Flächen ist Ausdruck der Wertschätzung dieser Form des Lebens und Arbeitens. Diese Qualitäten können auch Motive für nachfolgende Generationen sein, an das Band der Landbewirtschaftung anzuknüpfen. Vor allem aber die selbst-bestimmte, eigenmächtige Arbeit wird als besondere Qualität geschätzt:

„Ich bin in der Lage mir das selbst einzuteilen. Wenn ich eine Stunde nichts machen will, tu ich eine Stunde nichts, zum Beispiel. Was ich am Abend nachher anhängen muss, wahrscheinlich. Aber das ist halt das Selbständige, das was ich schätz halt. Wenns mich nicht freut, tu ich mehr und wenn ich heute im Wald eine Runde drehen will, weil ich mir das anschauen möchte, dann tu ich das halt eine Stunde...da schätz ich das jetzt mehr – bin mein eigener Herr und wenn ich heute länger arbeiten will, bleib ich länger und tu das was ich glaub“ (Gesprächsprotokoll VIII).

Wirtschaften in den Terrassenweingärten.

Die Bewirtschaftung der Weinbergterrassen ist ein Merkmal das allen Hofwirtschaften gemein ist und in deren Inwerthaltung kontinuierlich Arbeit investiert wird. Jedes Jahr werden vor allem im Winter Mauern ausgebessert und aufgestellt. Der Weingarten als Wirtschaftsplatz ist Änderungen und Anpassungen unterworfen: Ab- und Auffahrten für kleine Weingarten traktoren oder handgeführte, einachsige Geräte zur Bodenbearbeitung sollen die maschinelle Bewirtschaftung ermöglichen. Die Umbauten bleiben dabei aber im Rahmen der bestehenden Mauerstrukturen. Ein Weinbauer dazu:

„Verbreitert nicht. Also die Mauern, die bessern wir aus. Wenn man einen Weingarten raus haut, richtet man zuerst einmal die Mauern her...Wo vorher zum Beispiel zwei Reihen waren macht man nachher nur noch eine. Damit man fahren kann. Das haben wir die letzten Jahre so, was wir neu gemacht haben, hergerichtet“ (Gesprächsprotokoll VI).

Bei zunehmender Expansion und Spezialisierung von Hofwirtschaften auf das Standbein Wein zeigen sich auch unterschiedliche Strategien im Umgang mit den Terrassen: Dort wo es möglich ist, werden die Mauern durch Böschungen oder Wurfsteinmauern ersetzt und die Arbeit nach Möglichkeit extensiviert.



Abb. 3: Terrassenweingärten im Spitzer Graben



Abb. 4: Unterschiedliche Ausführung von Stützmauern in den Spitzer Weingärten

Der ausgedehnte Weinbau in der Wachau ist augenscheinlich die Folge des Zusammenspiels der besonderen Naturbürtigkeit und der historischen Entwicklung. Dass der Wein auf den Hofwirtschaften als Standbein eine besondere Stellung hat, hängt mit dem Charakter des Produktes zusammen: Der Wein als Möglichkeit der Spezialisierung, allerdings in der Form der regionalen Spezialität, und nicht als Massenprodukt. Die Terrassen- und flachen Weingärten bieten verschieden Ausgangslagen für die Bewirtschaftung.

Flachlagen haben dabei auf den ersten Blick mehrere Vorteile: Sie sind durch ihre leichtere Mechanisierbarkeit für die Arbeitsökonomie der Höfe von Vorteil. Die tiefergründigen Böden erleichtern die Mechanisierung, da die Begrünungen das witterungsunabhängige Befahren der Weingärten ermöglichen und die Bodenverdichtung etwas hintangehalten werden kann. Weingärten in ebenen Lagen bedürfen eines Arbeitsaufwandes von ca. 500 Arbeitsstunden pro Jahr und Hektar. Zusätzlich entfallen Arbeiten und Kosten für die Inwerthaltung der Stützmauern (vgl. ROTH, T. 2006). Die Weingärten in den Rand- und Flachlagen sind jene in denen vor allem Weine der Kategorien Steinfeder – aber auch Federspiel¹³ – produziert werden. Der Verkaufspreis der Weine liegt zumeist im mittleren Segment –

„weil so Lagen, die sind oft von den Zuckergraden nicht mehr so hoch. Die Weine sind einfach im ehernen Segment“ (Gesprächsprotokoll I).

Die Terrassenlagen hingegen „sind ja schwierig von der Bewirtschaftung. Da kann man immer nur halbseitig, man kann da mit keiner Spritzen auf der anderen Seite fahren, jetzt muss man das von der anderen Seite händisch machen [...] also sind sie von der Bewirtschaftung her viel aufwändiger“ (Gesprächsprotokoll I) als die Weingärten in der Ebene. Für die Bewirtschaftung der Terrassenweingärten sind 1500 bis 2000 Arbeitsstunden pro Hektar und Jahr (vgl. MARTIN, M. 2005) zu rechnen. Der Arbeitsaufwand in den Terrassen ist demgemäß drei- bis viermal höher als in Flachlagen; er trägt sich jedoch durch die besondere Güte der dort wachsenden Trauben und der aus ihnen gekelterten Weine: „Gerade diese Steillagen sind oft von der Sonneneinstrahlung unsere besten und auch vom Wärmespeicher her. Und die bringen, glaub ich, genauso hohe Deckungsbeiträge wie die mit dem Traktor geführten“ (Gesprächsprotokoll I). Vor allem die höherpreisigen Smaragde (und Federspiele) decken den Arbeitsaufwand und die Inwerthaltung der Produktionsgrundlagen:

„bei einem Betrieb wie unserer ist, wo man das am Preis umsetzen kann ist das noch leistbar [...] Es wird eine Steillage, in einer sehr schwierigen, wird es mit Steinfederpreisen nicht mehr kostendeckend sein“ (Gesprächsprotokoll I).

¹³ Die Vinea Wachau ist ein qualitätsorientierter Gebietsschutzverband, mit der Möglichkeit zur Zertifizierung Wachauer Weißweine in die Klassen Steinfeder, Federspiel und Smaragd, die sich im Alkoholgehalt unterscheiden.

Die Wertschätzung der Kundinnen und Kunden für das Produkt und die Bereitschaft, einen der Güte entsprechenden Geldwert zu bezahlen, sind die Voraussetzungen für eine nachhaltige, kontinuierliche Bewirtschaftung der Wachauer Terrassenweingärten.

Familienwirtschaft und Wirtschaften in Beziehungen

Der Weinbau in Spitz und dem Spitzer Graben ist in eine Familienwirtschaft oder der Familienwirtschaft ähnliche Verhältnisse eingebettet. Meist leben und arbeiten mehrere Generationen am Hof gemeinsam, sodass in den hofzugehörigen Weingärten immer mehr als nur zwei Personen am Werk sind. Zu Arbeitsspitzen wie der Traubenernte kann auf die Hilfe von Verwandten, Geschwistern aber auch Nachbarinnen und Nachbarn gezählt werden. Alle leisten mit ihrem Tun einen in der Regel unbezahlten Beitrag zur Hofökonomie. Darüber hinaus ist das Wirtschaften in mehrfacher Hinsicht auch in den Dorfverband eingebunden: Einerseits in der dörflichen Struktur als Öffentlichkeit für Heurige und Direktvermarktung (vgl. PROTZE, K. 1999). Zugleich beinhaltet das Dorf auch eine gesellschaftlich-soziale Struktur. Gegenseitige Besuche auf den Heurigen, Hilfe und Wissensaustausch bei Fragen zum Weinbau, oder Unterstützung, wenn eine Person am Hof ausfällt und eine Aushilfe bei der Arbeit nötig ist, sind Kennzeichen des Wirtschaftens in Beziehungen, das über den Familienverband oder die am Hof lebenden Personen hinausgeht. Die Hofwirtschaften stehen nicht für sich alleine, und das ist gut so denn:

„Die Qualität des Wirtschaftens für die Bäuerinnen und Bauern gründet wesentlich auf der Qualität der Beziehungen im Rahmen der Arbeit – zwischen den Personen am Hof und in den darüber hinausgehenden Arbeitsbeziehungen“ (GUNGL, B. 2003:141).

Auch wenn bei Arbeitsspitzen auf die Mithilfe von Nachbarinnen und Nachbarn, engeren und fernerer Familienmitgliedern gebaut werden kann, so ist die Arbeit in den Terrassenweingärten doch in zweierlei Hinsicht von der Anzahl der Arbeitskräfte am Hof selbst abhängig. Einerseits, weil viele Arbeiten auf Grund der Steilheit und Enge der Terrassen nicht mechanisierbar sind und deshalb händisch erfolgen müssen. Andererseits ist die händische und handwerklich fundierte Arbeit an den Rebstöcken eine Frage der angestrebten Qualität der Stockpflege und der hergestellten Weine. Ein stetes Weiterwachsen durch Flächenvergrößerungen in den Terrassenweingärten ist in dieser Arbeitsorganisation für die Hofwirtschaften gar nicht möglich. Aus seiner Erfahrung benennt das einer der Weinbauern konkret:

„So eine Familie wie wir sind, wir können bei uns nicht mehr als 3 Hektar bearbeiten“ (Gesprächsprotokoll III).

Genug ist genug

Neben der Naturbürtigkeit und Geomorphologie ist es aber auch die persönliche Einstellung der Bäuerinnen und Bauern, die dem Wachstum Grenzen setzen. Das 'genug haben' lässt die Hofwirtschaften bis zu einem angemessenen Auskommen wachsen, und richtet sich nach den Notwendigkeiten auf den Höfen, und weniger nach der maximalen Höhe der möglichen erwirtschaftbaren Gewinne. Im Gespräch mit einem Weinbauern beschreibt er uns seine Sichtweise:

„Ich hab genug. Ich hab mit dem was ich jetzt habe genug, wenn ich das vermarkte, dann habe ich Arbeit genug, und Geld auch“ (Gesprächsprotokoll III).

Dieses „genug haben“ ist für die meisten der Weinbäuerinnen und Weinbauern eine Frage der Lebensqualität, dass ein

„mehr zu haben sinnlos wäre, daß dieses Mehr nicht besser wäre“ (GORZ, A. 1998: 160).

Es ist Ausdruck ihrer Subsistenzperspektive und ein kulturell-ökonomischer Wert ihrer bäuerlichen Philosophie. Die Wertschätzung ihres konkreten Reichtums – beispielsweise die besonderen naturbürtigen Voraussetzungen – äußert sich durch die differenzierte Bewirtschaftung der Weingärten und dem gedeihlichen Umgang des „im Rahmen Wirtschaftens“ Diese Kultur der Landbewirtschaftung, die von den Weinbäuerinnen und Weinbauern getragen wird, umfasst neben einer ökonomischen vor allem eine soziale Kultur, die dem subsistenzorientierten Wirtschaften auf den Höfen Wert beimisst. Diese Kultur der Landbewirtschaftung ist in die sozial-ökonomischen Beziehungen eingebettet; vor allem auf den Höfen selbst und in der Region. Nur so ist es erklärbar, dass nach wie vor viele Höfe in kleinen und mittleren Größen wirtschaften und auch die meisten Terrassenlagen wie ehemals kultiviert werden.

Literatur:

- BALDRIAN, Sepp (2005): Genossenschaften – wir würden sie brauchen! In: ders. (Hg.) (2005): Weinbau, Jahrgang 13. s.l.
- BENNHOLDT-THOMSEN, Veronika, MIES, Maria (1997): Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive, Verlag Frauenoffensive, München.
- BURG, Bernd (1997): Vom Weinbauer zum Winzer, In: AG Freiraum und Vegetation (Hg.) (1997): Das Maß der Dinge, Schriftenreihe Notizbücher der Kasseler Schule, Heft 46, Eigenverlag, Kassel.
- GORZ, André (1998): Kritik der ökonomischen Vernunft. Sinnfragen am Ende der Arbeitsgesellschaft, Rotbuch Verlag, Berlin.

- GESPRÄCHSPROTOKOLL I: Transkript der Audioaufnahme des Interviews am Hof I am 5. August 2006.
- GESPRÄCHSPROTOKOLL III: Transkript der Audioaufnahme des Interviews am Hof III am 21. Oktober 2006
- GESPRÄCHSPROTOKOLL VI: Transkript der Audioaufnahme des Interviews am Hof VI am 5. August 2006.
- GESPRÄCHSPROTOKOLL VIII: Transkript der Audioaufnahme des Interviews am Hof VIII am 5. Juli 2006.
- GUNGL, Barbara (2003): Leben vom Land. Bäuerliche Ökonomie und deren Organisation von Arbeit und Austausch als Grundlage für einen landschafts-planerischen Beitrag zur Landbewirtschaftung. Diplomarbeit am Institut für Landschaftsplanung – Universität für Bodenkultur Wien, unveröffentlicht.
- MARTIN, Martina (2005): Das Weltkulturerbe Wachau. Unter besonderer Berücksichtigung des Weinbaus am Beispiel des Weingutes Rudi Pichler. Fachbereichsarbeit an der Mater Salvatoris Kenyongasse Schule Wien, unveröffentlicht.
- PROTZE, Käthe (1999): Gemischter Satz im Henkelglas – Über die Widerständigkeit und Anpassung in der Ökonomie des `Wiener Heurigen` In: AG Freiraum und Vegetation (Hg.) (1999): Gagel, Speik und Wegerich. Schriftenreihe Notizbücher der Kasseler Schule, Heft 52, Eigenverlag, Kassel.
- ROTH, Thomas (2006): Die Bausteine der Landschaft. In: AG Freiraum und Vegetation (Hg.) (2006): Von Zeit zu Zeit. Schriftenreihe Notizbücher der Kasseler Schule, Heft 70 (Band 2), Eigenverlag, Kassel.
- STATISTIK AUSTRIA (2000): Der Weinbau in Österreich 1999. Beiträge zur österreichischen Statistik, Verlag Österreich, Wien.

Alle Photos: Sonja Petrovics

Die Handlungsfreiräume auf Hofwirtschaften in ländlichen Räumen werden durch die symbolische Ordnung der Mutter strukturiert

Landschaftsplanung ist erfahrungs- und humanwissenschaftlich ausgerichtet. In indizienwissenschaftlicher, hermeneutischer Arbeitsweise werden die Bau- und Freiraumstrukturen und die Strukturen der Landnutzung planerisch abgebildet. Sie werden so kontextualisiert, dass die Beteiligten (z.B. BewohnerInnen, NutzerInnen, AuftraggeberInnen ...) und auch die Planerin und der Planer sich selbst, die Planungsaufgabe und die Professionsarbeit besser verstehen (vgl. Hard, Gerhard 1990 S. 273). Dazu lernen heißt, sich verändern gemäß dem chinesischen Sprichwort „Willst du die Welt verändern, verändere dich selbst!“ Der differenzierende Blick, das Verstehen der Differenz zwischen Frauen und Männern und die Förderung von Chancengleichheit als Handlungsfreiraum für beide Geschlechter erfordert persönliches und fachliches Dazulernen (vgl. Damyanovic, Doris 2006).

In Erweiterung von Inge Meta Hülbuschs Überlegungen zur städtischen Bau- und Freiraumstruktur und zum Stadtquartier fragen wir: Wer macht die Hofwirtschaften, den ländlichen Raum, die Region? Es sind die Bäuerinnen und Familienfrauen auf den Höfen zusammen mit Bauern und Auspendlern, es sind die Alten, die Kinder und Jugendlichen, die ihren Lebens- und Wirtschaftsraum hier haben. Sie stellen den sozialen Zusammenhang, den sozialen Sinn her, der Energien freisetzt und Zukunftsperspektiven entstehen lässt. Der landschaftsplanerische Beitrag zur Lebensqualität im ländlichen Raum nimmt als Ausgangspunkt die baulich-räumliche Organisation der Hofparzelle und die Landnutzungsstruktur, die um die sozialen, ökologischen und ökonomischen Bedingungen in der Betrachtung erweitert werden. Das Verständnis von Innenhaus und Außenhaus (vgl. Hülbusch, Inge Meta 1978) ist geeignet, den zentralen Lebens- und Wirtschaftsort der bäuerlichen Hofwirtschaften abzubilden – so die These. Eine vergleichende Untersuchung zur Zonierung von Höfen hat Helmut Böse-Vetter (1989) vorgelegt. Die materielle Organisation der Lebensqualität von Bäuerinnen und Bauern, von Jung und Alt wird auf der Grundlage von Hoftypen und Hofbewirtschaftungstypen zum Ausgangspunkt des landschaftsplanerischen Nachdenkens über die Perspektiven, über den (sozialen) Reichtum auf den Höfen, in der Gemeinde, in der Region genommen.

Die Hofstatt umfasst Innenhaus und Außenhaus als Lebens- und Wirtschaftsort

Die Organisation der materiellen Struktur von Parzellen mit Haus und Garten im städtischen Raum folgt dem Prinzip Innenhaus und Außenhaus: „Und die kleinste Einheit in der Hierarchie der Weiterung des sozial verstandenen Lebensraumes, dem die materielle Ausstattung und Verfügung nur Grundlage ist, beschränkt sich nicht auf das Innenhaus. Wie sonst sollte man hinaus kommen, Kontakt und Konflikte eingehen und auch Hilfe, Ergänzung, Information einholen können? Die Verfügung über Innenhaus und Außenhaus ist eine der minimalen Voraussetzungen zur verbindlichen Eroberung des Quartiers.

Das Außenhaus – Vorgarten, Eingang (Haustür), Hof und Garten sind solche ergänzenden Orte und gleichzeitig verknüpfende Orte zwischen privater Verfügung und öffentlichem Kontakt“ (Hülbusch, Inge Meta 1978 S. 7). Die Tragfähigkeit dieses Ansatzes ist für die feministische Landschafts- und Freiraumplanung in städtischen und dörflichen Verhältnissen belegt (vgl. Schneider, Gerda 1997). Was für die Parzelle im städtischen Raum gilt, hat Entsprechungen auf der Hofstatt im ländlichen Raum als Grundlage für die Beschreibung der Landnutzungsstruktur.

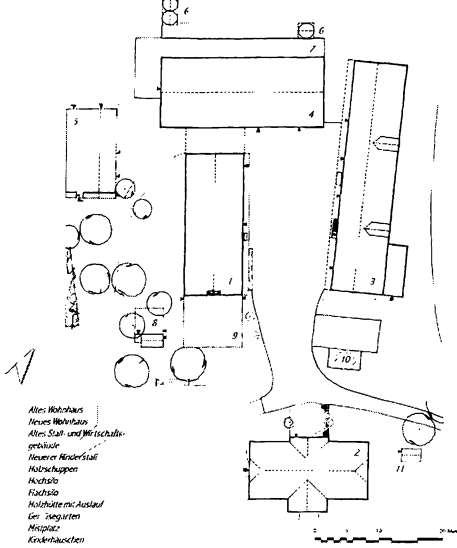
Die kleinste Einheit der Bau- und Freiraumstrukturen im ländlichen Raum ist die Hofparzelle mit Innenhaus und Außenhaus und die zugehörigen Wirtschaftsflächen, weil Arbeit und Hausen (Wohnen im Haus) auf der Hofstatt organisiert sind und die Verfügung und Zuständigkeit darüber bei Bäuerin und Bauer liegt und damit ein „Gegenüber“ in der Landschaftsplanung gegeben ist. Innenhaus und Außenhaus strukturieren die Hofstatt. Die materielle „Mitte“ des Wirtschaftens ist das Bauernhaus mit Hauswirtschaft, vervollständigt durch verschiedene Wirtschaftsgebäude (Stall, Stadl, Schuppen u.a.) auf der Hofstatt (vgl. Abb. 1: Skizze Hof 6, in: Gungl, Barbara 2003 S. 45).

Die baulich räumliche Organisation der Höfe wird durch die soziale Organisation bestimmt: Die Hofskizze zeigt eine Hofwirtschaft, die von zwei Generationen in zwei Häusern bewohnt und bewirtschaftet wird. Auch am Bauernhof ist das Innenhaus, ergänzt um Wirtschaftsgebäude, nur mit Hof und Garten (Gemüse, Obst und Kräuter) und hausnahen Weiden materiell vollständig (vgl. Hülbusch, Inge Meta 1978 S. 10).

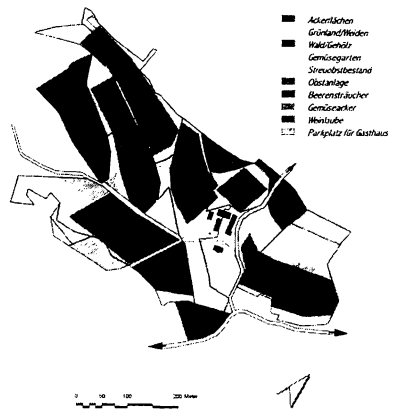
Das Außenhaus am Hof mit Zufahrtsweg, Vorgartenzone, Haus, Eingangsbereich, Hof und Lagerplatz bei den Wirtschaftsgebäuden, mit Gemüse- und Obstgarten, ggf. Hühner- und Gänsehof sind Teil der räumlichen Voraussetzungen des Wirtschaftens in Eigenverantwortung.

Skizze Hof 6

GRUNDRISS DER HOFSTATT



NUTZUNG HOFZUGEHÖRIGER FLÄCHEN



Diplomarbeit: Bäuerliche Ökonomien und deren Organisation von Arbeit und Austausch		Verfasserin: Barbara Gungl	
Grundriss der Hofstatt M 1 : 400 (verkleinert)		Hofzugehörige Flächen M 1 : 5000 (verkleinert)	
Grundlagen: Eigene Erhebungen, Katasterunterlagen der Gemeinde Furtberg/Flad - BA für Lutz und Vermessungsingenieur Wien			

Abb. 1: Skizze Hof 6

Nicht vorhandene Differenzierungen des Außenhauses oder das Fehlen der Gärten, fehlende Investition in die Unterhaltung von Haus und Wirtschaftsgebäude lassen auf eingeschränkte Perspektiven der BewirtschafterInnen schließen (vgl. Gibbs, Barbara 1998). Die sozialen Wechselfälle des Lebens bestimmen mit über das Wirtschaften und nicht, wie uns die EU-Politik glauben macht, primär die Maximierung der Geldwirtschaft.

Das landschaftsplanerische Abbilden von Innenhaus und Außenhaus, also der Hofstatt, folgt den gleichen strengen Regeln, wie sie für die städtische Freiraumplanung beschrieben sind (vgl. Hülbusch, Karl Heinrich 1991). Den roten Faden der Auswahl bilden Thesen, zum bäuerlichen Wirtschaften. Der „organisierte“ Vergleich der Aufnahmen in Tabellen (vgl. Jauschneq, Martina 2001; Gugerell, Katharina; Petrovics, Sonja 2006) und in Übersichten (vgl. Schickengruber, Katrin 2006; List, Christine 2006) ermöglicht, die charakteristischen, kennzeichnenden Merkmale der baulich-räumlichen Organisation der Hofwirtschaften (z.B. Haus, Wirtschaftsgebäude, Zonierungen des Außenhauses) und die differenzierenden Merkmale (Bauform z.B. Streckhof, Paarhof, Vierkanthof; Flurorganisation z.B. Blockflur, Streifenflur) als Prinzipien und Rahmenbedingungen des Handelns herauszuarbeiten und zu verstehen. In Bezugnahme auf das vorgeleistete Wissen (vgl. Harenburg, Bernd; Wannags,

Ingeborg 1991 S. 21) gehen wir von der These einer eigenen Klasse „Hofwirtschaften“ aus (vgl. Gungl, Barbara 2003 S. 67) und differenzieren damit die „Wohnbebauung“

Die soziale und ökonomische Organisation von Innenhaus und Außenhaus der Hofwirtschaften wird durch die Subsistenzperspektive strukturiert

Die Bauernwirtschaft ist durch Subsistenzwirtschaft gekennzeichnet (vgl. Bennholdt-Thomsen, Veronika 1999), die auf ein ‚Gutes Leben‘ am Hof für alle orientiert ist. Sie umfasst als „vollständige Hauswirtschaft“ (Hülbusch, Inge Meta 1978) zusätzlich zu der Haushaltsführung, Kindererziehung, Betreuung und Pflege der Älteren, die Arbeit in der bäuerlichen Hofwirtschaft (Arbeiten im Stall und auf dem Feld, im Obstgarten, Vorratshaltung, Veredelung von Produkten u.a.). Arbeitszeit und Arbeitsbelastung sind vielgestaltig und beanspruchend, sie sind das bäuerliche, subsistenzorientierte Wirtschaften.

Die Hofparzellen sind entsprechend dem „Sich Einrichten“ auf der Parzelle (vgl. Kölzer, Andrea 2003) und den Arbeitsabläufen im Wirtschaften zonierte. Die Flurorganisation (z.B. Blockflur, Waldhufenflur, Streifenflur) strukturiert das Wirtschaften und die räumlichen Handlungsfreiräume, u.a. die Nachbarschaftsbeziehungen. Die Wirtschaft des ‚ganzen Hauses‘ am Hof ist anspruchsvoll und differenziert, wie das Beispiel einer subsistenzorientierten Bauernwirtschaft (Abb. 2) aus Niedersulz zeigt (vgl. AutorInnengruppe 1993). Subsistenzorientierte Haushaltswirtschaft, Gartenwirtschaft, Gemüseanbau-, Obstwirtschaft, Vorratshaltung (Erdkeller) u.a. erfordern Kontinuität und Präsenz im Arbeiten, d.h. sie binden die Jungen (Frauen) und die Alten an die Hofparzelle.

Innenhaus und Außenhaus sind räumlicher und sozialer Lebens-Mittelpunkt des Wirtschaftens „aus der Mitte in die Mitte“ – und die „Mitte“ wird insbesondere von Frauen hergestellt. „Das Prinzip des Wirtschaftens in die Mitte beschreibt einerseits die Subsistenzorientierung der Ökonomie, sowie die Umverteilung von Nährstoffen von außen (Wald/Hüte) nach innen (Stall/Garten/Acker) im Sinne der Thünen’schen Kreise“ (Welz, Christof 1996 S. 197 in: Kurz, Peter 2005 S. 17) und ist in einer Blockflur (vgl.) besonders gut nachvollziehbar. Die Lebensqualität, die dabei erfahren wird – für Kinder und Jugendliche sind es die Spiel- und Streifräume (Muchow, Martha 1980), für die Älteren die gegenseitige Unterstützung, der Familienzusammenhalt und die Lebensperspektive – ist für viele junge Frauen und Männer ein Grund, nach einer „Wanderzeit“ in die Region zurückzukehren und hier mit Familienunterstützung sesshaft zu werden.

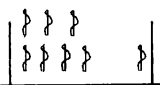
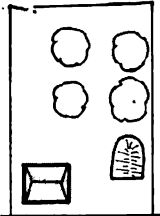
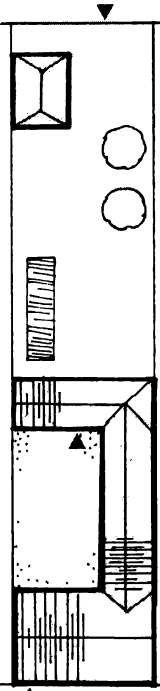
Baulich-räumliche Organisation	Indizien	Organisation des Wirtschaftens
	Weingarten	Weinbau
	Obstwiese Erdkeller Presshaus	Eigenversorgung/ Verkauf Vorratswirtschaft Weinbauwirtschaft
	Kellergasse Stadl (Holz) Obstbäume Gemüsegarten Scheune Wirtschaftshof Stall Haus	Energiewirtschaft Obstwirtschaft Gartenwirtschaft Vorratswirtschaft Viehwirtschaft Hauswirtschaft

Abb. 2: Bauernwirtschaft aus Niedersulz

Innenhaus und Außenhaus mit differenzierten Wirtschaftsgebäuden, Einrichtungen der Lager- und Vorratshaltung sowie unterschiedlichen primärproduktiven Flächen ist auf den subsistenzorientierten Alltag ausgerichtet.

„Die Wohnung ist ein Arbeitsplatz, der nur mit Hof und Garten materiell vollständig ist. (...) Eine simple Differenzierung der Arbeitsplätze und Orte der häuslichen Produktion ist Voraussetzung für die einsehbaren Rechte und Pflichten“ (Hülbusch, Inge Meta 1978 S. 10).

Entsprechungen dafür finden wir in der Organisation der Hofwirtschaften. Durch die anspruchsvolle und beanspruchende Arbeit, insbesondere der Frauen am Hof (z.B. Alt- und Jungbäuerin), werden Innenhaus und Außenhaus als zentraler Vermittlungsraum sozialen Denkens und Handelns jeden Tag neu „hergestellt“ In Beziehungen zur Geschichte des Hofes und seiner Menschen, in Beziehungen zur lokalen und regionalen Kultur begründet die Subsistenzarbeit die Sozialisierung im Familienverband und den sozialen Zusammenhang als Grundlage der Nachbarschaft, das soziale Leben in der Gemeinde und in der Region.

Gespräche bilden die sozio-ökonomische Organisation der Hofwirtschaften ab

Die Hofaufnahmen wurden um Gespräche erweitert, nicht nur, um Bäuerin und Bauer vor Kartierungsbeginn um Erlaubnis zu fragen, ihren Grund und Boden zu betreten, sondern um, im Sinne der „Rückerstattung unseres Wissens“ die Ergebnisse unserer Kartierungen und Interpretationen mit ihnen zu besprechen, denn sie sind die ExpertInnen ihres Handelns. „Gespräche“ als Methode des Sich-Austauschens und Vermittelns wurden nach den Prinzipien qualitativer Sozialforschung in Diplomarbeiten, als Leitfadengespräche eingeführt. Die Gespräche wurden mitnotiert, ggf. aufgezeichnet und transkribiert oder ein Gedächtnisprotokoll angefertigt. Ein Leitfaden als Grundlage eines offenen Gespräches, der eine Vergleichbarkeit der Gespräche ermöglicht, wird spezifisch entsprechend der Arbeitsthese formuliert. Ähnlich den baulich-räumlichen Aufnahmen von Freiräumen werden die „Gesprächsaufnahmen“ in Merkmalen charakterisiert, das heißt die Prinzipien der Aussagen werden in eine Tabelle oder Übersicht eingetragen (vgl. Schönfeldinger, Marion 2001). Die Methode der Pflanzensoziologie ist auch hier ein Vorbild, um die Gespräche zur Beschreibung der sozialen Lebensräume, der Wirtschaftsweise und der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung für ein landschaftsplanerisches diagnostisches und prognostisches Verstehen aufzubereiten.

(s. Abb.3: Tabelle I zur baulich-räumlichen und ökonomischen Organisation von bäuerlichen Haus-Hofwirtschaften)

Tabelle I: Ökonomische Organisation von bäuerlichen Haus-Hofwirtschaften

Laufende Nummer Aufnahmenummer	A		B									
	Ass.	B1					B2					
		I	II		III			IV			V	
	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	
	3	9	8	2	6	1	5	7	4	10	11	
Haus- & Hofwirtschaft	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Haufenhöfe mit Wirtschaftshof	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Altes Wohnhaus vorhanden und bewohnt	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Alter (älterer) Schweinestall vorhanden	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Alter Rinderstall vorhanden	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Zusätzliche zumeist kleinere Wirtschaftsgebäude	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Zum Großteil arrondierte Wirtschaftsflächen	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Wfl. tw. oder ganz auf geneigten Hängen	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Wald auf geneigten Flächen	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Ackerflächen	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Grünland	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Gemüsegarten in unmittelbarer Nähe der Hofstatt	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Obstbäume auf/um Hofstatt	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Brennholzstapel/Brennholzlage	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Wäscheplatz	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	x	
Viehhaltung (Klein- und/oder Großvieh)	x										x	
Waldwirtschaft	x										x	
Gartenwirtschaft	x										x	
Bauer und/oder Bäuerin stammen von einer Hofwirtschaft	x										x	
Hofwirtschaft wurde von (Schwieger-)Eltern übernommen	x										x	
3 od. mehr Erwachsene a. Hof	x										x	
Invest. i. Wohnen sichtbar	x										x	
Invest. i. d. LW sichtbar	x										x	
EV mit frischem Obst und Gemüse	x										x	
Vorratshaltung bei Obst und Gemüse	x										x	
Saft und/oder Most	x										x	
EV mit Brennholz	x										x	
EV mit Bauholz (möglich)	x										x	
EV mit Eiern	x										x	
Kauf von Samen/Jungpflanzen für den Gemüsegarten	x										x	
Gelegentliches Verschenken v. Samen/Pflanzen/Gemüse	x										x	
Kauf von Produkten anderer BäuerInnen	x										x	
Umbau/Umnutzung all. ehem. Stallbereiche f. Obstbau	x										x	
Kein Misthaufen	x										x	
Keine Ackerflächen mit Mais- bzw. Getreie	x										x	
Keine Grünlandflächen	x										x	
Ausschließlich Hühnerhaltung	x										x	
Subass. I												
Lage der Hofstatt am Riedelrücken	x											
Einbau von Lager-/Kühlräumen für Obst	x											
Umbau von Stall zu Verkaufsraum	x											
Obstbau in Niederstammkultur u. Spindelbüschen	x											
Tafelobst (Apfel, Birne, Pfirsich)	x											
Bei Bedarf Tauschpacht mit Nachbarn	x											
Var. Ia												
Erd-, Brom- und Himbeeren für die Direktvermarktung	x											
Anbau v. Käferbohnen für die Direktvermarktung	x											
Anbau v. Kürbis für die Direktvermarktung	x											
Veredelung v. Obst f. d. Direktvermarktung	x											
Obstverkauf ab Hof und an mehreren Marktstandorten	x											
Lieferung von Tafelobst an den Zwischenhandel	x											
V B												
Genutzter Misthaufen											x	
Grünlandbewirtschaftung											x	
Extensiver Obstbau											x	
Verarb. v. Schweine- u./o. Schaf-/Ziegenfleisch f. EV											x	
Hauschlachtung von Schweinen/Ziegen/Lämmern f. EV											x	
Verkauf von Wirtschaftsobst ans Lagerhaus											x	
Futterbau (Mais/Getreide)											x	
Schweinehaltung (Mast)											x	
ASS 2												
Silo												
Anbau von Mais												
Acker 40-60% d. Gesamtfläche												

Subass. II	Alte und neuere Stallgebäude vorhanden Neu-/Zubau von Wirtschaftsgebäuden Umnutzg./Umbau v. altem Rinderstall zu Schweinestall Schweinestall aus den 80er/90er Jahren Grünl. ~30% d. bewirtsch. Gesamtfläche 12-23 ha Eigengrund 5-7 ha Wald Zukauf von Eiweißfutter und Mi Schweine zw. 100 und 300 Schweinezucht (bei > 100 Schweinen) Ersteigerung von Eber (in Feldbach)		
Var. IIa	Silo ungenutzt Umbau v. altem Schw.st. z. Kühl-/Schlacht-/Verkaufsraum Verarbeitg. v. Schweinefl. f. d. Direktvermarktung Verkauf v. Fleischprod. ab Hof/an mehreren Marktstando. Wöchentliche/vierzehntägige Schlachtung		
Var. IIb	Verkauf von Mastschweinen a. d. Schlachthof Kauf von Ferkel über Styriabrid		
	Sog. Haupterwerb		x
	Wissenserwerb über Bildung (LFS)/Kurse		x
Subass. III	Wohnhaus Neubau/Vergrößerung in jüngster Zeit Rinderhaltung Milchkühe (3-5 Stück) Besamung d. Rinder durch den Tierarzt Rinder getrennt von Schweinen gehalten EV mit Milch MilchkundInnen Molkerei-Kontingent		
Var. IIIa	Wohnhaus Neubau Neuer Rinderstall aus den 80ern Flachsilo, Ballensilage Rindermast (5-20 Stück) Pacht (Acker) Pacht (Grünland) Stierkälber von Bauern und/oder ei.		
	Verkauf v. Mastrindern a. d. Schlachthof		
Var. IIIb	Keine Rindermast Alle Kühe werden an einen Händler verkauft Flächen zum Teil verpachtet		
	Freilaufende Hühner		x
	EV mit Hühnerfleisch		x
	Haus-/Küchenacker (Erdäpfel), < 10 ha Eigengrund	x	x
	Grünl. > 30% d. bewirtschafteten Flächen		x
	sog. Nebenerwerb		x
	Schweinemast bei <10 Stück (EV)		
	Kauf der Ferkel von Bauern		
	EV mit Kürbiskernöl	x	
	Kürbisse werden händisch ausgeputzt	x	
	Ölmühle ist seit mehreren Jahren die selbe	x	
ASS 3	Groß- und Kleinvieh für die Eigenversorgung Selbstversorgerwirtschaft Silagefreie Fütterung Acker 10-25% d. bewirtschafteten Fläche Gelegentliche Verarbeitung von Milch/Ziegenmilch		x x x x
Subass. IV	Rinder/Schafe, Schweine und Hühner f. EV EV mit Enten/Gänsen oder Hasen Wissenserwerb Fleischverarb. stammt v. Berufsausbildg. 1 Mutterschaf Interesse an Schafwollverarbeitung Wissenserwerb bezügl. Schafe lokal Eigene Obstpresse Brennholz wird von anderen Bauern gekauft		x x x x x x

Legende

x Merkmal/Aussage trifft zu

..... Merkmal/Aussage trifft nicht zu

x Merkmal/Aussage trifft zu, hat aber i geringe Bedeutung

x* Merkmal trifft vermutlich zu (es wur zien abgeleitet)

? Merkmal/Aussage ist ungeklärt

Hofaufnahmen und Gesprächsaufnahmen können in Merkmale gefasst und mittels Tabellenarbeit vergleichbar aufbereitet werden. Die Tabelle I „Ökonomische Organisation von bäuerlichen Haus-Hofwirtschaften“ (Gungl, Barbara 2003) beschreibt typologisch die baulich-räumliche und ökonomische Organisation von Hofwirtschaften (Abb. 3). Die Tabelle bildet das aktuelle Wirtschaften, aber auch die Wirtschaftsentscheidungen von Bäuerinnen und Bauern und damit die Genese der dargestellten Haufenhöfe in der Blockflur in Kirchberg (a.d. Raab), Südoststeiermark ab (vgl. Ausschnitt aus Tabelle).

Die Differenzierung der Höfe in Typen, Subtypen usw. ist die Grundlage der diagnostischen Betrachtung und der Formulierung von Prognosen. Die Gradienten der Tabelle bezeichnen den Rahmen und damit die Struktur der Handlungsfreiräume.

Die patriarchale geschlechterspezifische Arbeitsteilung verweist auf die symbolische Unordnung

Mit den vorgefundenen baulich-räumlichen, sozialen und ökonomischen Organisationsstrukturen kann eine Koinzidenz auf den Hofwirtschaften dargestellt und im Vergleich geprüft werden. Diese Vorgehensweise ermöglicht das Begreifen der sozialen Lebensverhältnisse und Lebensräume der Frauen und Männer und das Verstehen, wie die sozialen Bedingungen das Wirtschaften in Innenhaus und Außenhaus wesentlich mitbestimmen. Daraus entsteht ein planerisches Synthesewissen, das die Deutung von Indizien durch ein Mehr an Kundigkeit erleichtert.

Die Arbeitsorganisation am Hof in weibliche Innenwirtschaft und männliche Außenwirtschaft (vgl. Kurz, Peter 2005) bildet die Grundlage der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung. Die Struktur der Benachteiligung der Bäuerinnen ist bekannt und von Chancengleichheit ist selten die Rede.

„Es zeigt sich halt bei den Bäuerinnen, dass sie mehrfach belastet sind. Durch Kinder und Betriebsführung. Sie können die Zeit nicht aufbringen, die so ein Amt (Landwirtschaftskammerpräsidentin, Anmerkung der Verf.) benötigt, antwortet der neu gewählte Präsident der Landwirtschaftskammer Österreich, Gerhard Wlodkowski“ (Der Standard, 15.5.2007, S. 20).

Die von den Männern einkalkulierte Mehrfachbelastung der Frauen, bei der Hauswirtschaft beginnend, fortgesetzt über die Betreuung der Jungen und Alten organisiert die strukturelle Benachteiligung und Diskriminierung der Frauen durch die Zuschreibung der Innenwirtschaft zu einem weiblichen, konstruierten Bereich. Die Bindung an das Haus und die Hofwirtschaft und die Kontinuität in der Anwesenheit führen zum Ausschluss von Frauen im öffentlichen Leben. Bäuerinnen/Frauen stellen die soziale Welt her, Männer stimmen in Vereinsvorständen und Gemeinderäten über diese ab. Männer organisieren sich qua Geschlecht Freiräume, indem sie sich der Subsistenzwirtschaft, insbesondere

	A		B										
	Ass.		B1					B2					V
	Ia	Ib	Ia	Ib		Ia	Ib	Ia	Ib	Ic			
Laufende Nummer	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11		
Aufnahmenummer	3	9	8	2	8	1	5	7	4	10	11		
Hausarbeit	F	F	F	F	FF	F	FF	F	F	FF	FF		
Versorgungsarbeit (Kochen, Putzen, Waschen...)													
Arbeiten in der Hühnerhaltung													
Füttern, Wasser geben, Eier abnehmen				P							F		
Arbeiten in der Schweinehaltung													
Futter richtervfüllern						P	F/F	F		FF	FF		
Ausmisten						P	F/F	F			F		
Arbeiten in der Rinderhaltung													
Füttern (Kühe)													
Ausmisten (Kühe)													
Mekeln													
Füttern (Mastrinder)													
Arbeiten in der Schafhaltung													
Füttern, auf die Weide lassen													
Arbeiten in der Ziegenhaltung													
Füttern, auf die Weide lassen													
Vorrats- und Gartenwirtschaft													
Einkochen, Einrenzen, Einfrieren, Dörren usw.	F			FF	F		FF			F	F	FF	
Umstechen, jäten, setzen/säen, ernten	F			FF	FF		FF					FF	
Kürbiskerngewinnung für Öl													
Kürbis setzen	MR											F	
Kürbisse ausputzen (händisch)												F	
Waldarbeit													
Brennholzarbeiten													
"Größere" Arbeiten													
Obstbau													
Baumschnitt													
Obsternte													
Pressen													
Spritzen													
Veredelung für Direktvermarktung													
Betreiben eines Marktstandes für Obst													
Zusätzliche Erntehelfer	HF												
Heuarbeit													
Mähen/Wenden													
Händische Arbeiten (Rechen, Sense...)													
Ballenlage													
Heuballen binden													
Schlachtung von (Mast-)Schweinen													
Abstechen													
Verarbeiten													
Betreiben e. Marktstandes (Schweinefl.produkte)													
Transport von Schweinen zum Schlachthof													
Schlachtung von Mastrindern													
Transport von Rindern zum Schlachthof													
Feldarbeit (Getreide/Mais)													
Pflügen, Eggen													
Ansaat bei Getreide													
Setzen von Mais													
Gülle/Mist streuen													
Getreidedrusch													
Maisdrusch/Maiserte													
"Meksen"													
Befüllen des Fachsilo													
Schlachtung von Schafen													
Abstechen													
Verarbeiten													
Schafwollverarbeitung													
Spinnen													
Färben													
Stricken, sonstiges													
Hotzarbeiten													
Drechseln von Schüsseln usw.													
Schlachtung von Ziegen (Schafen)													
Abstechen Ziege (Schaf)													
Verarbeiten Ziege (Schaf)													

Abb. 4: Tabelle II „Struktur der Arbeitsorganisation in bäuerlichen Haus-Hofwirtschaften

der Hauswirtschaft und der Familienarbeit entziehen und technische, in die Geldwirtschaft integrierte Arbeitsbereiche übernehmen, die nicht ständige Anwesenheit erfordern, aus denen aber Macht ableitbar ist.

Legende der Farben und Abkürzungen

Die baulich-räumliche und ökonomische Typisierung der Hofwirtschaften enthält die Struktur, um die geschlechterspezifische Arbeitsteilung für Hof-typen diskutiert werden kann (vgl. Abb. 4 Tabelle II „Struktur der Arbeitsorganisation in bäuerlichen Haus-Hofwirtschaften, in: Gungl, Barbara 2003 S. 89).

Die Tabelle bildet die geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen der Hofwirtschaften ab. Die Bäuerinnen organisieren die Hauswirtschaft einschließlich der Vorratswirtschaft und Marktproduktion, hier die Kürbiskerngewinnung. Sie arbeiten im Stall und im Obstgarten (mit). Technisierte Arbeiten werden männlich besetzt, z.B. die Feldarbeit, die Viehtransporte, die Heu-, oder Holzarbeit, zu denen auch Frauen einen Beitrag leisten. Umgekehrt sind die Bäuerinnen bei der alltäglichen Hauswirtschaft, Kindererziehung und Altenbetreuung häufig von den Männern allein gelassen.

Gemeinsam genutzte Einrichtungen

GP
LD u LA
MR
SH



Die Asymmetrien im Arbeiten zwischen Männern und Frauen sind in gesellschaftlichen Leitbildern fixiert und mit Auf- bzw. Abwertungen verknüpft. Männliche Außenwirtschaft, z.B. Körndlwirtschaft (Getreide-, Maisanbau) und männliche Marktproduktion am Hof (z.B. Viehmast) sind mit Geldwirtschaft verbunden und in patriarchalen Verhältnissen gesellschaftlich aufgewertet. Stattdessen wird die subsistenzorientierte Haus-Hofwirtschaft (mit Gartenwirtschaft, Kleinviehhaltung, Rinderhaltung für den Eigenbedarf) und Familienarbeit abgewertet.

„Im Geschlechterverhältnis werden alle anderen unterdrückerischen, ausbeuterischen, kolonialen, klassenmäßigen, rassistischen, hierarchischen Verhältnisse vorweggenommen und weiter aktualisiert. (...) Darum ist meines Erachtens jede neue gesellschaftlich-ökonomische Alternative unvollständig, wenn sie die Umwandlung der herrschenden Geschlechterverhältnisse nicht wenigstens mit bedenkt.“ (Mies, Maria 2001 S. 207)

In der geschlechterspezifischen Arbeitsteilung widerspiegelt sich die gesellschaftliche, asymmetrische Ordnung der Geschlechter, die in patriarchalen Verhältnissen das weibliche Geschlecht grundsätzlich abwertet. Maria Mies verweist darauf, dass ein friedfertiges Geschlechterverhältnis die zentrale Voraussetzung von Zukunftsperspektiven für Frauen und Männern darstellt.

Das soziale Miteinander in zwei symbolischen Ordnungen gegenseitiger Wertschätzung schafft die Grundlage nachhaltender Hofwirtschaften und nachhaltender Regionalökonomien

Kleinere Hofwirtschaften werden oft durch außerlandwirtschaftliche Einkommen gesichert, die eine Pendlerarbeit der Männer voraussetzen.

„Innenhaus und Außenhaus (...) ist neben der primären Bewältigung der alltäglichen Alltagsproduktion die Voraussetzung zur Sozialisation des Wohnorts: des Quartiers und des Stadtteils. Was machen denn die Pendler, die von Lebenswelt zu Lebenswelt wandern, von der Kasernierung am Arbeitsplatz zur Kasernierung am Wohnplatz? Ohne die Sozialisation des Wohnortes haben sie keine Chance, in ein bestehendes Gefüge sich zu integrieren“ (Hülbusch, Inge Meta S. 11).

Die Frauen organisieren Familie und Hofwirtschaft, das soziale Netz der Nachbarschaften und der gegenseitigen Hilfe. Sie stellen den sozialen Zusammenhang und Mittelpunkt für die Männer her. Die räumliche Distanz zum Arbeitsort strukturiert das Zeitbudget und die sozialen Möglichkeiten der aus- und einpendelnden Bauern und verstärkt in der Folge die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung am Hof und in der Gemeinde. Für den Erhalt der Hofwirtschaften und der Produktionsflächen werden Generationenarrangements auf den Höfen vereinbart, die zwar den unterschiedlichen Bedarf der Jungen und Alten in ihren Lebensphasen berücksichtigen, aber die ungleich höhere Arbeitsbelastung und ‚Feldabhängigkeit‘ (vgl. Hülbusch, Inge Meta; Läscher-Bauer, Ulrike 1997) von Frauen wird dabei vorausgesetzt. Entscheidend für die Perspektiven im ländlichen Raum ist ein Geschlechterverhältnis, das durch die Wertschätzung der Frauen (Bäuerinnen) und ihrer Arbeit charakterisiert ist, denn sie bestimmen die Perspektive der in der Region Lebenden und Tätigen, so lautet die These.

Das Geschlechterverhältnis verweist auf die Ebene des Unbewussten, die das reale Verhältnis zwischen Männern und Frauen im Alltag und ihre Bilder von sich selbst bestimmt. Das Symbolische (Deleuze, Gilles 1992) strukturiert das Imaginäre, also die Selbstbilder, Vorbilder, Leitbilder und das Reale, also die alltäglichen Handlungen. Im Symbolischen sind Werthaltungen enthalten, die in männerdominierten Gesellschaften (vgl. Döge, Peter 2001) asymmetrische, patriarchal-gesellschaftliche Arbeitsteilungen herstellen. Die hegemoniale Männlichkeit als Denk- und Verhaltensstruktur, als gesellschaftliche Norm, führt „automatisch“ zur Hierarchisierung von Beziehungen, zur Abwertung von Frauen, ihren Fähigkeiten und Arbeiten sowie allem, „weiblich“ Konnotiertem.

„Das Gesetz des Vaters (des Patriarchats), das sich über die Passivität des mütterlichen Werkes legt, trennt die Logik vom Sein ab und ist der Grund dafür, dass wir immer wieder aufs neue den Sinn des Seins verlieren“ (Muraro, Luisa 1993). Ein Ansatz zur Veränderung ist, sich dieser männlichen symbolischen Unordnung zu entziehen und zwei neue symbolische Ordnungen für Frauen und Männer zu denken. Für Frauen gilt: „die ganze Welt muss sich verändern, damit ich darin Platz finde“ (Lispector, Clarice 1990 S. 7 in: Muraro 1993 S. 138).

Selbstbestimmung, Freiheit und Handlungsfreiräume, Sinn und Perspektive im Leben sind an das „Ganz-Sein“ in der Welt geknüpft und Ausdruck dessen. Luisa Muraro (1993 S. 142) stellt Bezüge zur Gestalttheorie von Verweiss auf Jakobson her. Das Handeln ist auf dieses Ganz-Sein gerichtet (Wertheimer, Max 1991), es hat eine „Richtung“ (Arnheim, Rudolf 1996), die dem eigenen Geschlecht Wert gibt in einer weiblichen symbolischen Ordnung bzw. männlichen, die egalitäre, friedfertige Beziehungen ermöglichen. Diese eigene und gegenseitige Wertschätzung der Frauen und Männern ist vermittelbar, erlernbar und qualifiziert die Beziehungen.

Die Koinzidenz der baulich-räumlichen, ökonomischen und sozialen Organisationsstruktur der Hofwirtschaften bildet das Handeln, die „Richtung“ (dynamische Struktur) des Imaginären und des Symbolischen ab

Die Koinzidenzen sind genauso präzise auf Grundlage der typologischen Reihung zu prüfen, wie räumliche Organisationsstrukturen.

Gehen wir von vegetationskundlicher Arbeit aus. Extensives Grünland mit Verbrachungstendenz so das Forschungsergebnis, sei das Produkt des unwissenden Scheinbauern, so lautet eine These.

„Der Scheinbauer wirtschaftet „extensiver“, mit geringerem Kapitalaufwand als der Landwirt, „macht auf Bauer“, ohne aber dessen qualitatives Wissen, Fertigkeiten und Ertragsinteresse, ohne Grünländer zu haben“ (Kerschbaumer, Norbert 1999 S. 2).

Der Idealtyp „Scheinbauer“ ist aus dem Leitbild der agroindustriellen Wirtschaftsideologie konstruiert und kennzeichnet den Wechsel vom indizienwissenschaftlichen, induktiven Arbeiten (vgl. Grünlandtabellen) zur deduktiven Vorgehensweise. Die symbolische Unordnung hat machtpolitisch die Herabwürdigung der Arbeit des Bauern und der Bäuerin zur Voraussetzung. Das Leitbild widerspiegelt nicht die reale Situation und nicht die Wirtschaftsweise der Bäuerinnen und Bauern.

Bei Einbeziehung der realen sozialen Kontexte, wie der Wechselfälle des Lebens verweist ein extensives Grünland z.B. auf eine betagte Bäuerin oder Bauern, die mit großer Kundigkeit die Extensivierung der Arbeit optimierten, um die Handlungsfreiräume ihrer Hofwirtschaft für die nächste Bewirtschaftungsgeneration offen zu halten. Die Vegetationstabellen und ihre Gradienten, z. B. die investierte Arbeit, enthalten so durch die Verknüpfung mit den ökonomischen und sozialen Strukturen der Handlungsfreiräume von Bäuerin und Bauern eine Prüfebene, die von der Wertschätzung des bäuerlichen Wirtschaftens und des Älterwerdens geprägt ist, damit wird das Handeln der konkreten Person Wert geschätzt.

Die Praxis der Verhandlung ist Arbeit am Symbolischen

Die Praxis der Verhandlung und Vermittlung (Libreria delle donne die Milano 1996) gegenüber sich selbst und anderen heißt, die konkreten Lebens- und Wirtschaftsorte, insbesondere Innenhaus und Außenhaus mit den sozio-ökonomischen Beziehungen zum Gegenstand zu machen. „Es bedarf dazu Frauen und Männer die bereit sind, Veränderungen wie die eigene Position in der Arbeitsteilung oder in den Besitzverhältnissen auszuhandeln. Und es bedarf Männer die bereit sind,

„die Arbeit für die Erhaltung des Lebens mit den Frauen zu teilen. Das heißt praktisch, sie müssen die unbezahlte Subsistenzarbeit teilen: im Haushalt, mit den Kindern, (...) Arbeit in neuen Formen der Subsistenzproduktion“ (Mies/Shiva 1995 S. 417, in: Gungl, Barbara 2003 S. 112).

Zwei neue symbolische Ordnungen sind von Frauen und Männern auszuhandeln, die durch jene Werthaltungen gekennzeichnet sind, mit denen Maia Mies (1995 S. 336) die Philosophie des guten Lebens skizziert. Freiheit, Identität. Kreativität, Teilhabe, Versorgung und Subsistenz u.a. sind die Merkmale. Die eigene, bäuerliche Produktion, das Veredeln und Vermarkten wird nicht als monetärer Verwertungsprozess verstanden, sondern als sozio-ökonomische Wertschöpfung auf Hofebene und in der Region. Statt Entfremdung der ProduzentInnen von ihrem Produkt (wie sie sich in der Massentierhaltung einstellt), begründet die soziale Wertschätzung der eigenen Arbeit ein Mehr an ethischen Anforderungen und sozialem Miteinander und macht den (sozialen) Reichtum der Region aus. Statt Konkurrenz wird Gemeinschaft und Kooperation zur tragenden Denk- und Handlungsstruktur.

statt permanentem Wachstum – Begrenzung von Produktion und Konsum auf das, was lokal und regional möglich ist, statt Globalisierung – Wiederaufbau lokaler und regionaler Kreisläufe in miteinander verknüpften Gemeinwesen, statt Konkurrenz – Kooperation, statt Naturausbeutung – Mitwirken mit der Natur, statt Monokultur – biologische und kulturelle Vielfalt, statt Förderung der Gier – Förderung des Bewusstseins einer wirklichen Bedürfnisbefriedigung, statt Abhängigkeit vom Staat und/oder den Großkonzernen – Selbstproduktion, Selbstorganisation, Selbsthilfe“ (Mies, Maria 2001 S 186).

Eigen-Sinn, Eigen-Macht und bessere Lebensqualität sind das Ergebnis für die Hof- und Regionalebene.

Die Theorieerweiterung in der Landschaftsplanung setzt eine kritische feministische Gesellschaftstheorie und eine strukturalistische Arbeitsweise voraus

Die Grundlagenforschung in der Landschaftsplanung ist durch eine strukturalistische Arbeitsweise gekennzeichnet. Ausgehend vom planerischen Abbilden, Interpretieren und Kontextualisieren des materiellen Bestandes (das Reale) werden die planerischen Leitbilder (das Imaginäre) und die Werthaltungen

(das Symbolische) geprüft. Die diagnostische Betrachtung der Hofwirtschaften mit Herleitung der Genese als Ausgangspunkt ermöglicht es, die Kontexte zu bestimmen und das soziale Handeln von Frauen und Männern, Jung und Alt zu verstehen. Prognostische Aussagen zu Veränderungen in der Landnutzung im Rahmen von Fachplanung und Politikprogrammen (z.B. EU-Landwirtschaftspolitik der Entwicklung des ländlichen Raumes) bilden die Voraussetzung, Handlungsfreiräume in ihren Strukturen aufzuzeigen und Empfehlungen zu Darstellungen und Ausweisungen in Fachplänen zu geben.

Mit der Theorie der sexuellen Differenz und der Praxis der Verhandlung und der Vermittlung werden die Beiträge zur Landnutzung in der Landschaftsplanung differenziert und theoretisch-systematisch erweitert. Über Hofwirtschaften nachzudenken, ist nicht primär Forschung zur symbolischen Ordnung oder zur Subsistenztheorie, sondern die kritische Freiraum- und Landschaftsplanung strukturiert im Hinblick auf diagnostische und prognostische Aussagen durch ihre Planungstheorie und -praxis die Fragestellungen, die Abbildungen und Interpretationen der baulich-räumlichen, sozialen und ökonomischen Struktur und kommt auf diese Weise zu Einsichten. Neue Perspektiven werden sichtbar: Die Bäuerinnen und ihre Praxis des Nachdenkens und Handelns zeigen uns die Fülle, wenn die symbolische Ordnung der Mutter als erkenntnisleitende Struktur verstanden wird. Das Aufzeigen von Perspektiven, die auf EigenMacht, EigenSinn und Sich-Beziehen ausgerichtet sind – sie können nur im Gebrauch „verfertigt“ werden (vgl. Hülbusch, Inge Meta 1978 S. 127) – sie kennzeichnen die Richtung einer neuen symbolischen Ordnung in der Landschaftsplanung.

Literatur

- Arnheim, Rudolf 1996: Anschauliches Denken, Köln
- AutorInnengruppe 1993: Niedersulz im Weinviertel einmal näher betrachtet, LG III-Seminar, Betreuung: Brigitte Hozang und Stefan Novak, Institut für Landschaftsgestaltung an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien
- Bennholdt-Thomsen, Veronika 1999: Subsistenzkultur und bäuerliche Ökonomie; Antrittsvorlesung als Honorarprofessorin an der Universität für Bodenkultur Wien, Institut für Landschaftsplanung und Ingenieurbiologie, am 11.01.1999, in: AutorInnenkollektiv 1999: Subsistenzkultur: Frauen und bäuerliche Landwirtschaft. Beiträge zur gleichnamigen Lehrveranstaltung, Wien: Institut für Landschaftsplanung und Ingenieurbiologie an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien
- Böse-Vetter, Helmut 1991: Hof und Haus (1989), in: Notizbuch 25 der Kasseler Schule, Hrsg: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel
- Damyanovic, Doris 2006: Landschaftsplanung als Qualitätssicherung zur Umsetzung der Strategie des Gender Mainstreaming. Theoretische und methodische Konzepte eines gendergerechten Planungsprozesses als Bestandteil eines örtlichen Entwicklungskonzeptes dargestellt an der Fallstudie Tröpolach, Stadtgemeinde Hermagor-Pressegger See

- (Kärnten), Dissertation am Institut für Landschaftsplanung an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien
- Deleuze, Gilles 1992 (1973): *Woran erkennt man den Strukturalismus?* Berlin
- Döge, Peter 2001: *Geschlechterdemokratie als Männlichkeitskritik, Blockaden und Perspektiven einer Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses*, Bielefeld
- Gibbs, Barbara 1998: *Zwischen Friedfertigkeit, Verfall und Subsistenzperspektive: bäuerliche Wirtschaften und soziale Organisation in Wesenufer, OÖ, Wien*, Diplomarbeit am Institut für Landschaftsplanung und Ingenieurbiologie an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien
- Gugerell, Katharina; Petrovics, Sonja 2006: *Weinbergslauch und Federspiel. Weingartenvegetation und Wirtschaftsweisen in Spitz und im Spitzer Graben in der Wachau/NÖ*, Diplomarbeit am Institut für Landschaftsplanung an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien
- Gungl, Barbara 2003: *Leben vom Land. Bäuerliche Ökonomie und deren Organisation von Arbeit und Austausch als Grundlage für einen landschaftsplanerischen Beitrag zur Landbewirtschaftung*, Diplomarbeit am Institut für Landschaftsplanung und Ingenieurbiologie an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien
- Hard, Gerhard 1990: *Städtische Rasen, hermeneutisch betrachtet – Ein Kapitel aus der Geschichte der Verleugnung der Stadt durch die Städter*, in: Notizbuch 18 der Kasseler Schule, Hrsg: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel
- Harenburg, Bernd; Wannags, Ingeborg 1991: *Von Haustür zu Haustür Organisationsformen und ihre Gebrauchsmerkmale*, in: Notizbuch 23 der Kasseler Schule, Hrsg: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel
- Hülbusch, Inge Meta 1978: *Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum*. Schriftenreihe der Organisationseinheit Architektur – Stadtplanung – Landschaftsplanung. Gesamthochschule Kassel: Schriftenreihe 01 – Heft 033, Kassel
- Hülbusch, Inge Meta; Läscher-Bauer, Ulrike (1978) 1997: *Erfahrungen mit der Feldabhängigkeit*, in: Notizbuch 47 der Kasseler Schule, Hrsg: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel
- Hülbusch, Karl Heinrich 1991: *Morphologie und Organisation*, in: Notizbuch 23 der Kasseler Schule, Hrsg: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel
- Jauschneg, Martina 2001: *"I moch d'Orbeit zu 99 % allan!": Perspektiven und Handlungsfreiräume in den Lebensplänen der Bäuerinnen - ein landschaftsplanerischer Beitrag zur Landbewirtschaftung am Beispiel von Hofwirtschaften im Naturpark Südsteirisches Weinland*, Diplomarbeit am Institut für Landschaftsplanung und Ingenieurbiologie an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien
- Kurz, Peter 2005: *Von der Egartwirtschaft zur Acker-, Grasackerwirtschaft. Vegetation und Landnutzungsgeschichte der Mittel- und Hochlagen des Mühlviertels als Indiz für den Wandel des bäuerlichen Wirtschaftens innerhalb der Prozesse der Globalisierung*, Dissertation am Institut für Landschaftsplanung an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien
- Kerschbaumer, Norbert 1999: *Mähbrache und Scheinbauer - Nicht zuviel ist noch zuwenig, Grünlandvegetation und Grünlandbewirtschaftung in Afritz/Gegendtal*, Diplomarbeit am Institut für Landschaftsplanung und Ingenieurbiologie an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien
- Kölzer, Andrea 2003: *Wurzeln im Alltäglichen. Die Bedeutung der Arbeit am Symbolischen für eine Subsistenzperspektive in der Landschafts- und Freiraumplanung, dargestellt am Beispiel der Kasseler Erlenfeldsiedlung*, Dissertation am Institut für Landschaftsplanung an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien

- Libreria delle donne di Milano 1996: Das Patriarchat ist zu Ende, Rüsselsheim
- Lispector, Clarice 1990: Die Passion nach G.H., Frankfurt
- List, Christine 2006: Frauenwirtschaften am Land. Über den Reichtum an Subsistenzmöglichkeiten von Frauen im kleinbäuerlichen Wirtschaften in der Gemeinde Hitzendorf in der Steiermark, Diplomarbeit am Institut für Landschaftsplanung an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien
- Mies, Maria 1995: Befreiung vom Konsum. in: Mies Maria/Shiva, Vandana 1995: Ökofeminismus, Zürich
- Mies, Maria 2001: Globalisierung von unten. Der Kampf gegen die Herrschaft der Konzerne, Hamburg
- Muchow, Martha; Muchow, Hans Heinrich 1980: Der Lebensraum des Großstadtkindes, Bensheim
- Muraro, Luisa 1993: Die symbolische Ordnung der Mutter, Frankfurt
- Schickengruber, Katrin 2006: Perspektiven schaffen wir uns selber! Subsistenzkultur schafft Handlungsfreiräume auf kleinbäuerlichen Hofwirtschaften von EinsteigerInnen - dargestellt an Beispielen im Südburgenland, der Steiermark und Kärnten, Diplomarbeit am Institut für Landschaftsplanung an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien
- Schoenfeldinger, Marion 2001: Öko, bio oder doch bäuerliche Subsistenzperspektive? landschaftsplanerischer Beitrag zur ökologischen Landbewirtschaftung anhand von sechs Hofwirtschaften im Südburgenland, Diplomarbeit am Institut für Landschaftsplanung und Ingenieurbiologie an der Universität für Bodenkultur Wien, Wien
- Schneider, Gerda 1997: Die Verfertigung der Freiräume im Gebrauch setzt die „symbolische Ordnung der Mutter“ voraus. in: Gruppe „Chora“/Arbeitsgruppe Feministische Freiraumplanung, Hrsg: voraus-erinnern. Weibliche Vermittlung und einander anvertrauen, Inge Meta Hülbusch zum 60sten Geburtstag, Kassel/Wien
- Welz, Christof 1996: Von der Zerstörung produktiver Arbeit, Naturausstattung und Landnutzung am Dörnberg, Diplomarbeit am Fachbereich 13, Stadt- und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel, in: Notizbuch 42 der Kasseler Schule, Hrsg: Arbeitsgemeinschaft Freiraum und Vegetation, Kassel
- Wertheimer, Max 1991: Eine Geschichte dreier Tage, in: Zur Gestaltpsychologie menschlicher Werte. Aufsätze 1934-1940, Opladen

Verzeichnis der Abbildungen

- Abb. 1: Skizze Hof 6, in: Gungl, Barbara 2003 S. 45
- Abb. 2: Subsistenzorientierte Bauernwirtschaft (Zwerchhof auf Langparzelle) in Niedersulz/NÖ, Grundlage: Ausschnitt aus Zonierungskartierung, in: AutorInnengruppe 1993 S. 87f.
- Abb. 3: Tabelle I: Ökonomische Organisation von bäuerlichen Haus- und Hofwirtschaften (Ausschnitt), in: Gungl, Barbara 2003, o.S.
- Abb. 4: Tabelle II: Struktur der Arbeitsorganisation in bäuerlichen Haus-Hofwirtschaften, in: Gungl, Barbara 2003 S. 89

Visuelles Denken in der Kunst unterstützt eine weibliche symbolische Ordnung

Die Landschaftsplanung hatte von Beginn an ein sympathisches Verhältnis zur kritischen Kunst. Sie bezog Anregungen für ihre eigene Methodik aus kunstwissenschaftlichem Bereich, u.a. von Erwin Panofsky, Carlo Ginzburg, Lucius Burckhardt¹⁴ In Kassel gab es auch direkte Zusammenarbeit mit Künstlern wie Joseph Beuys durch Karl Heinrich Hülbusch und Lucius Burckhardt¹⁵ Die Landschaftsplanung begründet ihr kritisches Wissen um die Lesbarkeit der Bilder u.a. mit der *indizienwissenschaftlichen Methode* eines der Warburg-Schule nahestehenden italienischen Kunsthistorikers, Carlo Ginzburg. Dabei geht es darum, durch Erkennen und richtiges Einordnen von Indizien, also Beobachtungen und Unstimmigkeiten in Details, auf Ursachen, Urheberchaft oder verborgene Fakten zu schließen¹⁶ Seit einigen Jahren wird auch die *Wahrnehmungstheorie* Rudolf Arnheims für das Verständnis von Bildern herangezogen und auf planerische Problemstellungen übersetzt. Dabei geht es darum, Strukturen des Sichtbaren zu erkennen und zu analysieren, also vom ersten Grob- oder Gesamteindruck zur Analyse der Teile und ihrer Beziehungen zum Verständnis eines gegebenen Ganzen voranzuschreiten¹⁷

Detail versus Struktur. Was sehen wir, wenn wir ein Bild oder Gegebenes betrachten, was können wir vom Sichtbaren erfahren? Genaue Beobachtung, das Aufstellen von Hypothesen und Sammeln von Beweisen – dies alles findet ebenso im indizienwissenschaftlichen wie im anschaulichen Denken Platz, da beide theoretischen Ansätze vom Sehen und vom Axiom der Wahrheitsfähigkeit der Sinne her begründet sind. Während sich ersteres aus „detektivischen“ Gründen mit der geschärften Wahrnehmung für Details/Spuren beschäftigt, um mit den daraus gewonnenen Unstimmigkeiten, gegen den Augenschein, neue Sichtweisen auf ein Problem zu erkunden, beschäftigt sich „Anschauliches Denken“¹⁸ mit dem Erkenntniswert der Wahrnehmung in allgemeiner Form. Letzteres klärt die grundlegenden Vorgänge, wie aus Wahrnehmung Wissen hervorgeht. Diese beiden Ansätze zur Intelligenz des Sehens – en detail und en gros – widersprechen sich keineswegs, sondern ergeben gemeinsam oder nacheinander bedacht ein sinnvolles Miteinander: Vom Großen ins Kleine und retour, ein hermeneutischer Zirkel des denkenden Sehens.

¹⁴ Vgl. Panofsky 1927, Ginzburg 1992, Burckhardt/Foerderer 1972

¹⁵ Vgl. Hülbusch/Scholz/Beuys 1984

¹⁶ Vgl. Ginzburg 1988, S. 78 ff

¹⁷ Vgl. Arnheim 2000

¹⁸ Vgl. Arnheim 1996

Das Denken in Beziehungen

Gestalttheoretisch betrachtet besteht Wahrnehmung nicht aus der reinen Aufnahme von (endlos vielen) Einzelreizen. Die Gestalttheorie widmete sich in dessen den inneren Vorgängen der Wahrnehmung, die erst durch ein Strukturieren, Filtern und Gewichten der einlangenden Sinnesreize brauchbare Informationen über die Außenwelt generiert. Das Problem der vorhergehenden Theorie des Empirio-kritizismus Ernst Machs (und des Impressionismus) war, dass die wahrgenommene Welt, wenn sie nur über die einlangenden Sinnesreize erklärt wurde, schnell unnötig komplex wurde und damit ein Stadium permanenter Reizüberflutung (ebenso beim Sensualismus) theoretisch fundiert wurde, welches nicht dem realen Gebrauch der Sinne entsprach: unnützer Ballast auf dem Weg zu einem verstehenden Weltzugang. Max Wertheimers berühmte Beobachtung aus seinen „Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt“, 1923¹⁹ lautet sinngemäß: Ich sehe aus dem Fenster, sehe ein Haus, einen Baum und Wolken, aber sehe ich deshalb 327 Farbtöne?

Eine der Ausgangsfragen der Gestalttheorie lautete, auf welche Weise Menschen oder Tiere dazu in der Lage sind, Information über ihre Außenwelt so zu strukturieren, dass sie adäquat reagieren können. Die Gestalttheorie erkannte das ordnende Prinzip der Wahrnehmung, die im normalen Vollzug der Sinne sinnvolle Einheiten zu bilden imstande ist, wobei solcherart geordnete Reizmuster Gestalten genannt wurden. In Wertheimers „Pünktchenpapier“ von 1923²⁰ formt sich eine Reihe von Punkten zur Gestalt einer Linie und beim Pünktchenrhythmus werden jeweils drei Punkte zu einer Formation zusammen wahrgenommen.

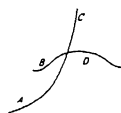


Abb. 1

Es waren schließlich die Künste, von denen sich die GestalttheoretikerInnen, seit Christian von Ehrenfels²¹ und in den 1910er und 20er Jahren, ihre Thesen gegen ein rein und summenhaftes oder assoziationsistisches Denken, das als Inbegriff wissenschaftlichen Vorgehens mißverstanden und vereinnahmt worden war, holten. In den alten bildenden Künsten geht es um Farbübergänge, Verzahnungen, Schichten, um den Gebrauch von Hell und Dunkel, um die ganze Komposition, wobei all diese Elemente in den unterschiedlichsten Kräftegefügen Thema und Botschaft eines Bildes hervorbringen. Ob bewußt oder

¹⁹ Wertheimer 1923, S. 301, zitiert nach Ash 1998, S. 224

²⁰ Wertheimer 1923

²¹ Ehrenfels Schrift „Über Gestaltqualitäten“, 1888 in Prag publiziert, gilt als Gründungsschrift der Gestalttheorie. Ehrenfels studierte, ebenso wie Edmund Husserl und Alexius Meinong, bei Franz Brentano in Wien

unbewußt, bewirken die Teile einer Komposition und ihre Beziehungen zueinander erst das dynamische Zusammenspiel einzelner Bildelemente zum Bildganzen. Diese Auffassung vom visuellen Denken der Künstlerperson und vom rezipierenden Sehen als produktivem Akt hat nichts mit der mechanistischen Definition des Sehaktes als optisches Phänomen gemein. Die Gestaltpsychologie hatte also in den 1920er Jahren der Weimarer Republik einen wissenschaftstheoretischen Paradigmenwechsel im Sinn und beschränkte sich nicht allein auf die Psychologie. Diese Wende erfolgte zeitgleich ebenso in der Physik²², Biologie²³ und Logik²⁴. Arnheim formuliert zur Beziehung von Kunst und Wissenschaft in der Gestalttheorie:

„Bezeichnenderweise zeigte die Gestaltpsychologie von Anfang an ein verwandtschaftliches Verhältnis zur Kunst. Die Kunst durchdringt die Schriften Max Wertheimers, Wolfgang Köhlers und Kurt Koffkas. Gelegentlich wird die Kunst auch ausdrücklich erwähnt, aber es zählt mehr, dass die der Denkweise dieser Männer zugrunde liegende geistige Haltung dem Künstler vertraut ist. In der Tat war so etwas wie eine künstlerische Sicht der Wirklichkeit notwendig, um Wissenschaftler daran zu erinnern, dass man die meisten natürlichen Erscheinungen nicht erschöpfend beschreibt, wenn man sie Stückchen um Stückchen analysiert. Dass sich eine Ganzheit nicht durch die Zusammenfügung einzelner Teile erreichen läßt, war für den Künstler nichts Neues.“²⁵

Die Revolution der Gestalttheorie als Motor für die Änderung wissenschaftlicher Grundauffassungen am Beginn des 20. Jahrhunderts nahm zwar mit Ehrenfels ihren Anfang, doch neben der Berliner Schule, die wesentlich vom aus Prag gebürtigen Max Wertheimer entwickelt wurde, fand sie in Wien mit Karl und Charlotte Bühler, in Graz mit Alexius Meinong, in Triest und Padua in den jungen Instituten für Psychologie, Forscher, die sie weiterentwickelten. Arnheim definiert das Verhältnis zu den traditionellen Wissenschaften in einem Interview von 1998 folgendermaßen:

„Die Gestaltpsychologie war im Grunde eine Reaktion auf die traditionellen Wissenschaften. Eine wissenschaftliche Untersuchung beruhte hauptsächlich darauf, ihren Gegenstand in Einzelteile zu zerlegen und diese zu definieren. Die Summe der Definitionen entsprach dann dem Gegenstand. Die Gestaltpsychologen bezogen sich dagegen unter anderem auf die Künste und stellten heraus, dass es in der menschlichen Natur, in der Natur überhaupt, typische Zusammenhänge gibt, in denen das Ganze auf einer Wechselbeziehung zwischen seinen Teilen beruht und keine Summe von Teilen dem Ganzen gleichkommt. Jede Wissenschaft muß mit der Gesamtstruktur des Ganzen arbeiten. Die Gestalttheorie besagt nämlich auch, dass die gegebene Welt durch die

²² Wertheimer pflegte intensiven wissenschaftlichen und freundschaftlichen Austausch mit Albert Einstein.

²³ Auf Wolfgang Köhler geht im wesentlichen die Wende der Biologie zu einer systemischen Untersuchungsmethode zurück; im österreichischen Zusammenhang wäre Konrad Lorenz nicht ohne Köhlers Wegbereitung denkbar, ebenso die Theorie des radikalen Konstruktivismus und dissipativer Systeme von Maturana/Varela sind ohne die Grundlagen Köhlers nicht denkbar.

²⁴ Stichwort mehrwertige Logik: Wertheimer war an formal-logischen und an logisch-didaktischen Problemen ebenso interessiert wie an einer Logik der visuellen Gestalten und visuellem Schlußfolgern. In diesem Sinne ging es den Gestalttheoretikern auch darum, das Wissen der Sinne gegenüber dem Prestige des reinen Denkens, wie es von seiten der Philosophie tradiert wurde, aufzuwerten.

²⁵ Arnheim 2000, S. 5

Wahrnehmung nicht einfach als zufällige Ansammlung von Sinnesdaten auf den Verstand trifft, sondern als strukturiertes Ganzes. Die Wahrnehmung selbst ist strukturiert, ist geordnet. Das betrifft auch die Kunst. Das Kunstwerk war schon für meine psychologischen Lehrer das Musterbeispiel einer Gestalt.“²⁶

Wir stehen heute wieder vor ähnlich „neuen“ Einsichten²⁷ Wir können entscheiden, ob wir einem Ansatz folgen wollen, der Sinnesreize, wissenschaftliche Daten und Information als zu komplex definiert, sie folglich entweder dem chaotischen Spiel der Kräfte überläßt (Poststrukturalismus) oder das Problem rein rechnerisch in den Griff zu bekommen versucht. Die Alternative wäre eine Theorie weiter zu entwickeln, welche die Phänomene so prägnant zu erklären imstande ist, dass wir die Welt, nachdem wir sie verstanden haben, auch noch verändern können. Besonders in seiner Festschrift für Wolfgang Köhler 1971, „Entropy and Art“²⁸ formulierte Arnheim die Anforderung an gelungene Kunst und Wissenschaft als angemessenes Verhältnis aus maximaler Sparsamkeit (simplicity, Prägnanz) und angemessener Dichte von Aussagen (complexity).

Um ein anschauliches Beispiel der Strukturen des visuellen Denkens zu geben und gleichzeitig die visuelle Intelligenz von Kindern wertzuschätzen, gibt Arnheim folgendes einfache Beispiel einer Kinderzeichnung und schreibt dazu folgendes:

„Das Abbilden ist eines der Mittel, sich in der Welt zurechtzufinden. In Abb. 64 sieht man einen von einem etwa Achtjährigen gezeichneten Luftballonverkäufer. Auf einem Jahrmarkt ist so ein Mann ein verwirrender Anblick. Die Ballons fliegen ihm unbändig um den Kopf, er bahnt sich den Weg durch die wogende Menge, er bewegt seine Arme. Es ist keineswegs einfach, in diesem Durcheinander die Grundstruktur zu erkennen. In der Zeichnung des Kindes ist von dem Durcheinander der Wirklichkeit nichts mehr zu entdecken. Die Raumanordnung ist die direkte Übersetzung der funktionellen Ordnung. Die ganze Komposition dient der Klärung des Themas.“²⁹

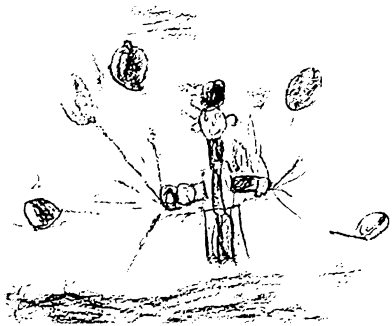


Abb. 2

Wahrnehmungsanalyse

²⁶ Arnheim im Interview mit Uta Grundmann 1998, http://www.txt.de/nbk/98_4/arnheim.htm

²⁷ Das Thema der Ars Electronica 2006 in Linz lautete: „Simplicity“ in Bezug zur Komplexität der Welt.

²⁸ Arnheim 1971

²⁹ Arnheim 1996, S. 242 f

Arnheim hat mit der Wahrnehmungsanalyse³⁰, die er in der Zeit des Exils, zwischen Rom und London in den Jahren 1938-40 im Kern entwickelte³¹, viele eigene Kunstanalysen betrieben und mit dieser Analysemethode auch als Hochschullehrer in New York an der New School for Social Research (im deutschsprachigen Raum auch als University in Exile bekannt) und in Harvard (am Carpernter Center for the Visual Arts) seine Studierenden für ihre Forschungsarbeiten beraten. Durch formale und dynamische Analyse lassen sich wichtige Feststellungen zur inneren Logik eines Kunstwerks entschlüsseln; ein Verstehen vom Werk her wird möglich. Wie bei wissenschaftlichen Analysen, geht es darum, zuerst den Gegenstand, also das Kunstwerk in seinem Gesamtgefüge ungefähr zu erfassen (vgl. Thesen, Fragestellungen an den Gegenstand). Danach erfolgt die Untersuchung der einzelnen Elemente oder Teile und dann die Analyse der Beziehungen der Teile untereinander. Wie fügen sich die Teile in ihrer wechselseitigen Beeinflussung zum Bildganzen? Bis hierher soll keine vorschnelle „Interpretation“ betrieben werden.

Im Rahmen meines Forschungsprojekts „Ein Jahrhundert anschaulichen Denkens“³² hatte ich Gelegenheit, die Wahrnehmungsanalyse in einem künstlerisch-wissenschaftlichen Projekt an der Kunstakademie Macerata auf den Prüfstein ihrer Aktualität zu stellen. Den angehenden KünstlerInnen ging die klare Logik und die Wertschätzung künstlerischer Arbeit, die darin enthalten ist, langsam, nämlich bei intensivem Textstudium und konkreten Nachvollzügen und Fortführungen der Analysemethode, dafür nachhaltig, auf.

Ab diesem Zeitpunkt begann ich systematisch die Wahrnehmungsanalyse auf zeitgenössische Kunst, die meine Aufmerksamkeit erweckt, anzuwenden, wovon ich hier drei Beispiele vorstelle.

Künstlerinnen denken visuell

In vielen Fällen gehen KünstlerInnen einen ebenso konsequenten Weg der Beobachtung, des Fragenaufwerfens, des Materialsammelns und Auswertens, wie WissenschaftlerInnen, jedoch sind ihre „Produkte“ eher selten wissenschaftliche Abhandlungen, sondern beanspruchen den Status von Kunstwerken. Sie verfolgen oft durchaus gemeinsame Ziele (sozio-politisches Engagement, Beschäftigung mit kritischen Themen), nutzen aber andere Medien, bzw. nutzen Medien anders. Eine feldhafte Offenheit der Problemstellung ist ihnen zumeist eigen und ihr Werk muß gesehen werden, um zu verstehen,

³⁰ Exemplarisch in: Arnheim 2000, S. 39 ff

³¹ Vgl. Arnheim-Vorlaß, Vasenmanuskript, im Deutschen Literaturarchiv, Marbach/Neckar

³² 2002-05; Die Ergebnisse wurden in Form einer internationalen Studienaustellung in Kombination mit Kongressen zum 100. Geburtstag Rudolf Arnheims in Macerata, Palermo, Halle/Saale und Rom präsentiert.

was sie meinen. Es sind Wege des In-Form-Bringens von, modern gesprochen: „content“, also von Inhalten.

Das Sehen, wie das Wahrnehmen generell, unterscheidet primär Qualitäten und deren Unterschiede, wie da sind: angenehm-abstoßend, spitz-rund, laut-leise. Sie werden durch Unterschiede in Form, Größe, Richtung, Farbe, etc. interpretiert und stellen auch für die alltägliche Wahrnehmung bedeutungsvolle Indizien für die Interpretation von „Wirklichkeit“ dar. Die Wie-Beschaffenheit steht im Vordergrund, nicht, dass es dies und das eben gibt.

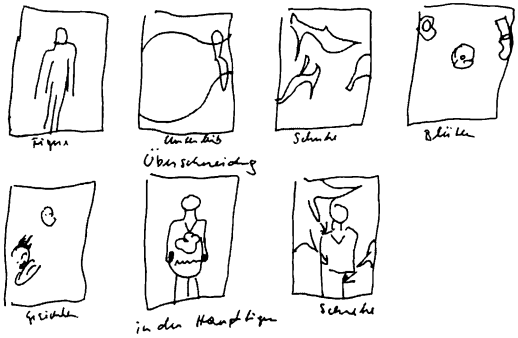
Bildanalyse:



Abb. 3

Beispiel 1: Es handelt sich um eine Fotoarbeit der Künstlerin Barbara Buchegger aus der Serie „Pikanterien“ von 2003.

Der erste Blick auf das Bild zeigt eine stehende weibliche Figur (Skizze 1) in zentraler Position. Es ist die Künstlerin selbst, die sich ins Bild bringt. Technisch gesehen handelt es sich um eine doppelte Fotomontage. Eine Fotocollage wurde auf die Figur projiziert und ab fotografiert.



A

Abb. 4

Quer über das Bild liegt schräg in der projizierten Collage ein weiblicher Unterkörper mit idealtypisch übertriebenen Formen: wulstige Hüften, extreme Wespentaille (Skizze 2). Ein Damenschuh mit spitzem Bleistiftabsatz scheint sich in das Fleisch zu drücken. Zwei weitere hochhackige Schuhe lassen sich ausmachen (Skizze 3), Blumen, ein Mascherl (Skizze 4), zwei Gesichter: die zentrale Figur und links unten am Cover einer Modezeitschrift (Skizze 5) korrespondieren. Der Unterleib (Skizze 2) bildet mit der Hauptfigur eine schräge Überschneidung, sodass der Schenkel des Models auf der Figur einen dicken Bauch zu zeichnen scheint. (Skizze 6). Alle Schuhe „treten“ von ihrer Dynamik her nach unten (Skizze 7).

Durch die Überschneidung „bedroht“ das Ideal (Frau als Unterkörper) die zentral gestellte Figur, doch die reale Frau setzt sich diesem „Bild der Frau“ bewusst aus, will den Widerspruch zwischen Ideal und lebendigem Wesen aufzeigen aber nicht auflösen. Es stellt zur Diskussion. Wenn Petra Buchegger in ihren „Pikanterien“ sich in die Projektionen von weiblichen Accessoires aus Zeitschriften stellt, fragt sie nach ihrem Ort, stellt sie sich eingeschrieben in diese symbolische Ordnung und gleichzeitig als Störfaktor dieser Klischees vom Weiblichen entgegen. Indem sie mit ihrem Körper in die Ordnung der gelagerten Bilder eintritt, markiert und beansprucht sie die Differenz, stört sie die Zurichtung zum Idealmaß. Sie verortet sich in Bezug zu einem Leitbild von Weiblichkeit als lebendige Verkörperung der arbeitenden Frau in der Kittelschürze.

Das Symbolische im Handeln der Künstlerin

In der Serie von Fotomontagen aus 2003 steht sie immer im Mittelpunkt, doch überschneiden sich die Kollagen mit dem Körper der Künstlerin derart, dass sie darin verschwinden würde, hätte sie nicht die zentrale Position. Die Bilder der Frau aus den Zeitschriften überlagern das Bild der Frau. Eine Erfahrung, die praktisch alle jungen Frauen machen – sie werden von Männern als „Bild von der Frau“, anstatt als Person gesehen. Beraubung der Identität durch die Bilder von der Frau. Das ist das Widerständige der Kunst, dass sich eine in dieses Bild stellt, um das Idealbild mit dem Realbild zu durchkreuzen, dies alles im Medium des Bildes. Wir befinden uns auf der Ebene des Imaginären. Wie erst, wenn die Erkenntnis des Imaginären auf die beiden anderen Ebenen Niederschlag fände? Sie würde das Reale verändern und damit auch das Symbolische.

Beispiel 2: Eine ähnliche Grobstruktur zeigt sich in einem anderen Werk der Künstlerin, bei dem sie über die Leinwand einen Spitzenstoff legte und darauf zeichnete. In „Flanieren durch Blumenmeere“ von 2004 ist in der zentralen Position ein blumengemustertes Kittelkleid zu erkennen, um das sich im Kreis herum gerüschte, gebändelte, wild gemusterte Modeaccessoires anordnen.



Abb. 5

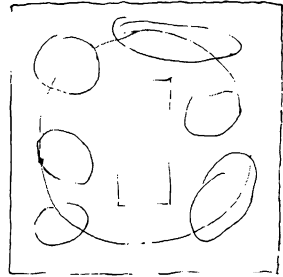


Abb. 6

Die Arbeitsanleitung wird in Anlehnung an Mädchenspiele, bei denen Papppuppen unterschiedliche Kleidchen und Accessoires umgehängt werden konnten, in Form einer nummerierten „Lesereihenfolge“ mitgeliefert: 1. Kittelschürze, 2. Stöckelschuh, 3. Handtasche, 4. Minirock und Bluse, 5. Blumenhut, 6. Collier aus Schmetterlingen. Alles ist in rosa-violett gehalten, ein Mädchen-traum! Die Nummerierung betont die Schablonenhaftigkeit. Ist es ein Ausbund aus, wie feministische Wissenschaftlerinnen herausgefunden haben, weiblich

konnotiertem Kitsch? Oder, wo ist der Widerspruch im Bild? Vielleicht ist es die Arbeitsschürze, die sich, wie getarnt zwischen den Rüschen, den zentralen Platz erstritt? Das geblümete „Alltagskostüm“ vieler unserer Mütter setzt in vielen Töchtern und Söhnen dieser Generation spontan intensive Gefühle frei. Die Künstlerin sagt: „Entweder hassen oder lieben sie die Kittelschürze, weil sie eine Repräsentation ihrer Mutter ist“³³ Es kommt also auf die Beziehung zur Mutter an, wie dieses Bild von den Betrachtenden interpretiert wird. So stellt es mit den Mitteln des Imaginären eine Frage an unsere symbolische Ordnung. Die Mutterperson wird in ihrer Funktion als Mutter, die den Reichtum an Lebensqualität herstellte, wird entweder wertgeschätzt oder als naive Hausfrau herabgewürdigt. In diesem Widerspruch weist die Künstlerin dem „Mutterkleid“ (Imago der reifen Frau) die zentrale Position zu und die „Tochterkleider“ (Imago der jungen Frau) wirbeln drum herum. Ist es der Traum der Mutter von einem anderen Leben oder träumt die Tochter ein anderes Leben? Der Gleichklang der geblühten, floralen Objekte beantwortet es nicht. Das Bild fragt, es zeigt die Widersprüche, lässt uns frei nach dem „guten, mädchenverträumten Leben“ grübeln.

Beispiel 3: Aus der Serie „Neue Monster“ möchte ich ein Bild von Sybille Uitz aus dem Jahr 2006 analysieren. Die Malerin arbeitet konsequent intuitiv, ihr sind also Methoden die Kompositionsanalyse durchaus fremd und dennoch ergibt sich Verblüffendes.

Zentral ist wieder eine weibliche Figur, umgeben von Frauenkörpern, Gesichtern, Tieren und, wie es die Künstlerin nennt, Monstern. Was liegt genau in der Bildmitte? Man erkennt mit freiem Auge, dass sich die Hauptfigur etwas links der Mitte aus einem dunkleren Gewirr im unteren Bild Drittel erhebt. Der Kreuzungspunkt der Diagonalen liegt dort, wo das Herz der Figur wäre. Weiters schneidet die Mittellinie die linke



Abb. 7

³³ Gespräch der Autorin mit der Künstlerin im August 2006, ungefähre Wortlaut.

Frauenfigur in Kopf und Körper.

Wenn die Bildbreite auf der Höhe aufgetragen wird, ergeben sich die strichlierten waagrechten Linien oberhalb und unterhalb der Mittellinie, die das Bild ziemlich genau in einen dunkleren unteren, mittleren und oberen Bereich gliedern. Die untere Linie teilt dem linken Torso den nicht vorhandenen Kopf ab. Ich denke, da ich die Künstlerin gut kenne, dass dies zumindest Teile ihrer intuitiv und unbewusst gefundenen Bildthematik sind.

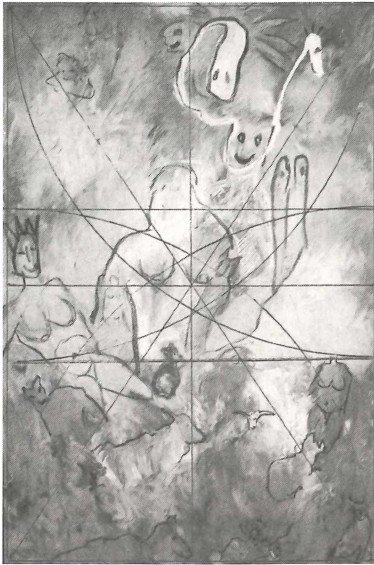


Abb. 8

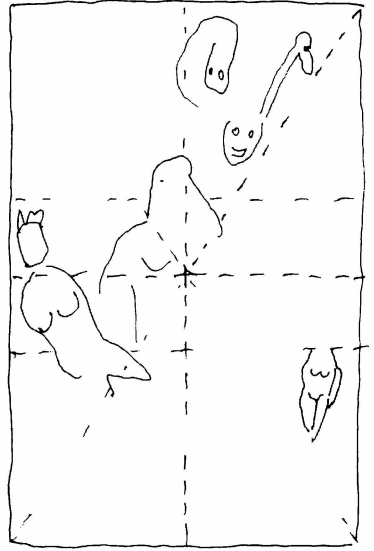


Abb. 9

Die andere (weibliche) symbolische Ordnung

Was die Landschaftsplanung an den Bildern (z.B. den Leit-„Bildern“) stört, ist auch der Kunst nicht fremd; wenn nämlich Bilder zum Ersatz für Nachdenken werden. Wenn sie, ähnlich Worthülsen, eher scheinen als meinen, wahre Umstände eher verdecken, als zur Sprache bringen, wenn sie lügen statt aufzuzeigen (Ideologie- und Leitbildkritik), lässt sich diese Bilderkritik auf Einsichten der reformierten Kirchen gegenüber den Bildpolitiken des Barock zurückführen, die infolge der Aufklärung, unser bürgerliches Selbstverständnis wesentlich mit begründeten. Die Kunst ist spätestens mit der Oktoberrevolution 1917 ikonoklastisch geworden, hat an der kritischen, reflektierten Haltung gegenüber ihrer eigenen Produktion selbst den größten Anteil. In weiterer Folge ist die Kunstgeschichte des 20. Jahrhunderts voll von Ikonoklasmen, bis zu je-

nem der Zerstörung des traditionellen Frauenbildes durch die feministische Kunst³⁴, in dessen Nachfolge die hier besprochenen Künstlerinnen zu zählen sind. Gemäß dem strukturalistischen Theorem von Realem, Imaginärem und Symbolischem, findet sich bildliche Darstellung im Bereich des Imaginären, wobei jede Ebene auf die anderen rückwirken kann.

Ein Bild als Klischee oder „Leitbild“ ist kritikwürdig oder unergiebig wie schlechte Musik. Doch, weil es schlechte oder falsche Musik und Bilder gibt, müssen nicht Musik oder Bilder an sich abgelehnt werden, statt dessen ihr verdummender Gebrauch. Gerade in diesem Punkt kann mit den Wahrnehmungsanalysen vieles ersehen, erkannt und verstanden werden. Sie ermöglichen eine kritische Analyse der Bildmächtigkeit, deren Verzauberung just auf der unbewußten Wirkung basiert, deren Bewußtmachung durch genaues Hinsehen die Wirkweise verdeutlicht.

Wir leben in einem thematischen Kontinuum, zu dem Menschen aus allen Bereichen ihre Ideen und Beiträge beisteuern. Für den Bereich der Kunst mag hier ein kleines Schlaglicht geworfen worden sein. Eine Kritik der Bildpolitiken in Sinne einer Ideologiekritik gehört seit Jahrzehnten zum Instrumentarium kritischer Bildwissenschaften. Es blieb den neuen experimentellen Künsten, gerade von Frauen, überlassen, dies auch im Sinne einer Kritik und eines Umbaus symbolischer Ordnung ins Bild zu bringen.³⁵

Ein Umbau der symbolischen Ordnung auf der Ebene des Imaginären (beginnend mit einer Infragestellung der „Normen“ und Leitbilder, hin zu einer anderen symbolischen Ordnung, deren Verkörperungen und Ausformungen), nichts weniger ist Ziel vieler bildender Künstlerinnen. Das Denkmögliche zu leben wird durch Experimente verfertigt und geprüft, bis es sich als lebenswerte Alternative beweist. Wenn Frauen im Zentrum stehen und sich selbst definieren, wird Wertschätzung und Anerkennung der kulturellen, produktiven und subsistentiellen Arbeit von Frauen möglich.

Literatur:

Arnheim, Rudolf, Kunst und Sehen, Berkeley 1954, 1974, Köln 1965, 1978, 2000 (zitiert nach der unterstrichenen Fassung)

Arnheim, Rudolf, Anschauliches Denken, Berkeley 1969, dt. Köln 1972, 1996 (s.o.)

Arnheim, Rudolf, Entropie und Kunst, Berkeley 1971, dt. Köln 1979

Ash, Mitchell, Gestalt Psychology in German Culture 1890-1967, Princeton 1998

Burckhardt, Lucius, Foerderer, Walter, Bauen, ein Prozeß, Niggli 1972

Ehrenfels, Christian von, Über Gestaltqualitäten, Prag 1888

³⁴ Vgl. Nabakowski/Sander/Gorsen 1980, Eiblmayr 1993

³⁵ Vgl. Export 1987

- Eiblmayr, Silvia Die Frau als Bild. Der weibliche Körper in der Kunst des 20. Jahrhunderts, Berlin 1993
- Export, Valie, Das Reale und sein Double: Der Körper, Bern 1987
- Ginzburg, Carlo, Spurensuche, Berlin 1992
- Hülbusch, K.H., Scholz, Norbert, Joseph Beuys, 7000 Eichen zur Documenta 7 in Kassel, Kassel 1984
- Nabakowski, Sander, Gorsen, Frauen in der Kunst Frankfurt/Main 1980
- Panofsky, Erwin, Die Perspektive als „symbolische Form“, Leipzig 1927
- Wertheimer, Max, Untersuchungen zur Lehre von der Gestalt II, Psychologische Forschung Nr. 4, Berlin 1923, S. 301 ff

Abbildungen:

- 1 – Gestaltgesetze, Wertheimer 1923, nach Ash 1998, S. 225
- 2 – Luftballonverkäufer, aus Arnheim 1996, S. 243
- 3 – Petra Buchegger, Fotocollage/Projektion aus der Serie „Pikanterien“ 2004
- 4 – Skizzen der Autorin
- 5 – Petra Buchegger, Flanieren durch Blumenmeere, Mischtechnik auf Leinwand, 30 x 30 cm, 2004
- 6 – Skizze der Autorin
- 7 – Sybille Uitz aus der Serie „Neue Monster“ 2006, Acryl auf Leinwand, ca. 80 x 130 cm
- 8 – Overlay der Autorin
- 9 – Skizze der Autorin

Als der Himmel oben war

Ist das nicht eine schöne Nachbildung eines barocken Grabstein-Engels? - fragte mich K. H. Hülbusch zu diesem Engel. Ja, möchte ich antworten - vor allem schön typisch. Flach gearbeitet, zweidimensional, wie sich das für jene Grabsteinengel als Relief auf einer Platte gehörte. Nicht alle dieser Platten sind auf Friedhöfen abgeräumt worden, ein paar sind erhalten geblieben.

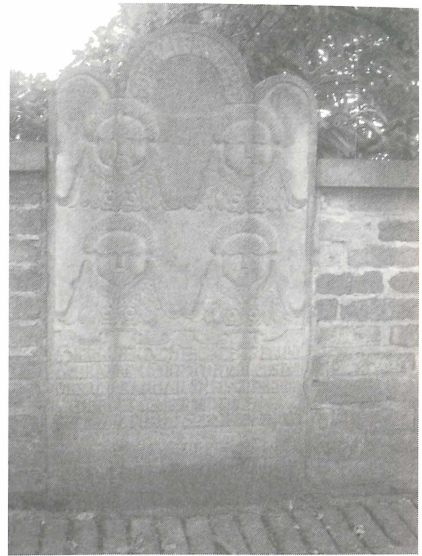
Manchmal wurden sie einfach 'an den Rand' gestellt, an die Innen- oder Außenseite der Friedhofseinfriedung, entlang des Eingangsweges, entlang dem Weg um die Kirche an die Kirchenwand. Alles lineare Ränder, die wir abschreiten, auf dem Weg zum Friedhof. Sind solche Steine auf einer Fläche zusammengestellt, als bewusstes 'Friedhofsmuseum' angelegt,

wird gern vom Lapidarium gesprochen, von einer Steinsammlung, geschaffen vor allem aus Gründen der Geschichtsbewahrung und des Denkmalschutzes. Dies ist in den linearen Aufstellungen nebenbei auch enthalten, aber ich meine, zwei andere Aspekte waren darin wichtiger, der des Randes und der des daran abzulaufenden Weges.

Schauen wir auf den Rand des Kirchhofes in Fischerhude, auf dem alte Platten heute die Einfriedung des Kirchhofs herstellen, so ist das vergleichbar den Wachstumsringen eines Baumes: außen die älteste Schicht, während innen die jüngere und jüngste Geschichte nachkommt. Der äußere Ring aus Grabplatten beherbergt also Relikte, die von der örtlichen Geschichte aufgehoben wurden, die somit erinnerbar bleibt. Fast wirken die hohen Platten mit den Engelsköpfen wie ein höflicher Schutzschild für den Kirchhof. In mir rufen sie das Bild an die Kreise aus Linden wach, mit dem vielerorts Kirchhöfe eingefasst sind. Die Linde, zu der das Wörterbuch des Aberglaubens zu berichten weiß, dass sich angeblich Hexen und andere ungute Dinge darin verfangen. Schutz für die Toten? Für die Lebenden? Vielleicht für beide.



Der abzuschreitende Weg ist auch im Motiv des Totentanzes, in der getanzen Reihe aufgenommen worden. Nicht nur in Kirchen, sondern, zumindest in Basel, auch an der Mauer eines Friedhofs angebracht, waren in gemalten Totentänzen lebensgroße Figuren durch einen Reigen verbunden, immer abwech-



selnd die Figur eines Todes und die einer lebenden Person. Zu diesen Totentänzen, die auf jedem Gang zum Friedhof und in die Kirche zu passieren waren und die vermutlich an die Vergänglichkeit erinnern sollten, äußerte Hartmut Kraft den Gedanken, dass mit solch einem Tanz vielleicht auch auf die Verbundenheit mit den Altvorderen angespielt werden sollte, auf die Reihe, die Kette des Lebens. Darin ist auch, als positive, tröstliche Seite, für jeden ein eindeutiger Platz und ein Eingebundensein zwischen den Vorausgehenden und Nachfolgenden vorhanden. Warum gerade der Tanz als ein Bild zur Vorstellung vom Tod? Tanz, das ist doch etwas Lustiges. Tatsächlich ist es ein merkwürdig leicht und damit auch unauflöslich paradox anmutendes Bild, um menschliches Kommen und Gehen darzustellen. Am Ende, so hat Hartmut Kraft beobachtet, steht immer die Figur eines kleinen Kindes, das nicht vom Tod angefasst wird.

In Fischerhude ist es die Reihe der in die Mauer eingelassenen Grabzeichen, die an die vorangegangenen Generationen und den Besucher an den eigenen Platz erinnert. Die geflügelten Engelsköpfe auf diesen Grabsteinen sind immer im oberen Teil des Steins untergebracht. Natürlich, wenn sie doch dem Him-



mel nahe stehen, ist dies der einzig richtige Platz, unter einem gerundeten Abschluss, der an das Wort Himmelsgewölbe denken lässt. Solche geflügelten Engelsköpfe gab es übrigens auch auf Übersärgen jener Zeit, in Grablegen, in denen die Übersärge zum Teil die Funktion eines Grabsteins übernahmen, indem sie mit Wappen, Bildern und Sätzen bemalt wurden. Die geflügelten Engelköpfchen, zum Beispiel auf dem Übersarg der Ernestina Friederica von Stockhausen aus der Grablege der Familie in der Kirche zu Trendelburg, werden als Sinnbilder für eine Auferstehungshoffnung gedeutet.

In Fischerhude standen, und damit wird es wieder ganz weltlich, die beschriebenen Grabsteine wohl auch stellvertretend für das Haus oder den Hof, aus dem der jeweilige Verstorbene stammte. Denn in späterer Zeit - in anderer Schrift ausgeführt - wurden den Steinen noch Namen und Nummern hinzugefügt, und damit vermutlich Hausnummern nachgetragen. Demnach wären die Steine auch Stellvertreter für alte Haus- und Hofstellen gewesen, die hier nun mit den in die Mauer eingefügten Steinen miterinnert werden.

Noch ein Blick auf die Schriften und Engelsköpfe. So filigran erhaben und gestochen scharf sind sie aus dem Stein hervorgehoben, dass sie an Buchmalerei erinnern. Aus heutiger Perspektive, aus der wir rückblickend feststellen können, dass in späteren Jahrhunderten Engel als vollplastische Figuren, oder, noch später als engelgleiche Trauernde, eine Grabstätte auch recht dominant bevölkern konnten - aus dieser Perspektive wirken die geflügelten Engelsköpfe in ihrer stillen Anwesenheit fast bescheiden - und doch in der feinen, aufwändigen Art der Darstellung beeindruckend.

Andernorts, in Syburg bei Dortmund, ist die Ausarbeitung solcher geflügelter



Antlitze, ebenfalls aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, in der Linienführung wesentlich gröber. Dort allerdings sind Engel auch in ganzer Größe zu sehen, sie tragen lange, figurverhüllende Gewänder, so wie es in der eingangs gezeigten modernen Nachbildung aufgegriffen ist. Doch wird dem Syburger Engel mehr Figur zugestanden - vielleicht ist es aber auch der Umriss einer Sanduhr, der als damals beliebtes Motiv für die verrinnende Zeit in der Silhouette dieses Engel aufscheint?

Im Vergleich dazu geht es im Spätbarock und Rokoko auf den Grabplatten zunehmend lebhafter zu. So sind zum Beispiel auf einer Kasseler Grabplatte aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einige geflügelte Kinderengel damit beschäftigt, einen Vorhang aufzuziehen und in den Ecken der Grabplatte Sinnbilder für den Tod festzuhalten, wie Sanduhr und Totenschädel. Auf jener Platte sind hinter dem geöffneten Vorhang die Namen der Verstorbenen zu lesen, darunter steht der Wunsch, den Verblichenen möge eine fröhliche Auf-

erstehung beschieden sein. Das Leben, das Sterben als Geschehen auf einer Bühne? Vorbei die Zeit der ruhigen Engelsgesichter.

Literatur

Hartmut Kraft, 2007: Tanz mit dem Totentanz, Köln.

Zentralinstitut und Museum für Sepulkralkultur (Hg.) 1993: Vom Totenbaum zum Designersarg. Zur Kulturgeschichte des Sarges von der Antike bis zur Gegenwart, Kassel.

Hanns Bächtold-Stäubli (Hg.) 1932/1933: Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens, Band V, Berlin und Leipzig.

Erstes Photo: Karl Heinrich Hülbusch

Alle Weiteren Photos: Dagmar Kuhle

Erfahrungen einer Assel

Ich habe mich furchtbar erschrocken. Es war wie ein Erdbeben.

Glücklicherweise erinnerte ich mich sofort an die Geschichten der Alten. Sie kannten diese Stöße, dieses entsetzliche Geräusch mit dem einem das Dach über dem Kopf weggerissen wird. Menschen sind es, die die Kräuter ausreißen. Mit samt der Wurzel, so dass sie nicht erneut wachsen können. Die Menschen treten mit ihren gelb-, grün-, braunfarbigen Schuhen auf uns herum.

Ihnen ist es möglich in zwei Minuten unseren ganzen Lebensraum zu zerstören. Das Klima war plötzlich ganz anders. Entweder Wind piff über uns hinweg und nahm manche von uns mit oder die Sonne brannte uns auf dem Panzer, dass wir darin fast vertrockneten. Das schützende Klima, ausgleichend grün, war verschwunden.

Wir rannten wie die Wilden zu den nahe stehenden Kräutern, aber auch die wurden bald ausgerissen. So rannten wir bis zum Abend. Dann hatten wir Ruhe vor den Menschen. Um uns herum war es umso lauter. Alles sammelte sich aufgeregte in dem letzten Streifen Kraut: Käfer, Spinnen, Würmer und weitere Genossen meiner Gattung. Wie lange konnten wir dort noch bleiben. 1 Stunde, 1 Nacht, 10 Tage? Reichte der Raum für uns alle?

Katrin Bekeszus

Gedanken beim Krauten (von jungem Cotoneaster) als Gärtnerin im ersten Lehrjahr, als es am unerträglichsten war.

Wieviel Heimat braucht der Mensch?

- ein psychologischer Essay -

Die Methode der Psychotherapie ist immer, wenn es um Lösungen geht, gegenwarts- und zukunftsgerichtet ...und sie ist vergangenheitsgerichtet, wenn es um die Ermittlung tiefergründiger Ursachen geht. Damit ist die psychotherapeutische Methode – und dies gilt im Besonderen für die Psychoanalyse – auch eine historische und biographische Wissenschaft. Im Folgenden werde ich also zunächst historische Bezüge zum Begriff der Heimat herstellen und im weiteren Verlauf dann die psychologische Bedeutung von Heimat und Beheimatung darlegen.

0. Prolog

Über Heimat zu reden erscheint im Zeitalter der Globalisierung eher als ein Ausdruck von Nostalgie oder konservativem Denken. Der modernisierte Mensch - mobil, flexibel und weltweit vernetzt - braucht offenbar keine Heimat mehr. Denn er ist überall auf der Welt zu Hause und die Welt erreicht ihn noch im abgelegensten Winkel über Produkte, Medien und wirtschaftliche Zusammenhänge. Es gibt keine abgeschlossene Enklave und keinen sicheren Rückzugsort mehr, den man noch als Heimat bezeichnen könnte.

Für die einen ist das ein Grund zu feiern: Endlich entkommen aus der bedrückenden Enge der Herkunftsorte und deren verstrickenden, abhängig machenden Beziehungen! Für andere ist das ein Problem: Sie leiden unter dem Verlust bzw. der Bedrohung ihrer Heimat.

Aber was ist da eigentlich bedroht? Was ist Heimat – psychologisch betrachtet? Brauchen Menschen Heimat und wenn ja wie viel? Und falls sie Heimat brauchen, wie kommen sie heutzutage unter den Bedingungen der Globalisierung dazu?

(In meiner Arbeit als Psychologin werde ich immer wieder mit den Bedürfnissen von Menschen nach sozialer Einbindung und Anerkennung konfrontiert, aber auch gleichzeitig mit dem Bedürfnis nach individueller Autonomie und persönlicher Freiheit. Ist Heimat vielleicht die Metapher für die gelungene Lösung dieses Konfliktes? Was ist Heimat?).

Wenn Menschen Heimatbilder assoziieren, dann entstehen häufig Bilder einer archaischen, ländlichen Idylle, in der Menschen in einem engen Zusammenhang mit der Natur und untereinander leben. Das Ideal der deutschen Heimat ist das kleine Haus am Wald, wo die gute Mutter hinterm Zaun steht und auf das Heimkommen der Kinder oder des Mannes wartet. Auch unter den Bedingungen der Modernisierung gibt es noch solche Zufluchtsorte, auch wenn sie heutzutage irgendwie anachronistisch anmuten. Ich möchte das an einem Beispiel deutlich machen, das nicht nur sprachlich an ein Märchen erinnert:

Es waren einmal zwei junge Männer, ein Tischler und ein Zimmermann, die beschlossen zusammen ein Geschäft zu eröffnen. Sie kauften einen alten, wunderschön gelegenen Dreiseitenhof in einem kleinen sächsischen Dorf. Der Tischler hatte bereits eine junge Frau und zwei entzückende kleine Kinder, der Zimmermann verliebte sich bald in eine Frau, die bereits drei Kinder hatte und von ihrem Mann verlassen worden war. Beide Paare bekamen noch je zwei weitere Kinder, sodass insgesamt neun Kinder zusammen auf dem Hof aufwuchsen. So wie die Männer durch fleißige Arbeit die Werkstatt zum Blühen brachten, arbeiteten die Frauen im Haushalt zusammen. Kochen, Backen, Wäsche waschen waren gemeinsame Sache, war eine der Frauen krank, übernahm die andere die Betreuung ihrer Kinder, was nicht weiter schwierig war, denn die spielten miteinander und hatten viel Raum. Sie spielten erst im Garten, dann in den Feldern hinter dem Haus, später gingen sie am Dorfbach entlang zur Schule. Wenn sie heimkamen stand das Essen schon auf dem Tisch, eine der Mütter klingelte mit einer Glocke, sodass die Männer aus der Werkstatt hochkamen, dazu die Lehrlinge und Gesellen, sodass an vielen Tagen mehr als 15 Leute um den Tisch saßen. Vor dem Essen wurde gebetet, am Sonntag in die Kirche gegangen, die Männer waren im Posaunenchor und im Gemeinderat aktiv, die Frauen sangen im Kirchenchor. Mehrmals im Jahr gab es Grund zu feiern, Taufen, Konfirmationen, der Ausbau der Werkstatt. Bei diesen Feiern waren viele Leute aus dem Dorf und aus der Verwandtschaft da. Es wurde zusammen musiziert, gesungen, gespielt

(in Anlehnung an Beate Mitzscherlich -Zwickau)

Was glauben Sie, aus welchem Jahrhundert stammt diese Geschichte? Sehr wahrscheinlich haben sie sich geirrt, denn es gibt diesen Ort tatsächlich in der Nähe von Dresden, die Werkstatt wurde erst 1993 eröffnet, die Männer arbeiten mit modernen Maschinen, benutzen täglich Mobiltelefone, Autos und Computer. Die Kinder fahren inzwischen mit dem Bus in die Oberschule, schauen gern fern und spielen am Computer – wie andere Kinder auch. Die Frauen haben es manchmal satt und wenn die Männer an einem Feiertag auf Gemeindefahrt sind, gehen sie mit allen 9 Kindern in die Gaststätte Spargel essen: da brauchen sie nicht selbst zu schälen.

Ist das nicht in Ansätzen eine heile Welt, oder nicht? Macht Sie diese Geschichte ein bisschen neidisch? Glauben Sie, dass die Kinder, die so aufwachsen, später mal mehr Halt im Leben haben, als andere? Und wieso eigentlich? Wieso fühlt sich diese ländliche, durchaus arbeitsreiche Idylle irgendwie "heimatlicher" an, als das – statistisch weitaus normalere - Leben einer alleinerziehenden Mutter mit einem Einzelkind in einer Großstadtwohnung, die früh zur Arbeit hetzt, ihr Kind fährt allein mit der Straßenbahn zur Schule, hat einen eigenen Schlüssel, übt am Nachmittag in der Tiefgarage Rollerblade-Fahren oder hört Kassetten. Abends wenn die Mutter nach Hause kommt, nimmt sie eine Pizza aus der Tiefkühltruhe, weil sie zu müde ist zum Kochen, kontrolliert vielleicht noch die Hausaufgaben und sieht mit dem Kind zusammen ein bisschen fern. Wieso sollten für dieses Kind Straßenbahn, Tiefgarage, Harry Potters Abenteuer, Pizza und das müde Gesicht der Mutter am Abend weniger heimatlich sein, als für die Landkinder ihr Bach und der Geruch nach Holzwerkstatt und Gemüsesuppe?

1. Zur Begriffsgeschichte: ein historischer Streifzug

Sie sehen an dieser Gegenüberstellung, dass es so etwas wie eine kulturelle Idealvorstellung von "Heimat" gibt und die ist in Deutschland etwa am Beginn des 19. Jahrhunderts stehen geblieben. Hier liegt auch der eigentliche Ursprung des Heimatbegriffes:

Heimat war ursprünglich ein Stück „Grund und Boden“, das man verkaufen, besitzen und bewirtschaften konnte. Der Begriff „Heimat“ – im Althochdeutschen „heimouti“ (mit dem Suffix –oti sind auch die Begriffe Armut und Einöde gebildet), im Mittelhochdeutschen „heimüete“, ist von dem Substantiv „heim“ abgeleitet, das ursprünglich „Niederlassung“, „Wohnsitz“ bedeutete und von dem das Adjektiv „heimisch“ im Sinne von „an einem bestimmten Ort ansässig“ gebildet ist und dessen Gegenbegriff „fremd“ oder „Fremde“ darstellt. Heimat wird seit frühmittelalterlicher Zeit und bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts der Gegenbegriff zur Fremde; zugleich der positiv emotional besetzte Gegenbegriff zu „Elend“, das im ursprünglichen Sinne – abgeleitet von althochdeutsch „elilenti“ = „Fremde“/„anderes Land“ bedeutet. Im „Elend“ befand sich demnach jemand, der seiner Heimat beraubt war.

„Wo gehen wir denn hin?“

fragte Novalis einmal, und gab sich auch gleich selbst die Antwort darauf:

„Immer nach Hause, dort wo der Rauch aus dem Schornstein kommt und der Kaffee zum Abendessen gekocht wird.“

Heimat ist da, wo der Herd steht

Man könnte auch sagen, die Heimat ist dort, wo die Suppe dampft. Die Suppe ist fast so alt wie das Feuer. Im Gegensatz zum aggressiv-männlichen Braten, der von den ersten Nomaden nach der Jagd im offenen Gelände am Spieß gegrillt wurde, war die Suppe von anfang an die Domäne der – daheim an der Feuerstelle gebliebenen – Frau. Die Suppe gab Wärme und Geborgenheit. Die Suppe ging, zumindest solange die Frauen noch nicht wie die Männer auswärts arbeiteten, nie aus, sie war einfach da. Bereits in der Bronzezeit gab es in so gut wie jedem Haushalt einen Kessel, der mit kochendem Wasser gefüllt war und aufnahm, was von außen an Essbarem hereinkam: Gemüse, Feldfrüchte, Fisch, Fleisch, Knochen, Gräser, Kräuter, Pilze. Die Suppe schluckte alles, und von der Suppe ging alles aus.

In der Suppe brodelte, gurgelte, dampfte und quirlte es wie in jenem Urmeer – oder sollte man sagen: jener Ursuppe, die den Zustand vor der Schöpfung meint. Mythen von Urschleim und Ursuppe finden sich in den Welterschaffungstheorien vieler unterschiedlicher Stämme und Völker.

Und die psychologische Erklärung dieser Mythen liegt auf der Hand:

Schwimmt doch auch der Embryo vor seiner Geburt im Fruchtwasser (im Volksmund heißt das: Abrahams Wurstkessel), also in einer umhüllenden Flüssigkeit, die Wärme und Geborgenheit vermittelt und ein Teil jener mütterlichen Kraft ist, die das Kind auch lange nach der Geburt noch umschließt – ein Gefühl, das einen ein Leben lang nie wirklich verlässt und der Bedeutung des Wortes Heimat schon ziemlich nahe kommt.

Im Folgenden historischen Abriss zum Begriff der Heimat werden wir sehen, dass die Erfahrung von Heimat nicht immer nur gemütlich und idyllisch ist, sondern auch Schmerz, Leid, Hunger und Tod mit einschließt.

Bei der Abfassung dieses Essay's bin ich denn sogar ein bisschen traurig und melancholisch geworden.

Max Frisch sagte 1974 (anlässlich der Verleihung des Schillerpreises) zum Thema Heimat einmal, wonach zu „Heimat auch die Schande“ gehören kann. „Heimat ist nicht durch Behaglichkeit definiert. Wer Heimat sagt, nimmt mehr auf sich“

Die vormoderne Heimat

Heimat war im Mittelalter für weit mehr als 90% der Bevölkerung das bäuerliche Dorf, in dem man ein Haus besaß, oder die Stadt, in der man durch Handwerk und Handel eine auskömmliche Nahrung fand. Heimat war so eher ein engerer Lebensbereich. Adel und Klerus hingegen waren kulturell eher in

ein weiter gespanntes Milieu eingebunden, also eher „kosmopolitisch“ ausgerichtet.

War Heimat an Haus und Besitz gebunden, so besaß der Besitzlose und Hauslose - der nicht „Haushäbige“ - im Umkehrschluss eigentlich keine Heimat, und damit auch kein Heimatrecht im Dorf und in der Stadt. Dies waren Tagelöhner und Bettler, Arbeiter und Vagabunden. Seine Heimat verlor auch, wer nicht erberechtigt war. Dieses Heimatrecht begründete auch bis weit in das 19. Jahrhundert hinein einen Versorgungsanspruch im Alter und in Notfällen, da die Dorfgemeinde verpflichtet war, die im Dorf Beheimateten bei Krankheit, Bedürftigkeit und im Alter mit zu versorgen. Es gab also schon damals mit dem Heimatrecht ein soziales Sicherungssystem.

Die konservative Heimat

Aber seit dem späten 18. Jahrhundert befand sich diese weitgehend immobile ländliche und kleinstädtische Gesellschaft in einem tiefgreifenden Umbruch. Ein enormes, bis dahin nie gekanntes Bevölkerungswachstum, das schon im 18. Jahrhundert einsetzte, die durch die französische Revolution angestoßene Bauernbefreiung und die Gewerbefreiheit durch die Aufhebung der Zünfte schufen in Stadt und Land neue ökonomische und soziale Chancen und Rahmenbedingungen, die in die Industrialisierung mündeten und letztlich auch für den Heimatbegriff das „Tor zur Moderne“ öffneten.

Für viele Menschen – insb. der Unterschicht – waren die sozialen Umbrüche im frühen 19. Jahrhundert eine Verlusterfahrung. Es kam zu massenhafter Armut. Die erreichte Freiheit und gesellschaftliche Mobilität hatten auch eine Kehrseite: den Verlust der vertrauten Umgebung, häufig einhergehend mit einer sozialen Heimatlosigkeit. An die Stelle der traditionellen Dorfgemeinde trat nun die bäuerliche Eigentümer- und Konkurrenzgesellschaft. Auch die seit Jahrhunderten durch die bäuerliche Kultur geformte Landschaft wurde nun durch die sich stark entwickelnde Industrialisierung umgestaltet. Die Umwelt wurde verändert wie nie in den Jahrhunderten zuvor. Kleinstädte wuchsen zu Ballungsgebieten, Fachleute nennen diesen Prozess „Urbanisierung“

Im Zuge der Industrialisierung verließen die meisten Menschen die ländliche Lebensweise. Und auch das "Heimatrecht" – der Versorgungsanspruch im Fall von Alter, Krankheit und Armut war irgendwann nicht mehr an die Geburt und den Besitz von Grund und Boden in einer Gemeinde geknüpft, sondern wurde den Realitäten angepasst und an den Wohnort einer Person gebunden.

Der Begriff „Heimat“ ist damit im gefühlsbetonten und modernen Sinne gewissermaßen eine Entdeckung des frühen 19. Jahrhunderts, die insbesondere von

der romantischen Dichtung aufgenommen wurde. Heimat ist nun die Erfahrung des Verlustes der vertrauten Umgebung, die Erfahrung einer als idyllisch verstandenen, nun verlorenen Vergangenheit, einer gewissermaßen verlorenen kindlichen Geborgenheit. Die ländliche Heimat wurde immer mehr zur "Landschaft" bzw. zur "Spazierwelt", sie wurde nicht mehr bewirtschaftet, sondern nur noch betrachtet, damit zunehmend idealisiert und romantisiert. Die damit verbundenen Gefühle drücken sich gerade in den Kunstliedern dieser Zeit auf eine spezifisch deutsche Weise aus. Der Wanderer muss aus der heimatlichen Idylle hinaus in die Fremde (der modernisierten Städte), wo ihm die kalten Winde ins Gesicht blasen. Der Ursprung der deutschen "Heimatsbewegung" Mitte des 19. Jahrhunderts ist also bereits ein nostalgischer Reflex auf den Untergang der bäuerlichen Lebensweise. Der Heimatbegriff ist so seit dem frühen 19. Jahrhundert konservativ besetzt. Heimat wurde somit eine konservative Antwort auf Revolution und Industrialisierung und auf den von diesen hervorgerufenen fundamentalen Wandel, der die Menschen weitgehend individualisierte und entwurzelte.

Heimat und Nation

Die „Heimatsbewegung“ ist im Übrigen auch untrennbar verbunden mit der – im Vergleich zu anderen europäischen Ländern - verspäteten Nationenbildung.

Der konservative Heimatbegriff war seit dem frühen 19. Jahrhundert in eher kleinräumigen politischen und sozialen Strukturen entstanden, in Dörfern und Kleinstädten mit ihren vormodernen Lebensbedingungen, die Identität, festen Halt und einen sicheren sozialen Bezugsrahmen bieten sollten. Dieser Heimatbegriff wurde aber schon bald von einer Gegenbewegung überlagert, die das Kleinräumige und Regionale dieser Heimat überwinden und in die Vorstellung von einer Nation führen wollte.

Anders als in Frankreich war das territorial zersplitterte Deutschland nicht auf Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit (Liberte, Egalite et Fraternite), sondern auf Kultur, Sprache und Tradition orientiert – und damit eher eine Kulturnation denn eine Staatsnation.

Der Heimatbegriff wurde zunehmend politisch besetzt und diente dazu, die Interessen der deutschen Provinzen mit einem zunächst als fremd empfundenen Nationalstaat zu verknüpfen. Diese politische Besetzung des ursprünglich bäuerlichen Heimatbegriffes führte in seiner Konsequenz schließlich auf die Schlachtfelder des I. und II. Weltkrieges, wo die Männer unsinnigerweise für die "Heimat" an der Wolga, in Nordafrika oder auf dem Balkan kämpften und starben, während die in der Heimat zurückgebliebenen Frauen und Kinder im Luftschutzkeller saßen, ausgebombt wurden, in endlosen Trecks aus der Hei

mat flohen oder vertrieben wurden. Neben allem anderen – z. B. der Verfolgung und Vertreibung der jüdischen Deutschen, die Deutschland als ihre Heimat ansahen, waren es nicht zuletzt "Blut und Boden", "Volk ohne Raum" und die Idealisierung einer bäuerlichen Lebensweise, die als Vorwand einer schrecklichen Zerstörung herhalten musste.

Ähnlich wie der konservativ romantische Heimatbegriff im Laufe des 19. Jahrhunderts vom Begriff der Nation aufgesogen wurde und Heimat in Nation aufging, vollzog sich gegen Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts ein ähnlicher Prozess, in dem der Begriff des Völkischen zum Rassegedanken im biologistischen Sinne fortentwickelt wurde. Rigoros besetzten die Nationalsozialisten auch den Heimatbegriff ideologisch: „Rasse“, „Lebensraum“, „Heimatboden“, „Blut und Boden“, „Volk und Raum“ bildeten die zentralen Begriffe ihres Menschen- und Weltbildes. Rasse, Heimat und Raum waren im Verständnis des Nationalsozialismus im Inneren (der jüdische Rassefeind) und von außen bedroht (die Rasse brauchte neuen Lebensraum, um sich zu entfalten). Heimat schließlich wurde im Krieg beschworen, um auch die letzten Reserven zu mobilisieren, um Heimat und Heimatboden zu verteidigen.

Die verlorene Heimat war natürlich erst recht zur Idealisierung geeignet. Nicht nur die Vertriebenenverbände, sondern auch der aus den Trümmern der zerbombten Städte erwachsende Modernisierungsdruck führten zu einer neuen Renaissance des Heimatbegriffes, der sich in den 50er Jahren in einer Flut von Heimatfilmen und Büchern äußerte und zu einer gigantischen Heimatinindustrie führte.

Heimat und Region

Das Jahr 1945 bedeutet auch für die Geschichte des Heimatbegriffes eine tiefe Zäsur. Nicht nur der nationalsozialistische Heimatbegriff war wohl für immer diskreditiert, sondern auch der Verlust der deutschen Einheit und schließlich die Gründung zweier deutscher Staaten ließen auch die nationale Identität als kaum mehr realisierbar erscheinen. Über 12 Millionen Deutsche und deutschstämmige wurden aus den deutschen Gebieten östlich der Oder-Neiße-Linie, aus Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn vertrieben und umgesiedelt. Sie verloren ihre Heimat und mussten neue heimatliche Wurzeln im Westen finden.

Das deutsche Wirtschaftswunder schließlich ging einher mit einem erneuten sozialen Wandel und einer sozialen Mobilität in einem bis dahin nie bekannten Umfang. Nun lösten sich traditionelle Sozialmilieus auf, wie etwa das ländlich Katholische in weiten Teilen West- und Süddeutschlands oder das traditionelle

Arbeitermilieu der Großstädte und Ballungsgebiete – eine Entwicklung, die bis heute noch nicht abgeschlossen scheint. In diesem Wandlungsprozess entwickelte sich eine neue Sehnsucht nach Heimat.

Aber die Antworten der Kulturindustrie war nur Heimat von der Stange: Seit den 50er Jahren waren dies der Heimatfilm, der Schlager und die Heimatmusik von Heino bis hin zu den unzähligen trivialen Heimatromanen, die eine heile Welt nur in Klischees verkauften.

Schließlich begann man mit zunehmendem Wohlstand, die in Deutschland kaptmodernisierte Heimat an anderen Orten der Welt wiederzuentdecken. Erst waren es die Hochtäler Bayerns und Österreichs, dann Italien und Griechenland, später Spanien, die Kanaren usw. wo man Bilder der verlorengegangenen, immer noch als bäuerlich gedachten Welt wiederfand. Nicht nur die unzerstörte Natur, das einfache Leben, sondern auch der daraus resultierende soziale Zusammenhalt dieser fremden "Heimaten" wurden idealisiert und mit zunehmendem Tourismus zerstört. Inzwischen muss man auf der Suche nach Natur, einfachem Leben und traditioneller Gemeinschaft bis nach Bali oder auf die Malediven fliegen und auch dort wird wenig davon übrigbleiben, wenn der Schwarm der Wohlstandstouristen (und der weltweit operierenden Unternehmen) über die fremde Kultur hergefallen ist.

Bereits in der Begriffsgeschichte sehen wir nicht nur, wie der ursprünglich sehr praktische Begriff von Heimat immer mehr idealisiert und romantisiert wird. Wir sehen vor allem den unmittelbaren Zusammenhang zwischen einer Entwicklung, die das, was ursprünglich als Heimat erfahren wurde, immer mehr zerstört und einer gerade daraus resultierenden, sich verstärkenden, und wiederum ausgenutzten Sehnsucht nach Heimat. Es gibt also gute Gründe, dem Wort – und dessen politischer und kommerziellen Gebrauch zu misstrauen.

Ende der 70er Jahre wurde „Heimat“ im neuen Sinne wiederentdeckt. Die ökonomischen und ökologischen Grenzen unseres Wirtschaftssystems (Stichwort: Ölkrise), die Grenze des Wachstums (Club of Rome), führten zur Rückbesinnung auf die Heimat und den Erhalt der Umwelt. Heimatbewegung wurde nun zur Regionalbewegung und Heimatbewusstsein zu Regionalbewusstsein, auch um die in Verruf geratenen Inhalte des Begriffes „Heimat“ zu vermeiden. Menschen in einer Region – bspw. Nord-West – entwickeln zunehmend ein regionales Bewusstsein, da die Region einen Erfahrungsraum darstellt, in dem Menschen zusammenwirken, sich mit ihrer Region und ihren historisch gewachsenen und unverwechselbaren Merkmalen identifizieren, und nicht zuletzt sie sich in diesem Raum vertraut und heimisch fühlen.

Im Zuge der ökologischen Bewegung wurde in den 80er Jahren versucht, sich den Begriff „Heimat“ wieder anzueignen. Heimat als "selbstgestaltete, kleine Welt" war mit der Rückkehr zu ökologischen Anbau-, Arbeits- und Lebenswei

sen und damit auch zum praktischen Gehalt von Heimat verbunden. Inzwischen zeigt die Debatte um die Globalisierung, um Weltbevölkerung, Wasser und Klima, dass es keine lokalen Heimatlösungen mehr gibt und dass die Bemühungen kleiner Gruppen ins Leere laufen, wenn sie nicht weltweit verbunden werden und zu einer politischen Wende führen.

Da dieser Ökoansatz in erste Linie wirtschaftliche Interessen und Gewinnstreben beschränken müsste, scheint er momentan wenig wahrscheinlich. Die so genannte Liberalisierung des Marktes führt momentan eher zur Senkung sozialer und ökologischer Standards. Im Zuge der Globalisierung wird "Heimat" zu einem (häufig falschen) Etikett, das Produkten aufgeklebt wird, damit sie sich besser verkaufen. "Rindfleisch aus Deutschland" ist unter den Bedingungen der Massentierhaltung keinesfalls vertrauenswürdiger als britisches Fleisch und erzgebirgische Volkskunst wird in Taiwan billiger produziert.

Heimat und Globalisierung

Globalisierung ist seit Beginn der 90er Jahre ein Begriff der Ökonomie und der mit ihr verbundenen Politik und meint, sehr verkürzt, die Entstehung und Durchsetzung weltweiter Märkte für Kapital, Produkte, Arbeit und Dienstleistungen, also die Überwindung regionaler, nationaler und multinationaler Grenzen und Beschränkungen. Dieser Trend geht bis in die Anfänge der Industrialisierung (also etwa seit Beginn des 19. Jahrhunderts) zurück. Dieser Trend setzte und setzt auch noch heute allerdings voraus, dass die Staaten bereit waren/sind, Zölle abzubauen und ihre Märkte nach außen hin zu liberalisieren, d.h. die Märkte also zu deregulieren und von hemmenden Fesseln zu befreien.

Dieser Prozess ist heute noch in vollem Gange. Schon heute überwindet das Finanzkapital nahezu alle Grenzen. Überall sucht sich das Kapital die rentierlichste Investition, die lohnendste Anlage. Das Kapital sucht sich im billigsten Land seine Arbeitskräfte. Sozialstaatliche Sicherungen und Errungenschaften in sog. Hochlohnländern werden abgebaut, um die Arbeitsplätze im eigenen Land konkurrenzfähig zu halten und das Abwandern des Kapitals in Niedriglohnländer zu verhindern.

Mikroelektronik, Telekommunikation und die weltweite Datenübermittlung via Internet haben den Prozess der Globalisierung beschleunigt.

Die gesellschaftlichen Auswirkungen sind erheblich und werden von den Menschen unterschiedlich interpretiert. Für viele ist diese Entwicklung vor allem aufgrund der Kommunikationsmöglichkeiten (drahtlose Telefonie, Internet) eine Art Befreiung auch von provinzieller Enge.

Bei anderen verstärkt diese Entwicklung Ängste, da die Globalisierung traditionelle ökonomische und kulturelle Bindungen zunehmend aufweicht und eine unübersichtliche Vielfalt an die Stelle des Vertrauten tritt. Die Orientierungslosigkeit verstärkt sich, Mobilität und Flexibilität werden unablässig gefordert. Die Frage ist, ob die Globalisierung ein Segen sei und zu mehr Wohlstand führe, oder eine Globalisierungsfalle sei, durch die die Reichen immer reicher und die Armen immer ärmer werden. (Hinweis auf John Kenneth Gailbrath – Nobelpreisträger für Ökonomie: die industrialisierten Staaten – ganze Volksgemeinschaften -werden verarmen zugunsten weniger extrem reicher Einzelpersonen).

Heimat heute

Der Gang durch die Geschichte des Begriffs „Heimat“ verdeutlicht, dass die Geschichte der letzten zwei Jahrhunderte – insb. aber die Entwicklung nach 1945 – Heimatbegriffe verschüttet hat, die zu Recht für uns in Mitteleuropa als historisch erledigt gelten können, unmittelbar vor unserer Haustür, in Jugoslawien, aber noch vor kurzem zerstörerisch gewirkt haben und noch wirken:

Das ist der ausschließlich und fundamental an Rasse, Volk, Religion und Nation gebundene Heimatbegriff, der alle bis zum Tode eliminiert, die nicht dazu gehören, und der zurzeit auch wieder von den radikalen Rechten propagiert wird. Deutschland ist schon und wird in Zukunft noch mehr ein Einwanderungsland werden. Viele Menschen aus anderen Kulturen werden in Deutschland eine neue Heimat finden.

Wenn von einem menschlichen Grundbedürfnis nach Heimat gesprochen wird, so kann auch dies die Begriffsgeschichte erhellen: Heimat scheint seit 200 Jahren die Antwort auf Herausforderungen und Zumutungen der Moderne und Spätmoderne zu sein, auf die Veränderungen von Gesellschaft und Umwelt infolge der verschiedenen Industrialisierungsschübe – zuletzt durch die alles überschreitende Globalisierung.

Heimat ist eine anthropologische Kategorie. Sie ist an den arbeitenden Menschen gebunden, der durch Arbeit die Welt gestaltet, der sich durch Kultur die Welt, in der er lebt, selbst schafft, um zu überleben, und auch im Sinne einer Vorstellung vom „guten Leben“ tut. Der anthropologische Heimatbegriff besitzt demnach drei Dimensionen:

1. Heimat ist an einen Raum gebunden:

Heimat stellt – wie eingangs dargestellt – für 31% der Deutschen der Wohnort dar, für 27% ist es der Geburtsort. Der Raum, die vom Menschen gestaltete Landschaft, wird zur Heimat, die Stabilität und Sicherheit und Vertrautheit

bieten kann und soll. Die Veränderungen durch die Industrialisierung erlebten viele Menschen als Verlust und erscheinen auch heute vielen Menschen als bedrohlich. Die neuere Regionalbewegung (Nord-West-Region!) und die ökologische Bewegung seit den siebziger Jahren, die die natürlichen Bedingungen des Raumes erhalten will, sind eine Antwort darauf.

2. Heimat hat neben der räumlichen auch eine zeitliche Dimension

Heimat ist oft vergangene und erinnerte Heimat, zuweilen Erinnerung an die als positiv erfahrene Kindheit. Heimat gibt im Rhythmus von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auch zeitlichen Halt und Muße. Heimat erscheint als Ruhepunkt im Fluss der Zeit. Der Raum ist zudem zugleich ein historischer geworden, in dem aus der Vergangenheit Überreste hineinragen - historische Spuren, die als Denkmäler erhalten werden können.

Hier hat auch die neuere Regionalgeschichte ihren Platz. Ihr kann die Aufgabe zugeschrieben werden, für ihre je spezifische Region die kollektive Erinnerungsarbeit zu leisten und so zur Bewusstseinsbildung und Identifikation beizutragen. In erster Linie, um den heute in der Region Lebenden zu erklären, wie die gegenwärtige Heimat entstanden und zu verstehen ist, vielleicht auch, um ihnen damit Kriterien und Beurteilungsmaßstäbe für zukünftiges Handeln an die Hand zu geben. Weniger wichtig ist dabei „das bewahren um jeden Preis“, als vielmehr die Vorstellung vom „guten Leben“

3. Heimat ist der unmittelbare Arbeits- und Lebensbereich

Heimat ist ein Geflecht unmittelbarer Beziehungen, durch die sich die Menschen zu Familien, Vereinen, Verbänden und zur Schule, Ausbildung und Arbeit zusammenfinden. Dieser Arbeits- und Lebensbereich wird allerdings erst dann zur Heimat, wenn sich die Einzelnen gegenseitig als Mitgestaltende gleichberechtigt anerkennen. So bilden sich Milieus, die von gleichen Wertvorstellungen, Vorlieben, Ansichten, Einstellungen, Sitten und Bräuchen bestimmt sind, die allgemein akzeptiert werden, aber auch weiterentwickelt werden können. Den rechtlichen Rahmen dafür bildet auch unsere Verfassung.

Heimat – und das ist das Entscheidende – ist auf die Verwirklichung von Recht angewiesen, obwohl der Heimatbegriff in seiner über zweihundertjährigen Geschichte das Gegenteil zu belegen scheint. Heimat ist trotz aller Missbräuche in der Vergangenheit in die europäische Tradition, der Aufklärung und Emanzipation einzuordnen, und deshalb sind auch heute seine humane Motivation zu betonen und zu verstärken.

2. Heimat als biografischer Ort

Neben dieser kulturellen Dimension, die individuelle Wahrnehmungsmuster beeinflusst und formt gibt es natürlich auch die individuelle Erfahrung von Heimat. In dieser Hinsicht ist Heimat ein biografischer Ort, ein Ort, der zwar nicht nur in der Kindheit ist, aber in dieser wesentliche Prägungen erfährt.

In der biografischen Erfahrung ist Heimat in erster Linie eine sinnliche Erfahrung. Sie enthält die Erfahrung eines Kindes mit seiner unmittelbaren familiären Umgebung, aber auch der geografischen, sozialen und kulturellen Umgebung des Aufwachsens. Es sind nicht nur Bilder von Gesichtern, Personen, Räumen, Landschaften, sondern auch Klänge, Klangfarben, Dialekte, Melodien, typische Wörter und Sätze, Gerüche und Geschmäcker, die sich als "heimatlich", d. h. in diesem Zusammenhang vertraut, bekannt und gewohnt im wahrsten Sinne des Wortes "einprägen" und deren späteres Wiedertreffen an anderen Orten sofort zu heimatlichen Assoziationen führt.

Diese sinnliche Dimension von Heimat ist häufig unbewusst, beeinflusst aber spätere Entscheidungen gerade deshalb, weil sie manchen neuen Orten und Personen sofort eine Aura von "Vertrautheit" verleiht.

Insofern kann eine Stadt mit ihren spezifischen Bildern, Gerüchen, Geräuschen und Wegen für ein Kind natürlich genauso heimatlich erfahren werden, wie das Dorf.

Martha Muchow hat in den 20er Jahren eine sehr schöne phänomenologische Studie unter dem Titel "Der Lebensraum des Großstadtkindes" durchgeführt. Sie hat detailliert beobachtet, wie Kinder sich die Höfe, Straßen, Plätze und Gebäude Hamburgs spielerisch aneignen, sie mit ihren Symbolen und Markierungen besetzen, spezifische soziale Strukturen daran entwickeln.

Sie hat dabei unterschieden zwischen

dem "Raum, in dem das Kind lebt" - heute würden wir sagen, das sind die (objektiven) Rahmenbedingungen,

dem "Raum, den das Kind erlebt", das ist quasi die subjektive Wahrnehmung dieser Räume durch das Kind, und schließlich

dem "Raum, den das Kind lebt", das ist eine Aneignung des Raumes durch dessen Veränderung und Gestaltung durch das Kind.

Alle drei Dimensionen konstruieren Heimat in der Biografie, Kinder nehmen Heimat nicht nur passiv wahr und auf, sondern bewerten, beeinflussen und verändern sie von Anfang an. Das erklärt, warum ein und dieselbe "objektive"

Heimat von zwei Menschen ganz unterschiedlich wahrgenommen, beschrieben und bewertet werden kann.

Heimat hat also bereits in der kindlichen Entwicklung etwas mit dem Hinausgehen, der Erweiterung seines Radius und damit seiner eigenen Handlungsmöglichkeiten zu tun.

Heimat heute: Hänschen heißt nun Kevin

Das Besondere der Heimat, das was typisch für "uns" ist, wird häufig dann deutlich, wenn man sie verlässt und sich mit dem Fremden und Unbekannten konfrontiert. Gerade für Kinder ist die Voraussetzung für dieses Hinausgehen aber Geborgenheit, Urvertrauen, sichere Bindung also eine relative Sicherheit darüber, dass die Heimat, noch da ist, wenn ich "heimkomme", noch so ist, wie ich sie verlassen habe.

Das deutsche Kinderlied "Hänschen Klein" erzählt genau diese Erfahrung des Hinausgehens und Zurückkommens, mit einer zugegeben etwas repressiven Mutter, die zwar weint aber eben auch noch da ist, wenn Hänschen heimkommt.

Nun haben sich allerdings die Bedingungen des Aufwachsens verändert. Hänschen heißt inzwischen häufiger Kevin und findet sich immer wieder "allein zu Haus" Das liegt nicht nur daran, dass Mutti inzwischen noch anderes vorhat, als auf ihr Kind zu warten, Vati war eh schon meistens unterwegs: es liegt vor allem an der grundlegenden Veränderung der sozialen und insbesondere familiären Beziehungen im Rahmen der Modernisierung.

Wir müssen also eine andere, zeitgemäßere Geschichte erzählen, als die der Kinder von Bullerbü, wenn wir über Heimaterfahrung heute sprechen wollen.

Umzüge und Trennungen, aber auch der Kontakt mit anderen Kulturen sind in Mitteleuropa inzwischen Normalerfahrungen von Kindern. Haben sie noch eine innere Heimat? Zerfällt ihre Heimat in Bruchstücke? Haben sie mehrere Heimaten? Oft haben Kinder die Erfahrung einer ganzheitlichen, ortsgebundenen, personal und emotional relativ stabilen Herkunft nicht mehr. Im Ergebnis sind sie möglicherweise sensibler, vielleicht auch verletzlicher, meist aber haben sie eindeutig bessere sozial- kommunikative Kompetenzen. Sind sie vielleicht sogar besser vorbereitet auf das Leben in der Moderne?

Die Spätmoderne erzwingt von allen Arbeitnehmern berufliche, geografische und soziale Mobilität. Wer beruflich vorwärtskommen will, muss nicht nur mobil, sondern auch flexibel und jederzeit zu Veränderungen bereit sein. Dabei werden nicht nur Orte verlassen, sondern auch Menschen. Natürlich ermöglicht dies aber auch immer wieder neue Begegnungen.

Das verändert soziale Beziehungen: Freundschaften, Nachbarschaften, kollektive Beziehungen sind nicht mehr auf Dauer angelegt. Kontakte sind vielfältiger geworden und werden schneller geknüpft, zu festeren andauernden Bindungen werden sie aber nur noch selten. Es erfordert einen hohen Aufwand, Beziehungen auch über Entfernungen zu pflegen, sie beruhen nicht mehr auf der Normalität eines gemeinsam geteilten Alltags. Das belastet insbesondere die familiären Beziehungen, führt häufig zu vielen Trennungen, aber auch zu Wiederverheiratungen, so genannten Lebensabschnittspartnerschaften.

Für Kinder wird die Erfahrung personeller Kontinuität und emotionaler Stabilität in der Familie immer weniger wahrscheinlich und bleibt zumeist an die Mütter geknüpft. Andererseits lernen sie mit verschiedenen Vätern auch verschiedene Verhaltensmuster. Verändert das ihr Bild von Heimat? Verändert das ihr Sich-Beheimatet-Fühlen in der Welt?

Verändert das ihre Bindungsfähigkeit, als wesentliche Voraussetzung von Beheimatung?

Neben den familiären Bedingungen hat sich auch anderes verändert. Die Studie von *Martha Muchow* zeigt das sehr deutlich.

Würden Sie Kindern noch ohne weiteres erlauben auf der Straße zu spielen? Nicht nur die gestiegene Verkehrsdichte - auch eine Folge der Mobilität - wird das verhindern. Auch die Angst vor Kriminalität die eher auf einer gestiegenen Informationsdichte als auf der (real eher absinkenden und dann zumeist in Familien stattfindenden) Gewalt gegen Kinder beruht.

Allerdings werden die wenigen Fälle von den Medien so verbreitet, dass sie als allgegenwärtige Bedrohung erscheinen. Dabei wird das Kind auch zunehmend als hilf- und schutzloses, ohnmächtiges Wesen konstruiert, das in einer feindlichen Umgebung aufwächst. Es wird ihm wenig Vertrauen in die Welt der Erwachsenen vermittelt und es wird ihm im Grunde kaum noch zugetraut, einen Weg allein zu machen. Der mittelständische Vater fährt sein Kind früh zur Schule (oft kommt er dann erst wieder heim, wenn es schon schläft), die Mutter begleitet es zu den verschiedenen Freizeitaktivitäten. Damit wird das Kind nicht nur abhängiger von Erwachsenen (und die von ihm), es hat auch weniger Möglichkeiten, Eigenständigkeit auszuprobieren.

Das liegt natürlich auch daran, dass ihm die Gruppe Gleichaltriger außerhalb der Schulen und Kindereinrichtungen weitgehend abhanden gekommen ist. Nicht nur das Aufwachsen mit mehreren Geschwistern, sondern auch die Selbstverständlichkeit im selben Haus, in der unmittelbaren Nachbarschaft mit vielen anderen Kindern zu wohnen und mit denen in dieselbe Schule zu gehen, verschwindet nicht nur auf Grund demographischer Entwicklungen, sondern auch wegen sich stärker differenzierender Bildungswege und Interessen. Bereits Kinder haben zunehmend ganz spezifische Freundschaften: Sie treffen

Freunde nur noch zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten zu bestimmten Zwecken (Stichwort: "Verinselung der Kindheit").

(Darin ließe sich auch eine Entwicklungschance sehen, nämlich die Möglichkeit für das Kind, die Erfahrungswelt an unterschiedlichen Orten mit unterschiedlichen Personen zu "kultivieren" und somit eine größere, vielfältigere Heimat zu entwickeln.

Ob man diese Vielfalt als Bedrohung oder als Chance sieht, kann man natürlich auch anthropologisch diskutieren. Man kann sich fragen, ob der Mensch seiner Natur nach auf "Territorialität" also die Bindung an feste Reviere und auf die Ein-Bindung in stabile (Familien-) Beziehungen angewiesen ist. Es gibt viele Beobachtungen, die solche Hypothesen zu unterstützen scheinen, man landet dann aber auch schnell bei biologistischen, in ihrer Einfachheit sehr verführerischen Interpretationen von der Gattungsnormalität, analog zum Verhalten von Tieren. Selbst bei Tieren findet sich aber eine erstaunliche Adaptivität an die durch die Modernisierung veränderten Umwelten. Steinmarder leben inzwischen auch von den Gummiumhüllungen der Autokabel, Zugvögel verändern ihre jahrhundertealten Flugpläne im Rahmen der Klimaveränderungen. Menschen haben ihnen aber vor allem eins voraus und das ist ihre Reflexivität. Wenn sie die endlich benutzen, um die Folgen ihres Handelns auch wieder langfristiger zu betrachten und nicht nur für sich selbst luxuriöse Nester zu bauen, sondern auch daran zu denken, was von dieser Welt für die nächsten Generationen und anderswo auf dieser Erde übrigbleibt, könnte sich an der scheinbaren Gattungsnormalität von Egozentrik und Aggression gegenüber Fremden einiges grundsätzlich ändern. Ich will aber diese anthropologische Linie nicht vertiefen, sondern zu einem anderen Punkt kommen.)

Arme Heimat: Die Armen als die letzten Mohikaner der Großstadt?

Die Antwort auf die Frage, ob Heimat durch den Prozess der Modernisierung bedroht wird oder ob sich die Erfahrung von Heimat im Gegenteil differenziert und vervielfältigt, hängt meiner Ansicht nach in erster Linie von den materiellen Ressourcen ab, die ein Mensch zur Verfügung hat. Auch in Bezug auf Heimat gilt:

"Wer hat, dem wird gegeben werden. Wer wenig hat, dem wird auch das wenige noch genommen werden."

Reiche können sich mehrere Heimaten leisten. Arme müssen befürchten, dass sie das bisschen Heimatlichkeit eines gemütlichen Heims, einer einfachen Arbeit auch noch verlieren. Das beginnt beim Raum, der einem Kind für sein Aufwachsen zur Verfügung steht. Es macht einen Unterschied, ob ein Kind in der Villa mit Garten aufwächst oder in den 8 m² eines Kinderzimmers in den Plattenbauten eines sozialen Brennpunkts. Gleichwohl ist die Wahrscheinlichkeit, gleichaltrige Spielgefährten zu haben, im sozialen Brennpunkt höher.

Natürlich kann ein Kind sich auch in einer Villa sehr ungeborgen fühlen und ein Kind in einem Plattenbau soziale Nähe und Zusammenhalt erfahren. Aber

unter dem Druck materieller Armut leiden erfahrungsgemäß auch die Beziehungen.

Wie groß die Heimat ist bzw. sein kann, ist ressourcenabhängig. Auch die Wahrnehmung, das Erleben vorhandener Räume und erst recht der Einfluss und die Gestaltungsmöglichkeiten innerhalb eines Raumes sind beschränkt durch materielle, soziale und kulturelle Ressourcen. Manche Kinder fliegen jedes Jahr mit ihren Eltern in ein anderes Land. Andere Kinder können nicht mal mehr zum Klassenausflug mitfahren. Manche Großstadt-Kinder haben ihr Stadtviertel nie verlassen und werden es sehr wahrscheinlich auch als Erwachsene nicht schaffen. Sind also die armen Daheimgebliebenen die letzten Mohikaner der Großstadtreviere? Die letzten, die noch Heimat haben, weil sie nicht ständig unterwegs sind? *Aber wie soll man etwas als Heimat schätzen, das man nicht verlassen kann? Und wozu führt das?*

Es gibt eine Reihe von Untersuchungen in der Jugendforschung, die belegen, dass Jugendliche, die im Mangel leben, dazu tendieren, die Heimat gewalttätig zu besetzen. Sie beantworten Ausgrenzungserfahrungen damit, dass sie "Stämme" bilden, Territorien besetzen und "Eindringlinge" bzw. als Fremde klassifizierte Personen erbarmungslos vertreiben oder ihr Revier gegen andere "Stämme" verteidigen. Irgendwann richtet sich das dann ganz generell gegen Fremde, die angegriffen, verletzt, gejagt und sogar getötet werden.

Es sind in erster Linie die Globalisierungsverlierer bzw. Jugendliche, die sich durch die Globalisierung bedroht fühlen, die sich verstärkt nationalistischen, fundamentalistischen oder ethnozentrischen Überzeugungen zuwenden und Fremde ausgrenzen. Sie sehen die Heimat eher als eine gut gesicherte Festung, die gegen die Zumutung der Modernisierung und "Überfremdung" verteidigt werden muss. Eine Heimat, in der sie sich selber nicht mehr auskennen, keine Einflussmöglichkeiten sehen und kaum Anerkennung erfahren, kann zumindest nach außen verteidigt werden.

Heimat wird so zum nationalistischen Kampfbegriff, der jeden ausgrenzt, der anders aussieht oder anders denkt. Gerade deshalb ist es wichtig zu analysieren, welche Bedürfnisse sich hinter diesem Begriff von Heimat verbergen, bzw. diesen emotional tragen.

3. Heimatgefühle?

Heimatgefühle erzeugt bei 89% der Deutschen nicht ihr Land, sondern die nähere Umgebung: der Ort, an dem sie leben, der Ort, an dem sie geboren sind, ihre Familie, ihre Freunde. Nur 11% der Deutschen verbinden den Begriff Heimat zuerst mit Deutschland.

Untersucht man die Heimatkonzepte von Menschen findet man neben biographischen Aspekten und Fragen sozialer Integration in der Gegenwart als zentrale Kategorie immer wieder das *Heimatgefühl*.

Heimat ist nicht irgendeine Umgebung, sondern eine, die das Gefühl von Geborgenheit, Vertrautheit, sozialer Einbindung und Zugehörigkeit vermittelt. Selbst Menschen, die eine solche Heimat in der Kindheit nicht erfahren haben, konstruieren aus den (schlechten) Erfahrungen eine Gegenwelt. Heimat ist in diesem Sinn ein Konzept, eine Art ideales Maß zur Bewertung von Umgebungen daraufhin, wie sie persönliche Bedürfnisse erfüllen.

Es geht dabei immer auch um die Übereinstimmung einer Person mit ihrer Umgebung: Heimat einer Person ist die (ideale) Umgebung, die den Bedürfnissen und Fähigkeiten dieser Person am meisten entspricht. Da Kinder sich ihre Umgebungen nicht nur selbst aneignen, sondern auch daraufhin sozialisiert werden, empfinden sie diese im Normalfall (also wenn die Erfahrung von Geborgenheit nicht durch Gewalt oder Isolation zerstört wird) als heimatlich. Es sind Umgebungen, in denen sie sich auskennen, in denen sie sich als integriert erfahren, deren "Spielregeln" sie kennen und die für deren Beeinflussung nötigen Handlungsmuster sie gelernt haben.

In diesem Sinn ist Heimat einerseits etwas biographisch Konkretes, andererseits das daraus abgeleitete Ideal einer "stimmigen" Umgebung, das im späteren Leben so nur selten vorgefunden wird.

Drei zentrale Bedürfnisse: Heimat ³

Es sind drei zentrale Bedürfnisse, die in Bezug auf Heimat integriert werden. Zum einen geht es um gelingende soziale Integration, um das Gefühl sozialen Eingebundenseins. In diesem Sinn ist Heimat ein Ort von "Kennen, Gekannt und Anerkanntwerden" Bereits das ist ein wechselseitiger Prozess, der sowohl von der Integrationsbereitschaft einer sozialen Gruppe - beispielsweise einer Familie für ein neues Kind oder des gesellschaftlichen Interesses an Kindern - als auch von der Bindungsfähigkeit von Kindern beeinflusst wird.

Die amerikanische Gemeindepsychologie bezeichnet diesen Aspekt von Heimat als "**sense of community**", die Erfahrung von Gemeinschaft und Zugehörigkeit, die später auch mit Einsicht in die Regeln und Mechanismen eines sozialen Zusammenhangs und der darin geteilten sozialen Verantwortung einhergeht.

Die zweite Dimension lässt sich eher mit dem Begriff "**sense of control**" bezeichnen. Hier geht es darum, dass für Menschen Sicherheit in einer Umgebung nicht nur von ihrer sozialen Einbindung abhängt, sondern auch von ihrer Kenntnis dieser Umgebung und von ihren Möglichkeiten, diese zu beeinflus-

sen bzw. zu kontrollieren. In dieser Hinsicht ist Heimat ein Gestaltungsraum, eine Umgebung in der ich handlungsfähig bin und weiß, was ich tun muss, um bestimmte Bedürfnisse zu befriedigen. Eine Heimat, in der ich zwar sozial eingebunden bin, aber keinen Gestaltungsraum habe und nichts verändern darf, wird sehr schnell als einengend und beschränkend empfunden.

Die dritte Dimension von Heimat besteht darin, dass sie einen überindividuellen Sinnzusammenhang stiftet, Menschen auf etwas verweist, was über ihre unmittelbaren Interessen und Bedürfnisse hinausgeht. Heimat ist in diesem Sinn etwas, was den Menschen mit der Welt verbindet: **"sense of coherence"** Diese spirituell-religiöse Dimension von Heimat ist, ebenso wie die der Gemeinschaft in der westlichen Welt eher vernachlässigt worden. Die ausschließliche Orientierung auf Individualität und individuellen Konsum hat leider offensichtlich bei vielen Menschen nicht nur ein Gefühl von Isolation, sondern auch von existenzieller Leere hinterlassen. Rechte Gruppen, aber auch Sekten, esoterische Bewegungen usw. besetzen nicht nur das Bedürfnis nach Gemeinschaft, sondern auch die Frage nach dem Sinn einer individuellen Existenz, wenn auch mit ziemlich fragwürdigen Antworten.

Der Blick auf die mit Heimat verbundenen Gefühle und Bedürfnisse, macht deutlich, dass diese durchaus berechtigt, psychologisch plausibel und notwendig sind. Wie aber können diese Bedürfnisse unter den Bedingungen einer spätmodernen, d.h. mobilen, flexiblen, in permanenter Veränderung begriffenen Welt befriedigt werden (und zwar ohne regressive Lösungen auf Kosten anderer) ?

Das ist die Frage, an der ich in meinem Essay zum Begriff von *Beheimatung* gekommen bin.

Es gibt vielleicht keine eine, im traditionellen Sinn sichere Heimat mehr.

Es gibt aber die Möglichkeit, sich in einem permanenten, prinzipiell unendlichen Prozess immer wieder neu mit der Welt, mit subjektiv bedeutsamen Orten, Menschen und Gemeinschaften zu verbinden und dadurch das Gefühl von Geborgenheit, Zugehörigkeit, Handlungsfähigkeit und Sinnhaftigkeit zu erlangen.

Jeder Mensch entwickelt im Laufe seines Lebens solche Beheimatungsstrategien, spätestens dann, wenn er beim Verlassen der Herkunftsheimat mit der Diskrepanz zwischen einer idealen Heimat und realen, für ihn neuen Umgebungen konfrontiert wird.

Schon kleine Kinder eignen sich unbekannte Umgebungen intensiv an, gebrauchen Techniken, Tricks, Rituale oder die Begleitung vertrauenswürdiger Erwachsener, um sich auch in der Fremde heimisch zu machen. Jugendliche und junge Erwachsene sind häufig sehr kreativ bei der Beheimatung in neuen Kontexten, aber auch im Altersheim findet man noch ganz erstaunliche Vari-

anten von Beheimatung in einer in vielen Fällen nicht gerade Geborgenheit ausstrahlenden Umgebung.

Auch unter ungünstigen Voraussetzungen gibt es Möglichkeiten der Beheimatung. Die Erfahrung von Zugehörigkeit und Geborgenheit kann Schritt für Schritt gemacht werden, und auch dafür nötige, neue Verhaltensmuster können gelernt werden, selbst wenn die Herkunftsheimat keine sichere Basis bietet und auch die aktuelle Ressourcenlage eher schwierig ist.

Als wesentlich für einen gelingenden Beheimatungsprozess stellt sich die soziale Unterstützung und Einbindung in verschiedenen Kontexten und die persönliche Sinnstiftung dar. Beides beruht natürlich darauf, dass es unterstützende Strukturen und so etwas wie einbettende Kulturen gibt. Also darauf, dass, gesellschaftlich gesehen die Unterstützung solcher komplexen Beheimatungsprozesse als notwendig gesehen und entsprechend gefördert wird.

Wir leben heute bereits in einer mobilen, wenn nicht global, dann zu mindestens europaweit nomadisierenden Arbeitswelt und der daraus entstehenden Zerbrechlichkeit familiärer Beziehungen:

Wenn man nicht will, dass die in dieser Welt aufwachsenden Kinder zerbrechen, wird es notwendig, ihnen von Anfang an beizubringen, dass Heimat nichts Sicheres, aber etwas Erreichbares ist. Ihnen das Vertrauen zu vermitteln, dass sie selbst etwas dafür tun können, um sich in der Fremde zu beheimaten und Umgebungen so verändern können, dass sie sich darin aufgehobener fühlen. Es ist wichtig sie den Wert von Beziehungen, von Gemeinschaft und von einbettenden Kulturen erfahren zu lassen, aber ihnen gleichzeitig beizubringen, dass sie selbst Beziehungen pflegen, Gemeinschaft aufrechterhalten und Kultur weiterentwickeln müssen !!!

Das ändert freilich nichts am Prozess der Globalisierung und klingt, für den Einzelnen betrachtet, möglicherweise wie eine Überforderung. Einzelne Menschen können nicht individuell kompensieren, was politische und ökonomische Strukturen unmöglich machen. Aber schließlich sind es die Kinder von heute, die morgen die Akteure in diesen Strukturen sein und sie auf ihre Weise verändern werden.

(Vielleicht ist es so etwas wie eine Utopie, dass sich die von einzelnen erarbeiteten Heimaten schließlich auch weltweit wieder verbinden lassen, sich gegenseitig respektieren und nicht das Wasser abgraben, mit den natürlichen und sozialen Ressourcen pfleglicher umgehen und Kulturen sich gegenseitig bereichern.)

An der Sehnsucht nach Heimat festzuhalten, Umgebungen in Bezug auf ihre Heimatlichkeit, d.h. inwieweit sie menschlichen Bedürfnissen entsprechen, zu prüfen und sie daraufhin zu verändern, ist die erste Voraussetzung dafür. So wie die Flussbegradigungen der frühen Industrialisierung wieder renaturiert,

die durch den Braunkohlebergbau zerfressenen Landschaften wieder rekultiviert, Erinnerungen und alte Möbel rekonstruiert werden können, so kann es vielleicht nach einer Phase der auf die Spitze getriebenen Individualisierung auch wieder ein aktives **Sich-wieder-einbinden** in eine Welt natürlicher, sozialer und kultureller Zusammenhänge geben.

Dadurch lässt sich die alte, verschwindende Heimat nicht zurückholen, aber vielleicht entsteht etwas Neues, das heimatlicher,bezogener und verbindlicher ist, als unsere gegenwärtige Welt. Heimat wird damit zu einem Ort der Utopie, die Richtung und Energie für die Beheimatung in der Welt der Gegenwart gibt.

"Es geht um den Umbau der Welt zur Heimat, ein Ort, der allen in der Kindheit scheint und worin noch niemand war."

(Ernst Bloch "Das Prinzip Hoffnung")

Meyenburg / Bremen-Lesum im Februar 2005, Manfred Jürs

Literatur:

- Bausinger, H.: Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte. In: Heimat: Analysen-Themen-Perspektiven, Bonn 1990, 76-90.
- Belschner, W.: Wem gehört die Heimat? Beiträge der politischen Psychologie zu einem umstrittenen Phänomen. Opladen 1995.
- Eschenbroich, D.: Weltwissen der Siebenjährigen. Wie Kinder die Welt entdecken können. München 2001.
- Fuhrer, U., Kayser, F.: Bindung an das Zuhause – die emotionalen Ursachen. Zeitschrift für Sozialpsychologie, 1992, 105-118.
- Greverus, I.-M.: Wem gehört die Heimat? in Belschner/Grubitzsch. Wem gehört die Heimat. 1995, 23-39.
- Held, M.: Das Verschwinden der Heimat. Zur Gefühlslage der Nation. Leipzig 2000.
- Mitscherlich, B.: Sehnsucht nach Heimat. Selbstverortung und Identität. In Hohl & Reißbeck. Individuum,- Lebenswelt-Gesellschaft. München und Wien 1993.
- Mitscherlich, B.: Heimat- die Konstruktion eines Lebensgefühls. In: Psychologie-heute. H. 9/1997.
- Mitscherlich, B.: Heimat ist etwas, was ich mache. Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung. Pfaffenweiler, 1997.
- Mitscherlich, B.: Die psychologische Bedeutung von Heimat und der psychische Prozess von Beheimatung- Theoretische und empirische Perspektiven. In Heimat und regionale Identität. Zeitschrift für Kultur und Bildungswissenschaften, Flensburg, Heft 10, 2000, 5-17.
- Muchow, Muchow: Der Lebensraum des Großstadtkindes. In: Päd. extra. Bensheim 1935/1980.

Autorinnen und Autoren

Heidbert Bäuerle, geb. 1939 in Stuttgart-Bad Cannstatt. In der damals noch kleinbäuerlich geprägten Randgemeinde Stuttgart-Stammheim aufgewachsen. Hier auch der Besuch der Grundschule und anschließend des Humanistischen Gymnasiums der Brüdergemeinde Korntal. In Stuttgart-Möhringen im Lehrbetrieb Alfons Schiebel in zweijähriger Lehrzeit zum Gärtnergehilfen in Baumschulen, Stauden und Landschaftsbau ausgebildet. Anschließend zwei Gehilfenjahre im Landschaftsbaubetrieb Gartenarchitekt Theodor Zipf in der Brüdergemeinde Korntal. Ab 1963 Studienjahre in Bayern und Nordhessen. Garten- und Landschaftsarchitekturstudium an der staatlichen Lehr- und Forschungsanstalt für Gartenbau in München-Weihenstephan (Ing. grad.), Gartenarchitektur- und Grünplanerstudium an der Werka-kademie Kassel (Meisterklasse Prof. Grzimek), Architekturstudium an der 'Hochschule für bildende Künste' (Dipl. Architekt HfbK, Meisterklasse Prof. Posenenske). Aktive Mitarbeit bei der studentischen Selbstverwaltung und Hochschulreform-Durchsetzung des Projektstudiums. Studium im integrierten Studiengang Architektur, Stadt und Landschaftsplanung der Gesamthochschule Kassel (Dipl. Ing. Landschaftsplaner). In den Semesterferien stets in unterschiedlichen Büros gearbeitet, u.a. im Planungsbüro Collage Ruhr, .H. Hülbusch und J. v. Reuß. 1972 Umzug nach Bremen und freiberuflich als Freiraum-, Landschafts- und Stadtplaner in Bremen und umzu tätig.

Katrin Bekeszus, lebt in Bremen und umzu. geb. 1963 in Göttingen. Abitur 1983. Lehre im Garten und Landschaftsbau 1983-1986. Studium der Landespflege an der Techn. FH Berlin 1985-1989. freie Mitarbeit bei der Planungsgemeinschaft Landschaft und Freiraum, Kassel (1989-1990). Aufbaustudium der Landschafts- und Freiraumplanung an der Gesamthochschule Kassel (1989-1993). Seit 1993 techn. Angestellte im Planungs- und Naturschutzamt des Landkreis Osterholz, naturschutzfachliche, landschafts- und freiraumplanerische Bearbeitung aller Angelegenheiten im Zusammenhang mit Flächennutzungs- und Bebauungsplänen.

Helmut Böse-Vetter, geb. 1954 in Stadthagen (Nds.). Dort Schulzeit. 15 Monate Hundeführer. 1974-80 Studium der Landschafts-/Freiraumplanung an der GhKassel. 1979 Diplomabschluss Landschaftsarchitekt HbK. 1981 Abschluß Dipl.-Ing. Landschaftsplaner. Seitdem freiberuflich tätig. Seit 1984 Planungsbüro BSL mit Bernd Schürmeyer und Christine Anna Vetter. Lehraufträge an der GhKassel 1981-97 am FB Architektur (Zeichnen) und FB Stadtplanung/ Landschaftsplanung (Freiraumplanung, Städtebau etc.) und 1984-86 an der FH Wiesbaden FB Gestaltung/ Innenarchitektur (Landschaftsbau) sowie 1999 an der Hochschule Anhalt, Standort Bernburg (Baugeschichte). Lenné-Preis des Landes Berlin 1976 und 1983. Karl Förster Anerkennung 1983. Redaktionelle Betreuung der 'Notizbücher der Kasseler Schule'. Einige Schriften und Vorträge. Verheiratet mit Christine A. Vetter; 2 Töchter.

Dorothea Franken, Dieppe, Frankreich

Friederike Freitag, geb. 1966 in Bonndorf im Schwarzwald. Nach dem Abitur eine Lehre im Garten- und Landschaftsbau bei der Stadt Villingen-Schwenningen, dann 1988 - 1992 Studium der Landespflege an der FH Osnabrück, Vertiefungsrichtung Freiraumplanung. 1993 - 1998 Mitarbeit in verschiedenen Planungsbüros. 1994 erste Begegnung mit Inge Meta Hüll-

busch in Bremen in einen lebhaften Seminar zu Reihenhäusern. 1995 - 2003 Mitarbeit bei „Metas PlanerInnenstammtisch“ Seit 2004 eigenes Büro als Freiraumplanerin in Einbeck, Südniedersachsen. Verheiratet mit Jürgen Höper, zusammen haben wir zwei Jungen.

Katharina Gugerell, geb. 1977, aufgewachsen 'am Land' in Niederösterreich; lebt und arbeitet in Wien. Von 1997-2007 Studium der Landschaftsplanung und – pflege bei Gerda Schneider an der Universität für Bodenkultur Wien und an der ETH Zürich, Diplomarbeit gemeinsam mit Sonja Petrovics zur Weingartenvegetation und den Wirtschaftsweisen im Weinbau in der Wachau. Seit Februar 2007 Wissenschaftliche Mitarbeiterin in Forschung und Lehre am Institut für Landschaftsplanung an der Universität für Bodenkultur (Boku) Wien.

Inge Meta Hülbush, geb. 1937 in Bremen. Dipl.Ing. Freiraum- und Landschaftsplanung. Aufgewachsen im Teufelsmoor bei Worpsswede. Abitur in Bremen, anschließend Beginn eines Studiums an der Universität Tübingen (Germanistik mit Französisch und Geschichte). 1958 – 1960 Gärtnerinnenlehre (Stauden) und Gesellinnenzeit (Botanischer Garten) in Bremen. Studium der Landespflege an der TH Hannover und der Freiraumplanung an der Gh Kassel. Freiberufliche (u.a. Garten-) Planerin in Rinteln, Gladbeck, Bremen, Nordhessen. Arbeit in Umweltinitiativen und Kommunalpolitik. Forschungs- und Pilotprojekte zur Dorferneuerung in Hessen. Wiss. Angestellte an der Universität Oldenburg (Stadt- und Regionalplanung). Vorträge und Lehraufträge an der Gh Kassel und BOKU Wien, u.a. zu Frauen in der Geschichte der Gartenkultur. Mitglied im Bremer Planerinnenstammtrisch ("Kränzchen"). Verheiratet mit KH Hülbush. Inzwischen Großeltern. Lebt und arbeitet im Teufelsmoor.

Karl Heinrich Hülbush, geb. 1936 in Hüls/Niederrhein. Nach Lehre im Zierpflanzenbau und 3 Jahren Gesellenzeit in Krefeld, Neu-Ulm Holzbüttgen, Studium des Gemüse- und Zierpflanzenbaus in Weihenstephan (Gtb.-Techniker); Studium der Landespflege (Freiraum- und Landschaftsplanung) in Berlin und Hannover. 1967-69 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Arbeitsstelle für theoretische und angewandte Pflanzensoziologie / Prof. R. Tüxen Todemann/Rinteln. 1970-74 freiberuflicher Landschaftsplaner (Gladbeck/Ruhrgebiet, Bremen); Von 1974 bis 30. September 1999 mit Vergnügen und Überzeugung Hochschullehrer an der Gesamthochschule Kasse. – Freiraumplanung, Landschaftsplanung, Vegetations- und Landschaftskunde – mit z.B. etwa 500 Diplombetreuungen. Seit 1999 Professor i.R. – PlanerInnenseminare, Notizbücher, Haus- und Gemüsegärtnerei, verheiratet mit Inge Meta Hülbush, Die Kinder sind inzwischen groß.

Manfred Jürs:

- vor 46 Jahren in Bremen geboren
- Dipl.-Psychologe und Dipl.-Ökonom (beide Studiengänge an der Universität Bremen)
- Drogenhilfe Bremen (stationäre Suchttherapie), WABE Erlangen (therapeutische Einrichtung für psychisch kranke Menschen), Delme-Werkstätten GmbH berufliche Rehabilitation psychisch Kranker und für Menschen mit Behinderungen in Bassum, Ganderkesee, Syke, Sulingen)
- und ich bin im Übrigen verheiratet und habe zwei süße Kinder (7 und 10 J.)
- und lebe im schönen Lesum direkt an Knoops Park

Birgit Klose, geb. 1959 in Vechta. Studium der Landschafts- und Freiraumplanung in Kassel. Sie ist über 15 Jahre als Landschafts- und Freiraumplanerin tätig, vor allem im norddeutschen Raum sowie in den Bundesländern Mecklenburg-Vorpommern und Sachsen-Anhalt. Seit 2002 selbstständig mit dem Planungsbüro *KWK-Freiraumplanung*, bei verkehrsplanerischen Fragestellungen enge Zusammenarbeit mit dem Allgemeinen Deutschen Fahrrad-Club (ADFC Landesverband Bremen). Aktuelle Arbeitsschwerpunkte sind: Schulwegepläne, Entwicklung rad-touristischer Themenrouten sowie Projektkoordination und Veranstaltungsmanagement. Ehrenamtliches Engagement im Arbeitskreis Verkehr des ADFC Bremen. Seit über 10 Jahren in der Bremer Planerinnengruppe aktiv. Verheiratet mit Andreas Wegmann-Klose, ein siebzehnjähriger Sohn.

Dagmar Kuhle, 1964 in Braunschweig geboren. Macj dem Abitur Ausbildung zur Krankenschwester. Arbeit als Krankenschwester in der Schweiz und in Deutschland. Ein Semester Technisches Gesundheitswesen an der FH in Gießen. 1991-1999 Studium der Landschafts- und Freiraumplanung in Kassel. Diplomarbeiten zu Freiräumen in und um das Krakenhaus und über 'Friedhofsmoden'. Büro in Kassel und Mitarbeiterin bei der Arbeitsgemeinschaft Friedhof und Denkmal / Museum für Sepulkralkultur in Kassel.

Harald Mang, 1960 in Heppenheim/Bergstraße geboren. 1977 Mittlere Reife, anschließend bis 1980 Ausbildung im Garten-Landschafts-Bau in Darmstadt, 1980/81 Fachabitur in Geisenheim/Rheingau. Von 1981 – 1984, mit Unterbrechung durch Grundwehrdienst, in Heppenheim und Kassel tätig im GaLa-Bau, quasi in Warteschleife auf das Studium an der GH Kassel. 1984-89 Grundstudium der Landschafts- und Freiraumplanung an der GH Kassel mit Diplom I zur ‚Eigenständigen Regionalentwicklung‘, 1989-91 Vertiefungsstudium an der GH Kassel. Seit 1991 nach Bremen ‚ausgewandert‘. Hier bis 1994 freie Mitarbeit im Planungsbüro ‚Collage Nord‘, von 1994-97 Handwerker im GaLa-Bau bei ‚Gärtnerhof Weyerdeelen‘, Worswede, betraut mit Baustellenleitung und Ausbildung. Seit 1998 leitender Angestellter bei einem Bremer Beschäftigungsträger der im Bereich Umweltbildung/Umweltberatung, GaLa-Bau/Spielplatzbau tätig ist.

Sonja Petrovics, 1977, studierte Landschaftsplanung und Landschaftspflege an der Universität für Bodenkultur. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Landschaftsplanung in unterschiedlichen Forschungsprojekten mit den Schwerpunkten Gender Mainstreaming in der räumlichen Planung, Landnutzung und Freiraumplanung.

Käthe Protze, geb. 1965 in Wien, Studium der Landschaftsökologie und –gestaltung an der Universität für Bodenkultur Wien, Studium der Landschafts- und Freiraumplanung an der Gesamthochschule Kassel. Diplom II 1993. Lehrgang Managing Gender und Diversity an der Universität Dortmund 2006/2007. Seit 1993 freiberuflich tätig als Landschafts- und Freiraumplanerin. Büro gemeinsam mit Christoph Theiling – p + t, protze + theiling Landschaft Stadt Freiraum, Planung und Forschung in Bremen. Ebenso 2 Kinder. Arbeitsschwerpunkte: Freiraumplanung, Demographische Entwicklung, GenderDiversity.

Mag. art Dr. phil. Ingrid Scharmann, geb. 1962 in Klagenfurt

- 1982-88 Studierte Kunst- und Werkerziehung an der Akademie der bildenden Künste Wien
- 1988 Magister Artium (mag.art.)
- 1983-95 Ausstellungsorganisationen, Gruppen- und Einzelausstellungen, Organisation von künstlerischen und kunsttheoretischen Symposien, hauptsächlich zum Thema Frauen in der Kunst
- 1984-97 Tätigkeit im Wiener Werkstätten- und Kulturhaus (WUK, Verein zur Schaffung offener Werkstätten- und Kulturhäuser)
- 1999 Doktorat zur Körper-Wahrnehmung in der Performance Art (Dr. phil.)
- 2002-05 Forschungsprojekt zu Werk und Leben Rudolf Arnheims, in diesem Rahmen Studium der Gestalttheorie in Kunst und Lehre

O. Univ. Prof.in Dr.-Ing.in Gerda Schneider, Jg. 1954

Leiterin des Instituts für Landschaftsplanung und des Departments für Raum, Landschaft Infrastruktur an der Universität für Bodenkultur Wien

Studium der Landschaftsplanung an der GHKassel, Promotion 1989, 1984-1990 wissenschaftliche Bedienstete und Lehrbeauftragte

1992-1994 Leiterin des Amtes für Grünanlagen und Forsten der Landeshauptstadt Saarbrücken

Arbeitsschwerpunkte: Landschaftsplanung, feministische Theorie und Praxis in der Landschaftsplanung, forschendes Lernen und Lehren, Wissenschafts- und Erkenntnistheorie sowie Geschichte der Professionalität in der Landschaftsplanung

Heike Schneider geb. 1963 in Drangstedt bei Bremerhaven. Nach Beendigung der Fachoberschule für Sozialpädagogik, folgte die Lehre als Blumen- und Zierpflanzengärtnerin beim Gartenbauamt Bremerhaven. An der Gesamthochschule Kassel wurde 1993 das Studium der Landschafts- und Freiraumplanung abgeschlossen. Während und nach dem Studium erfolgten diverse Mitarbeiten in Planungsbüros und in Garten- und Landschaftsbaubetrieben. Nach einer befristeten Festanstellung in einem Bremer Beschäftigungsbetrieb als Anleiterin und Projektleiterin im Bereich Spielplatzplanung und –bau wurde 2002 das Planungs- und Projektbüro 'Stadt Land Garten' gegründet. Auftragsschwerpunkte sind gärtnerische Lehrgänge bei Bildungs- und Beschäftigungsträgern, Projekte im Bereich der Umwelt- und Erlebnispädagogik und der Regionalentwicklung. Lebens- und Bürostandort ist in Worpswede; 2 Kinder.

Christine Anna Vetter, geb. 1958 in Breitenbach am Herzberg. Bauerntochter. 1977-84 Studium der Landschaftsplanung an der GhKassel. Pflanzlerin bei der Aktion "7000 Eichen Joseph Beuys" Fortsetzung der Arbeit u.a. als Fachberaterin des "Arbeitskreises Grünes Bremen e.V." (1986-87). Freiberuflich tätig im Büro BSL-Kassel zusammen mit Bernd Schürmeyer und Helmut Böse-Vetter. Arbeitsschwerpunkte: Bebauungs- und Freiraumplanung, Reflexion der beruflichen Alltagsarbeit. In den 90er Jahren Betreuung diverser Diplomarbeiten mit K.H. Hülbusch. 2 Töchter. Seit 2003 freiberufliche Berufsbetreuerin (gesetzliche Betreuungen) auf "Bestellung" des Kasseler Amtsgerichts.

Notizbücher der Kasseler Schule

- 1 Scholz, N.: Über den Umgang mit Bäumen. 1985 / 91
- 2 Krautern mit Unkraut. Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987 / 91
- 3 Sammeln und Säen. Mit Arbeiten von: Auerswald, B.; Fahrmeier, P. 1987
- 4 Krah, G.: 'Mini-Kienast' Synthetische Übersicht der Stadtvegetation Kassels. 1987
- 5 Bartung, L.: Ein alter Hut - Die bio-ökologische Stadtgrünpflege. 1987/93**
- 6 Disziplingeschichte der Freiraumplanung / Landschaftsbildanalyse. 1987 / 96
- 7 Krah, G.: Träume von Säumen. Gimbel, G., Hennen, R.:
Kasseler Kalkschotterdecken. 1988 / 92
- 8 Harenburg, B.: Mietergärten - Sind Zufälle planbar? 1988 / 92
- 9 Der Paxisschock - Von fertigen Umwegen und unfertigen Wegen. 1988
- 10 Nachlese Freiraumplanung. 1989 / 91**
- 11 Sauerwein, B.: Die Vegetation der Stadt. Ein Literaturführer. 1989/90
- 12 Heinemann, G.; Pommerening, K.: Struktur und Nutzung dysfunktionaler Freiräume.
1989 / 94
- 13 Stolzenburg, J.: Grünlandwirtschaft und Naturschutz in der hessischen Rhön. 1989
- 14 Sauerwein, B.: Stadtvegetation. Kritische Bibliographie. 1989
- 15 Schneider, G.: Die Liebe zur Macht. Über die Reproduktion der Enteignung in
der Landespflege. 1989**
- 16 Planen für die Wechselfälle des Lebens. "Junggesellenkultur" 1990 / 1993
- 17 Pflege ohne Hacke und Herbizid. 1990
- 18 Hard-Ware. Texte von Gerhard Hard. 1990 / 96
- 19 Was hat Martha Muchow mit Astrid Lindgren zu tun? und: Freiraum an Schulen. 1990
- 20 Ein Stück Landschaft - Kompaktseminar Miltenberg/ M. 1991**
- 21 Sommer '89' - 'Prüfungsreden'. 1991
- 22 Der ideale Wurf. Mit Beiträgen von: Schwarze, B., Trust, H., Helmrich, B.,
Rühling, S. 1991.
- 23 Von Haustür zu Haustür - Morphologie u. Organisation. Beiträge von: B. Harenburg,
I.Wannags, u.a. 1991
- 24 Der Landschaftsplan für die Stadt. und: Grünplanung im Gefolge der Stadtplanung.
1992
- 25 Worpswede und umzu. 1991**
- 26 Reise oder Tour? Mit Arbeiten von: Appel, A., Mehli, R., Scheidel, W. 1992
- 27 Vom Straßenrand zur Bordüre. Mit Arbeiten von: Lucks, T., Grundler, H., Lühns, H.,
Meermeier, D. 1993
- 28 Die 'Freie Landschaft'. Mit Beiträgen von: Schürmeyer, B., Vetter, C.A., Boss, H., Granda
Alonso, E., u.a. 1993
- 29 Gut gesät. Beiträge von: Auerswald, B., Hülbusch, K. H., Lechenmayer, B.,
Zollinger, R. u.a. 1993
- 30 Prüfungsreden '91/92. 1993**
- 31 Pater Rourke's semiotisches Viereck - Acht vegetationskundliche Beiträge. 1993
- 32 Lühns, H.: Die Vegetation als Indiz der Wirtschaftsgeschichte. 1994
- 33 Vom Regen in die Traufe: Verwendung d. Niederschlagswassers.
Biomüllkompostierung? ...1994
- 34 Pflege-Fälle. Mit Beiträgen von: Hülbusch, Lühns, Schwarze, Protze, Knittel, u.a. 1994
- 35 SchauDerGärten - Nachlese zu Gartenschaukritik. 1995**
- 36 Alles Quecke. Mit Beiträgen von: Bauer, I., Gehlken, B., Ledermann, B. 1995

- 37 Blockrand und Stadtrand. Beiträge von: Moes, Theiling, Mehli, Möller, Schneider, Bekeszus, u.a. 1995
- 38 StadtBaumschule - 'Vertrauliche Mitteilungen über Bäume'. 1996
- 39 Himmel und Hölle. Mit Beiträgen von: A. Hohagen, K. Hülbusch, u. a.. 1996
- 40 Freiraum und Vegetation. Festschrift zum 60. Geburtstag von K. H. Hülbusch. 1996**
- 41 Ney, S.: Die Gartenstadt Neu-Siebethsburg in Wilhelmshaven. 1996
- 42 Land und Lüge - Geschichten zur Landschaft. 1996
- 43 Groeneveld, S.: Agrarberatung und Agrarkultur und andere Texte. 1996
- 44 Bremer-Reihen: Plätze in Bremen; Reihenhauptstadt 1997
- 45 Zwei Spaziergänge zu '7000n Eichen' von Joseph Beuys. 1997**
- 46 Das Maß der Dinge; Prüfungsreden drei. 1997
- 47 "Ich gehe raus und bin doch zu Haus" und andere Texte von Inge Meta Hülbusch. 1997
- 48 Muttheorie gegen Zumutungen. Beiträge von Ameise, Appel, Dessine, u.a. 1997
- 49 Hard, G.: Ruderalvegetation. 1998
- 50 Notizbuch. 1998**
- 51 Buchstützen; Bibliographien zu den Notizbüchern, zu studentischen Arbeiten, zum Grünland. 1999
- 52 Gagel, Speik und Wegerich; Beiträge zur Landschafts- und Vegetationskunde. 1999
- 53 Alle reden vom Land und andere Texte von und mit Karl Heinrich Hülbusch. 1999
- 54 Gute Bau-Gründe. Beiträge zur Stadt-, Bau-, Freiraumstruktur. 1999
- 55 In guter Gesellschaft. Beiträge zur Pflanzensoziologie, Landschafts- und Vegetationskunde. 2000**
- 56 Die Boden-Rente ist sicher. Beiträge zur Organisation des Bau-, Freiraum-, Siedlungsgrundrisses. 2000
- 57 Der Gartenbau in 4 Abteilungen – oder: Die Haus – Gemüse - Wirtschaft. 2001
- 58 "Licht und Schatten" Herstellungsplanung. Red. F.Bellin, K.H.Hülbusch 2004
- 59 Über kurz oder lang (Promenaden, Friedhöfe, Gesicht und Landschaft) 2002
- 60 Die Paletten der Pflanzenfarben. -Alle Pflanzen färben irgendwie gelb-. 2002**
- 61 Wer lehrt lernt. Wer nichts lernt, kann nicht lehren. Red.: K.H.Hülbusch, H.Troll. 2003
- 62 Anthropogene Vegetation, Red.: E.-J. Klauack. 2003
- 63 Von der Klassenfahrt..... Lythro-Filipenduletea-Gesellschaften an Hamme, Wümme und Oste. 2003
- 64 Von ‚Gemeinen Hufen‘ Red.: B. Gehlken , K.H. Hülbusch. 2003
- 65 E.-J. Klauack: Gartenflora. -Bestimmungsschlüssel für einkeimblättrige Gartenpflanzen- . 2003**
- 66 "Unter Verschluss" – Der "modische" Bebauungsplan. Red.: Bellin/Hülbusch. 2006
- 67 Symposien der AG Freiraum und Vegetation 2001 – 2004. Red.: B.Sauerwein, G.Moes. 2005
- 68 Vor der Tür. Beiträge zur Vegetations-und Landschaftskunde. Red.: F.Bellin-Harder u. H.Böse-Vetter. 2006.
- 69 E.-J. Klauack: Die Forstpflanzengesellschaften des Hunsrücks. – 2005
- 70 Von Zeit zu Zeit. Band 1 und 2. Jubiläumsschrift. 2006**



Die neue Landstraße.

Biergarten-Kreis 2006
ca. 2,50 höher als der Weg



Biergarten-Kreis 2008
ca. 4,50 höher als der Weg



Biergarten-Kreis 2010
ca. 6,50 höher als der Weg